Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Vierzehnter Band.

Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Dritte, auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage,

besorgt durch

Franz Muncker.

Vierzehnter Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1898.

Druck von Carl Rembold & Co., Heilbronn.

Vorrede.

Den vierzehnten Band eröffnen die letzten Arbeiten, die Lessing selbst noch für den Druck vorbereitete, seine Aufsätze im fünften und sechsten der „Wolfenbüttler Beiträge". Von ihnen wagte ich nach reiflicher Überlegung doch nicht die Schrift des Theophilus Presbyter auszuschließen, obgleich sich Lessing bei ihr fast auf den einfachen Abdruck der Wolfenbüttler Handschrift mit ganz wenigen kritischen Anmerkungen beschränkte, die gewiß geplante Einleitung dazu aber nicht mehr vollenden konnte. Unter dem Texte verzeichnete ich dabei alle Abweichungen des Druckes von jener Wolfenbüttler Handschrift, so weit es sich nicht um bloße Unterschiede der Rechtschreibung oder um Fehler, die Lessing wohl mit Absicht verbesserte, oder sonst um kleine absichtliche Änderungen des Herausgebers, sondern vermutlich um ein Versehen desselben oder auch um einen Druckfehler handelte. Ganz zweifellose Druckfehler beseitigte ich mitunter auch stillschweigend. Ebenso änderte ich verhältnismäßig oft, aber stets mit Angabe der verbesserten Lesarten, augenfällige Fehler der Handschrift, die Lessing beibehalten hat. Aber da ich nicht das Werk des Theophilus, sondern nur den Lessingischen Text dieses Werkes kritisch zu behandeln hatte, erlaubte ich mir solche Verbesserungen auch nur bei augenscheinlichen Fehlern, nicht bei bloßen Abweichungen des Wolfenbüttler Textes von andern Handschriften des gleichen Inhalts. Auch änderte ich natürlich solche Formen nicht, die zwar im guten Latein verwerflich wären, aber in mittelalterlichen Handschriften und alten Drucken gelegentlich begegnen, wie idem statt item oder molare neben molere u. dgl. Gleichwohl wird durch meine Behandlung der Text, der in den früheren Ausgaben stellenweise recht unklar geblieben ist, nicht nur lesbarer geworden sein, sondern man wird nunmehr auch leichter erkennen, daß Lessing, wo er Unverständliches oder sprachlich Unrichtiges abdrucken ließ, sich fast durchaus genau an seine handschriftliche Vorlage hielt. Eine neue Prüfung dieser Vorlage schien mir nach der — freilich nicht immer zuverlässigen — Ausgabe der Schrift des Theophilus von Albert Ilg und nach der sorgfältigen jüngsten Vergleichung der Wolfenbüttler Handschrift durch Alfred Schöne (für die Hempel'sche Aus-

gabe) nicht nötig zu sein; für meinen Zweck durfte ich mich mit den textkritischen Angaben dieser beiden Forscher und besonders Schönes begnügen.

Der Rest dieses vierzehnten Bandes und ebenso die beiden folgenden Bände sind den Entwürfen und unvollendeten Schriften Lessings gewidmet, die ich möglichst vollzählig, nach der Zeit ihres Entstehens geordnet, mitzuteilen suche. Ich drucke daher nicht bloß diejenigen Bruchstücke seiner Arbeiten ab, die uns in Handschriften oder in unmittelbar nach seinem Tod erfolgten Veröffentlichungen seiner Freunde erhalten sind, sondern ich verzeichne — ähnlich, wie es im dritten Bande dieser Ausgabe bei dem theatralischen Nachlaß geschah — auch solche Schriften und Pläne Lessings, von denen außer dem Titel nichts oder doch fast nichts auf uns gekommen ist. Doch setze ich dabei voraus, daß Lessing sich mit diesen Plänen wirklich getragen, daß er an ihnen schon gearbeitet habe oder doch ernstlich Willens gewesen sei, an ihnen zu arbeiten. Dagegen lasse ich unerwähnt, was sich sofort nur als Projekt erweist, flüchtige Gedanken, die ihm einmal durch den Kopf schossen, die er aber auf dem Papiere gewiß nicht festhielt, auch gar nicht festzuhalten gedachte. So spricht z. B. Lessing im Brief an Ramler vom 11. Dezember 1755 von „unsern Projekten“, die aber vorläufig Ramler nur allein ausführen solle, oder er schreibt am 31. März 1759 an Gleim über den Plan einer Ausgabe Anakreons in einer Weise, aus der deutlich hervorgeht, daß er selbst eine solche Ausgabe keineswegs ernstlich vorhatte und nur Gleim durch seine Worte zum eifrigen Übersetzen Anakreontischer Lieder anspornen wollte. Natürlich lasse ich ferner bei Seite, was nur irrtümlich Lessing zugeschrieben wurde, so z. B. die angeblich 1741 bei seiner Aufnahmsprüfung in Meißen verfaßten Sätze, die zuerst C. A. Diller in seinen „Erinnerungen an G. E. Lessing, Zögling der Landesschule zu Meißen“ (Meißen 1841), aber eingestandener Maßen als eigne, frei erfundene Zuthat, mitteilte, und die unter andern Boxberger (in der Ausgabe der Werke Lessings in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“, Bd. XIV, S. 439) unbesonnener Weise wieder abdruckte, obgleich namentlich H. Peter im „Archiv für Litteraturgeschichte“, Bd. X, S. 307 auf den geschichtlichen Unwert der Erzählung Dillers längst hingewiesen hatte.

Die zunächst in dem vierzehnten Bande verzeichneten Entwürfe reichen von den Meißner Schuljahren Lessings bis in das Ende der Breslauer Zeit, von dem Glückwunschschreiben an den Vater beim Beginn des Jahres 1743 bis zu den reichhaltigen Vorarbeiten für die drei Teile des „Laokoon“. Was über Entstehung, handschriftliche Überlieferung und Druck der verschiednen Entwürfe zu sagen ist, bemerke ich in jedem einzelnen Falle sogleich unter dem Texte. Auch sonst füge ich hier dann und wann eine kleine, hoffentlich erwünschte Erklärung bei, besonders wo Lessing sich in seinen Citaten Abkürzungen gestattet, die nicht jedem auf den ersten Blick verständlich sein dürften. Daß ich die Papiere zum „Sophokles“, die ich für den achten Band dieser Ausgabe nicht hatte benützen können, hier noch einmal genau nach dem Lessingischen Wortlaut abdrucken ließ, wird man mir bei genauer Prüfung kaum

verargen. Denn nur aus ihnen, nicht aus ihrer Bearbeitung durch Eschenburg, an die ich mich dort halten mußte, sieht man, wie Lessing arbeitete, wie er sich bald einen Einfall, bald eine Erklärung an den Rand schrieb, allerlei Citate zusammentrug, seine Anmerkungen dazu kurz skizzierte; überdies tritt die Eigenart seines Stiles, die sich trotz aller Flüchtigkeit der Aufzeichnungen nicht verleugnet, erst aus diesem getreuen, nicht überarbeiteten Abdruck der Handschriften hervor.

Indem ich Lessings Citate in den von ihm benützten Ausgaben nachprüfte, konnte ich in den Entwürfen, die uns nicht mehr in der Handschrift erhalten sind, manchen Lesefehler der ersten Herausgeber verbessern, in den übrigen manche undeutliche Stelle in Lessings Schrift zum ersten Male richtig entziffern. Bei den griechischen Citaten beseitigte ich außerdem zahlreiche Flüchtigkeiten in der Schreibung. So ergänzte ich in denjenigen Entwürfen, in denen die griechischen Wörter meistens mit Accenten versehen sind, stillschweigend auch die vergessenen Zeichen: in den andern, häufigern Entwürfen, in denen Lessing diese Accente überhaupt wegließ, folgte ich zwar hierin seinem Vorgange, trug aber wenigstens einzelne von ihm übersehene Spiritus und Jota subscripta nach. Eine gewisse Ungleichheit in der Schreibung des Griechischen bleibt ja auch bei diesem Verfahren; sie geht aber auf Lessing selbst zurück, weshalb ich sie nicht zu entfernen wagte. Eine weitere, geringfügige Ungleichheit entsteht dadurch, daß Lessing bei griechischen Diphthongen die Accente und Spiritus in einzelnen Entwürfen durchweg oder fast durchweg auf den ersten Vokal, in andern aber so, wie wir jetzt gewohnt sind, auf den zweiten setzte. Auch hierin folgte ich ihm; doch führte ich wenigstens in einem und demselben Aufsatze stets den gleichen Gebrauch durch, während Lessing sich dabei meistens auch im Einzelnen noch kleine Willkürlichkeiten erlaubte. In allem Übrigen behielt ich die Schreibung und ebenso die Interpunktion meiner Vorlagen bei, so flüchtig und unregelmäßig sie auch sein mochte; nur wo die Wörter der höflichen Anrede Sie, Ihnen, Ihr, Euch u. s. w. in den Handschriften kleine Anfangsbuchstaben haben, setzte ich dafür die großen. So weit möglich, suchte ich selbst gewisse äußerliche Einrichtungen der Handschriften im Drucke nachzubilden, so bei dem Aufsatze „Der Schauspieler" und bei den Papieren zum „Sophokles".

Die Handschriften, die für diesen vierzehnten Band in Betracht kamen, gehören teils dem Geheimen Justizrate Herrn Robert Lessing in Berlin, teils der herzoglich braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel, teils der königlichen und Universitätsbibliothek in Breslau. Die letztgenannten erhielt ich schon vor mehreren Jahren durch die Güte der Breslauer Bibliotheksverwaltung zu längerem Gebrauche nach München gesandt; neuerdings verglich mein Freund Max Koch noch einzelne Abschnitte darin für mich zu wiederholten Malen mit äußerster Sorgfalt. Die Wolfenbüttler und Berliner Papiere schrieb ich mir vor einiger Zeit an Ort und Stelle selbst ab; überdies hatte Herr Lessing die ungemeine Liebenswürdigkeit, mir alle für diesen Band wichtigen Papiere, die er besitzt, während des

Druckes zu erneuter Durchsicht für mehrere Wochen nach München zu schicken. Wie er überhaupt meine Arbeit in jeder Weise und weit mehr, als ich hoffen durfte, uneigennützig unterstützte, so verdanke ich es ihm insbesondere, daß meine Wiedergabe der Laokoonpapiere vollständiger und im Einzelnen genauer ausfallen konnte als ihr Abdruck in allen früheren Ausgaben. Um dies zu erreichen, bin ich freilich von einem Grundsatz, an dem ich in den ersten Bänden festhielt, abgewichen: ich merkte nämlich bei den nachgelassenen Entwürfen ausnahmslos alle Korrekturen an, die Lessings Handschrift aufweist. Ich fürchte nicht, daß ich für diese Mitteilung des von dem Verfasser selbst sogleich während oder nach der Niederschrift Getilgten und Verbesserten Tadel ernten werde. Liegen uns doch diese nachgelassenen Aufsätze überhaupt nicht in einer für den Druck endgültig abgeschlossenen Form vor! Indem wir sie der Öffentlichkeit übergeben, erschließen wir ohnedies einen Blick in Lessings geistige Werkstätte; wir erkennen aus ihnen fast mehr noch, wie, als was er arbeitete: da können wir denn auch die kleinen Mühen und Hemmnisse der Arbeit im Einzelnen nicht genau genug kennen lernen.

Schließlich bitte ich noch zwei Versehen zu verbessern. S. 207, Z. 25 würde es statt „hist. Gener.“, wie der Druck von 1795 liest, richtiger heißen „hist. Genea.“ (= genealogica, wie der Titel bei Eccard lautet); möglich bleibt es bei alledem, daß Lessing Gener. (= generum) geschrieben hat. S. 208, Z. 3 aber ist „Act. 55.“ offenbar ein Lesefehler des Herausgebers von 1795; es muß natürlich „Act. SS.“ (= Acta Sanctorum) heißen. Ich wagte die Änderung nicht vorzunehmen, bevor ich mich in den verschiednen Ausgaben des großen Werkes in den Münchner Bibliotheken vergewissert hatte, daß die Zahl 55 auch nicht als Paragraphenzahl einen Sinn habe; inzwischen wurde leider der Bogen reingedruckt.

Sollte mir etwa sonst eine Kleinigkeit entgangen sein, so glaube ich auf die Nachsicht billig denkender Beurteiler rechnen zu dürfen. Ich habe es gerade bei diesem Bande an Fleiß nicht fehlen lassen und z. B., um die drei kleinen Beiträge Lessings zu Adelungs Fortsetzung des Jöcher'schen Gelehrtenlexikons aufzustöbern, einige tausend engbedruckte Quartseiten Zeile für Zeile durchgesehen. Aber ich weiß wohl, daß mein Wunsch, durch Aufzählung sämtlicher schriftstellerischer Pläne, mit denen Lessing sich jemals ernstlich trug, einen ungefähren Überblick über sein gesamtes litterarisches Wollen und Wirken zu geben, nur unvollständig erfüllt werden kann: die Handschriften und Briefe, aus denen wir die Kenntnis solcher Pläne schöpfen könnten, sind uns keineswegs lückenlos erhalten, und auch den, der diesen Vorrat zu sammeln und wissenschaftlich zu verwerten unternimmt, schützt der gewissenhafteste Eifer nicht vor jedem Irrtum.

Savognin in Graubünden, 6. August 1898.

Franz Muncker.

Inhalt.

Zur
Geschichte und Litteratur

Aus den Schätzen

der

Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel

Fünfter Beytrag

von

Gotthold Ephraim Lessing

und

Johann Joachim Eschenburg.

Braunschweig,

im Verlage der Fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung,

1781.

[Der fünfte der Wolfenbüttler Beiträge sollte zusammen mit dem nunmehrigen sechsten Beitrag nach Lessings Absicht das erste Stück seiner „Neuen Beyträge zur Historie und Litteratur" bilden. Die zweite Hälfte dieses ersten Stücks, die Mitteilungen nämlich aus dem Theophilus Presbyter und der Aufsatz „Maranjon", die später den sechsten der Wolfenbüttler Beiträge bildeten, waren schon gegen Ostern 1780 fertig gedruckt, wurden aber nicht ausgegeben, weil Lessing die Aufsätze zur Geschichte der Fabel, mit denen er die erste Hälfte des Bandes ohne Beihilfe anderer Mitarbeiter allein füllen wollte, noch nicht abgeschlossen hatte. Nach seinem Tode gaben J. J. Eschenburg und Chrn. Leiste das, was für die „Neuen Beyträge" bestimmt war, als fünften und sechsten Band der älteren, seit 1773 veröffentlichten Wolfenbüttler Beiträge heraus. Und zwar erschien der fünfte, von Eschenburg besorgte Beitrag nach dem sechsten, zwar mit der Jahreszahl 1781, in der That aber laut den Meßverzeichnissen erst zur Ostermesse 1782, VIII Seiten (Titel, Eschenburgs Vorbericht und Inhaltsverzeichnis) und 261 Seiten 8° stark, mit der Schlußbemerkung „Wolfenbüttel, aus der Bindseilschen Buchdruckerey, 1781." Im Meßkatalog von Ostern 1781 war er auch schon auf Michaelis 1781 versprochen worden. Doppeldrucke sind von diesem Bande nicht vorhanden; doch wurde zu Blatt 53/54 ein Carton gedruckt. Das auf solche Weise beseitigte Blatt bezeichne ich als 1781 a, den endgültigen Druck, der dem folgenden Texte zu Grunde liegt, als 1781. Lessings Anteil an diesem fünften Beitrag reichte übrigens nur bis kaum zur Mitte von Seite 58. Den Rest füllten Abhandlungen Eschenburgs und anderer braunschweigischer Gelehrten. Lessings Aufsätze wurden 1793 mit geringfügigen, für die Textkritik bedeutungslosen Änderungen in den sämtlichen Schriften, Teil XIV, S. 108—180 wieder abgedruckt. Besonders zu dem zweiten dieser Aufsätze, über den Anonymus des Nevelet, enthalten die Breslauer Papiere manche Vorarbeiten, die zusammen mit dem übrigen Nachlaß Lessings im 16. Bande unserer Ausgabe erscheinen werden. Auch das Verzeichnis der für die „Neuen Beyträge" geplanten Aufsätze findet sich auf einem Blatte der Lessingischen Handschriften in der Breslauer königlichen und Universitätsbibliothek ohne Überschrift und sehr flüchtig folgendermaßen aufgezeichnet:

XXI.	Zweyte Entdek.	3.
— II.	Anonymus des Nevelet.	2.
— III.	Fabeln des Mellicensis	2.
IV.	Fragment des Renners	2.
V.	Fabeln des Renner	3.
VI.	Fabeln des Folz	2.
VII.	Theoph. Presb.	4.
VIII.	— — —	
XXIX.	Foderungen des Ungen.	

Die rechts beigesetzten Zahlen sollen wahrscheinlich die beiläufige Anzahl der Bogen andeuten, die den einzelnen Aufsätzen im Drucke zugedacht war. Dann müßte freilich, wie schon Lachmann erkannte, dieser Zettel früher geschrieben sein, als irgend etwas von dem darauf Genannten gedruckt war, da der „Theophilus Presbyter", der zuerst gedruckt wurde, im sechsten Beitrage gerade 8½ Bogen einnahm.]

XXI.

Ueber die sogenannten
Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Zweyte Entdeckung.

Länger muß ich die *zweyte* Entdeckung, die ich über die sogenannten *Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger* gemacht habe, meinem Leser nicht schuldig bleiben. Sie betrift, wie er schon weiß, den Namen des Dichters.

Gottsched nehmlich hat versichert, ihn in einer Handschrift gefunden zu haben, welche unsere Bibliothek von diesen Fabeln aufbewahret. Und so, wie er ihn will gefunden haben, so wie er ihn daraus mittheilet, haben ihn selbst die Schweitzer auf Treue und Glauben anzunehmen, kein Bedenken getragen. Unsere Handschrift, sagt er, sey auf Papier, habe schlechte zu den Fabeln gehörige Figuren, und sey so zerrissen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln, nebst ihren Bildern fehlen. „Weswegen uns aber“, fährt er fort, „dieser Braunschweigische Codex lieb gewesen, ist dieses, daß er „am Ende eine Jahrzahl, und ausserdem eine Erwähnung des Namens „von dem Dichter in sich hält: zu geschweigen, daß er die allermeisten „Fabeln in sich begreift. *Scherz* hat nur 51 drucken lassen; ob„wohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttelsche „aber begreift 90 Fabeln, und noch einen Beschluß, den der Verfasser, „wie die Fabeln selbst, das XCI. *Capitel* nennet. Die Jahrzahl

„am Ende ist MCCCCII. Der Name des Verfassers wird in folgenden „Zeilen erwähnet:

Von Riedenburg ist er genannt,
Gott muß er ymmer seyn bekannt,
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von Latein, so muß sein gedacht
Ymmer zu gut werden
In Himmel und auf erden."

Dieses schrieb Gottsched im Junius 1756 (*), ein Jahr vorher, ehe die Schweitzer ihre Ausgabe an das Licht treten liessen. Gleichwohl wußten sie entweder damals von Gottscheds Entdeckung noch nichts, oder wollten nichts davon wissen; sondern erst in der Vorrede zu der bald darauf erscheinenden Chriemhilden Rache, fanden sie für gut, mit gänzlicher Verschweigung von Gottscheds Namen, Gebrauch davon zu machen. „Man hat", sagen sie, „die Fabeln aus den Zeiten „der Minnesinger, von deren Verfasser itzt bekannt ist, daß er der „Burggraf von Riedenburg gewesen, von welchem wir etliche artige „Strophen in der Manessischen Sammlung haben, mit dem Lobe be„ehrt u. s. w." Und in der Note beruffen sie sich desfalls auf eben dieselbe Handschrift unserer Bibliothek, und führen eben dieselben Zeilen daraus an, die wir Gottscheden daraus anführen gesehen. Indem sie nun Gottscheden die Ehre dieser kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen: so wären sie es werth, wenn man ihnen nun nachsagte, nicht, daß sie sich blos von ihm verführen lassen, sondern daß sie, bey eigener Einschauung der Handschrift, sich freyerdings der nehmlichen Oscitanz schuldig gemacht, die ich an Gottscheden bewundere. Doch ich weiß, daß sie dieses nicht haben; und höchstens kann ihnen nur die voreilige Zuversichtlichkeit zur Last gelegt werden, mit welcher sie versichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottscheds Schaffung, ebenderselbe Burggraf von Rietenburg sey, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten sie, ausser der Aehnlichkeit des Namens, doch nicht den geringsten Grund haben; welche Aehnlichkeit für sich allein, selbst alsdenn so viel als nichts beweisen würde, wenn auch Gottscheds Vorgeben schon seine völlige Richtigkeit hätte.

(*) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, S. 424.

Nun aber, da auch diese wegfällt —— Denn kurz; wahr ist es zwar, daß Gottsched den von ihm so und so beschriebenen Codex aus unserer Bibliothek gehabt, und daß sich in demselben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden. Allein es ist nur Schade, daß sie das nicht sagen, was sie Gottsched sagen läßt, und daß der gute Mann nur zwey Zeilen hätte weiter lesen dürfen, um seinen Irrthum einzusehen, welcher, mit einem Worte, darinn besteht, daß er für den Verfasser den Mäcen des Verfassers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Besten ersterer gedichtet oder übersetzt zu haben versichert.

Der Epilog nehmlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe(*) angeführet habe, und welcher sich daselbst mit den Worten Sein sele befind nymmer wee schließt, hat in unserer Handschrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieselben sind, auf welche sich Gottsched beruft. Wenn nun also auf den Wunsch, für das Wohlergehen dessen, für den der Poet gedichtet:

Und wem es zu lieb getichtet sey
Der muß ymmer werden frey
Vor allen Unglück ymmer mee
Sein sele befind nimmer wee

unmittelbar in der Handschrift folget,

Von Riedenburg ist er genannt
Gott muß er ymmer sein bekannt: —

ist es nicht klar, daß der Name Riedenburg sich auf das vorhergehende beziehen muß? sich auf den beziehen muß, dem zu lieb das Buch getichtet sey? Besonders da gleich darauf ein zweyter Name folgt, welchen übersehen zu haben, ich Gottscheden eben verdenke, und welches kein anderer seyn kann, als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieses in seinem völligen Zusammenhange einsehen zu lassen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe sehr verhunzt und kaum zu verstehen ist, aus dem Manuscript noch einmal hersetzen, und ihn zu leichterer Verständniß nothdürftig interpunktiren; jedoch ohne weiter das geringste darinn zu ändern.

(*) Erster Beytrag, S. 22.[1]

[1] [Bd. XI, S. 336 f. in dieser Ausgabe]

Von dem meister der ditz puch von latein zu dewtsch hat pracht.

Wer dy peyspil merken wil,
Der setz sich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diser peyspil, nemt es war.
Dy tat ist nit also gewesen
Der ding, als man hat gelesen.
Darumb list man ein peyspil gut,
Das weiser werden der menschen mut.
Hundert peyspil han ich hy für geleit
An ditz puchlein, die ditz becleyt
Sint mit weysen worten,
Einfelticlich an allen orten.
Doch han ich cluger synnen hort
An weyse, und auch an wort.
Ein durres tal dick treyt
Ein kern der süssikeit.
Ein cleyner gart oft gepirt
Dy frucht, der man getrost wirt.
Schlechte wort und schlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Vil wort krump sein geflochten,
Der hat nu vast gefochten.
Wem schlechte wort nit nutz sint,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch selber nicht verstat.
Der wol das sper prechen kan,
Das ist nütz vil manchem man.
Treyt sper, messer und schwert,
Dy doch sint cleins nutzes wert,
In seiner hant. Ein end hat
Das puch, das geschriben stat.
Wer das list oder leßt lesen
Der muß selig ymmer wesen!
Und wem das zu lieb sey
Geticht, der muß ymmer wesen frey
Vor allem unglück, ymmer me,
Sein sele leyde nymmer we!
Von Rindenperg ist er genannt,
Gott muß er ymmer sein bekant!
Und der es zu dewtsch pracht

Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er ist genant Bonerius,
Ein ritter goʒ alsüs
Er fristet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer sein behut
Vor des tewfels samen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheissen. Was kann deutlicher, was kann unstreitiger seyn?

Alles was sich zu Gottscheds Entschuldigung noch etwa sagen liesse, wäre dieses; daß der Epilog, so wie ich ihn hier mittheile, nicht aus eben derselben Handschrift genommen ist, die ihm[1] zum Gebrauche vergönnt gewesen, sondern aus einer zweyten; und daß in jener die 40ste Zeile allerdings ein wenig anders und so lautet, daß vielleicht auch ein anderer seinen Fehler könnte begangen haben, wenn das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anstatt nehmlich,

Und der es zu dewtsch pracht,

welches sich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort,

Und das er das zu teutsch hat gepracht,

welches von dem vorhergehenden Riedenburg gesagt zu seyn scheinen könnte, wenn schon sonst etwas von ihm gesagt wäre, womit dieses durch ein und zu verbinden gewesen, und sich das Er in dem

Von Riedenburg ist er genannt

nicht so genau an den anschlösse, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meyne, daß in unserer Handschrift, welche Gottsched gebraucht, der Nachsatz von dem Bonerius überhaupt fehle: so will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus her setzen.

Von Ridenburg ist er genannt
Got muß er ymmer seyn bekannt
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von latein so muß sein gedacht
Ymmer zu gute werden
In himmel und auf erden.

[1] ihn [verdruckt 1781]

Er ist genannt Benerius
Gott frist ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels samen
Nu sprecht alle Amen.

Daß hier verschiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man sich nicht befremden lassen. Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik seyn, die wahre Lesart des Verfassers wieder herzustellen; und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bey der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverlässigkeit entscheiden, wie eigentlich die 46te Zeile zu lesen oder auch nur zu interpunktiren sey? und ob es wahr ist, daß Bonerius ein Ritter gewesen? wie die eine Handschrift will, und wovon die andre durchaus nichts weiß. Kaum läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geschrieben. Denn warum kann Rindenberg nicht eben sowohl eine Familie gewesen seyn, als Riedenburg? Nur Benerius ist wohl offenbar das falsche; denn ich wüßte mich keines solchen Namens zu erinnern. Hingegen ist ein späterer Hir. Boner sogar unter den deutschen Uebersetzern sehr bekannt.

Da ich nun aber bereits schon zweyer Handschriften unserer Bibliothek von diesen Bonerschen Fabeln, (wie ich hoffe, daß man sie nun künftig nennen wird) gedacht habe, und sie auch noch eine dritte und eine vierte besitzt: so muß ich wohl vor allen Dingen erst einige nähere Nachricht von ihnen insgesamt ertheilen; bevor ich, was ich noch von den Fabeln selbst anzumerken habe, und worauf mich zum Theil diese meine zweyte Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erste also, welches diejenige seyn mag, die Gottsched gebraucht hat, ist von ihm hinlänglich beschrieben. Ich darf nur noch hinzu setzen, daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln, welche sie zählt, (die sie aber lange nicht alle mehr enthält) die ersten 84 in der Aus-

gabe der Schweitzer vorkommen, die letzten sechse aber die nehmlichen sind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgetheilet habe,[1] und sich hier bald besser bald schlechter lesen lassen. Damit man hiervon einigermassen selbst, zugleich auch von dem Dialekte urtheilen könne, in welchem die ganze Handschrift abgefaßt ist, will ich die eine, nehmlich die 88te daraus hersetzen. Sie ist überschrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Bischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was one zil
Nu hette er einen Junglingk
Bey im der was seines vettern kint
Des was der Bischoff gar wol gemint
Er hette auch einen weisen man
Zu Ertzbriester gesetzt hindan
Nu fuget es sich auf einen tag
Das der Ertzbriester lag
Und also siech was das er starb
Der Junglingk umb das Ampte warb
Der Bischoff tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert
Darnach nicht lange ward gespart
Dem Bischoff gesandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die beysant
Zu dem gesinde sprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten sol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling sprach er do
Mich duncket du seist zu thinne darzu
Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einen andern ich sie bevehlen sol
Ich vorcht und gebe ich dir sie in deinen gewalt
Sie wurden alle geßen ungezalt

[1] [Dieser Satz findet sich auch handschriftlich in einem Notizenheft unter den Breslauer Papieren; hier lautet er:] Ich setze also nur hinzu, daß von den 91 Fabeln meiner Ausgabe welche sie zählt (die sie aber lange nicht vor alle hält) die ersten 84 alle in der Schweizer Ausgabe vorkommen; 85–90 aber die nehml. sechs Fabeln sind, die ich aus der alten Bamberger Ausgabe mitgetheilt habe.

Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen das glawbe mir
Diese Rede hort ein weiser man
Mit ernist sah er den bischoff an
Er sprach im muße erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Des ir sie so manchem bevolhen habt
Dem der euch kennet wol
Und den sein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ir die Byren habt verseit
Zuhannde sol der pfleger wesen
Wie mage das gut gewesen
Das geschicht so der wolff zu einem huter wirt
Und auf der straßen vert
Wo der blinde furen sol
Den plinden vallen sie beide das ist wol
Die schaff gar verirret sind
Also schir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der sich berichten nicht enkan
Wie mag der speisen wol
Die Schaf nemet war
Und lebet in steter geitigkeit
Zu scheren sind sie alle bereit[1]
Speisten sie die schaff als gern
Als recht wol sie konnen[2] scheren
Die schaff stunden dester baß
Nu gibet ir arge[3] list was
Daß die schoff[4] werden geschorn
Ob die sele wirt verlorn
Darauf haben sie versorget gar
Sie achten nicht wie die sele gefar
Der weise bischoff der bevalhe
Dem Jungen sele onezale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geschicht
Das er sele huten[5] sol
Den man noch nicht betrüben[6] sol.

---

[1] [Vers 57—71 finden sich auch handschriftlich unter den Breslauer Papieren] [2] können [Hs.]
[3] arger [Hs.] [4] schaf [Hs.] [5] behüten [Hs.] [6] betruben [Hs.]

Eben diese Fabel will ich auch aus unsrer zweyten Handschrift hersetzen, um gleichfalls daraus von der Mundart derselben urtheilen zu können, und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drey Texten nun vielleicht einen vierten zusammen setzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der ursprüngliche Text des Verfassers wäre, dennoch, wenigstens in Ansehung des Zusammenhanges und Verstandes, für denjenigen gelten könnte, der dem ursprünglichen am nächsten käme. Und dieses will ich lieber gleich so fort thun; auch noch ehe ich diese zweyte Handschrift selbst näher beschreibe.

83.

Das man weltliche Dink so wol versorgt und der sel so wenig achtet.

Von einem pischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Nun hört als ich euch sagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint
Der was dem pischof lip über alle dink
Er het auch einen weysen man
Als ich vernummen han
Ein ertzpriester gesetzet ein
Den lewten zu einem guten schein
Nun füget es sich auf einen tag
Das der ertztpriester siech lag
Und also siech starb
Der Jungling um das ampt warb
Der pischoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart gespart
Dem pischoff gesendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das gesandt
Zu den seynen sprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten sol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu den Jungling sprach er

Mich dunkt du seist nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen sol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geßen also pald
Ich wil mit nichte der pirn dir
Getrawen des glaub mir
Diese red hört ein weyser man
Er ließ die red nit lenger stan
Er sprach nu müß erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Dem ir befolhen habt so mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und sein jugent
Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verseyt
Der sol der sele pfleger wesen
Wie mag denn genesen
Das schaff so der Wolff zu hirten wirt
Und auf der straß wirt verirrt
Der der den blinden füren sol
Vallen sie peyde das ist wol
Dy schaff gar verirret sint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
Wie berichtet der einen man
Der sich selber nit berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Der da nymmer virt[1] vol
Und lebet in steter geytigkeit
Speysten sy die schof als gern
Als recht wol als sy kunnen schern
Dy schoff stunden dester paß
Nu get ir arger list auf das
Wie die schoff weren geschoren
Ob die sele wurd verloren
Darauf haben sy versorget gar
Sy achten nit wie ir sel gefar
Der weiß pischoff der befale
Dem jungen der sele on zale
Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geschicht

[1] [wohl nur verdruckt für] wirt

Das der hüten sol
Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er sich selber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon dem im got selber darum wil geben
Gott geb uns das ewig leben.

Ich will keine umständliche und langweilige Vergleichung anstellen, die der Leser mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unserer ersten Handschrift nach der 5ten Zeile,

Nun hat er einen junglingk,

die darauf reimende verloren gegangen, ist klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar diese fehlende Zeile durch,

Ein schuler kundig auf alle ding,

ergänzt und fort fährt,

Bey dem was seines vettern kint:

so werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es scheinet als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwey verschiedne Personen seyn sollten, deren eine bey der andern sich aufgehalten hätte. Das soll nun aber nicht seyn; und die wahre Lesart hat uns unstreitig die zweyte Handschrift aufbehalten, wo blos ein guter alter aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verstümmlungen Anlaß gegeben. Es heißt nehmlich:

Nu het er einen jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint;

und dieses verstehe ich so, daß bey einem, worauf ein Komma zu denken, hier so viel heissen soll, als ausser einem, in welchem Verstande die Partikel bey von Schriftstellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das ist: der junge Mensch, welcher des Bischofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeschickt: er wußte vielmehr alles und jedes — gerade, wie manche unsrer heutigen theologischen Kandidaten — nur freylich Eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam; er wußte alles, nur das eine nicht, was zu einem Seelensorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß ist die, in der so weit guten zweyten Handschrift, gleich darauf folgende Zeile,

Der war den[1] pischoff lip über alle dinck,

dafür von ihm nicht: sondern die liest nun wiederum die erste Handschrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe besser. Daß hiernächst die 3te und 38te Zeile der zweyten Handschrift leere Flickzeilen sind; daß das Wort versorgen in der 66ten[2] eben derselben, für sich aller Sorge entschlagen, als welches auch die erste Handschrift erkennet, das wahre echte Wort sey; daß die zwey letzten Zeilen des Bamberger Druckes, so wie die vier letzten Zeilen unsrer zweyten Handschrift, leere und schaale Anhänge der Abschreiber sind: braucht keines langen Beweises. — Doch warum halte ich mich bey diesen einzeln Kleinigkeiten auf, und versuche es nicht lieber sogleich, wie aus allen drey Texten, ein vierter gezogen werden könne, der sich ohne allen Anstoß noch itzt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisiret zu seyn, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe. Er würde etwa so aussehen, dieser Versuch!

Von einem Bischof liest man das:
Daß er in hohen Ehren saß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler kundig auf alle ding
Bey einem, das was seines Vettern Kind,
Des was der Bischof gar geminnt.
Er hett auch einen weisen Mann
Zu Erztpriester gesetzt hintan.
Nun fügt es sich auf einen Tag,
Daß der Erztpriester siech lag,
Und also siech was, daß er starb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
Der Bischof thet als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nicht lange ward gespart,
Dem Bischof gesendet ward
Ein Korp, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl.

[1] [wohl verdruckt für] was dem [vgl. S. 11, Z. 20] [2] 6ten [verdruckt 1781]

Gar lieb was ihm dis Gesandt.
Zu den Seinen sprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,
Der mir der Birn hüten soll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge sprach er do:
Mich dunkt, du seyst zu dünn dazu.
Der Birn ich dir getrauen soll?
Ein bessern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden gessen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Diese Rede hört ein weiser Mann.
Mit Ernst sah er den Bischof an.
Er sprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt so mancherhand
Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und sein Jugend,
Davon Ihr immer muget
Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verseit,
Der soll der Seele Pfleger wesen?
Wie mag denn genesen
Das Schaf, so der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen soll
Den Blinden, fallen sie beide wohl.
Die Schafe gar verirret sind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
Wie berichtet der einen Mann,
Der sich selber nit berichten kann?
Wie mag der gespeisen wohl,
Der da nimmer wird voll,

Und lebt in steter Geitigkeit?
Zu scheeren sind alle bereit.
Speisten sie die Schaf also gern,
Als wohl sie die Schaf können scheern:
Die Schaf stünden dester baß.
Nun geht ihr arger List auf das,
Wie die Schaf werden geschoren.
Ob die Sele wird verloren,
Darauf haben sie versorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weise Bischof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! daß noch oft geschicht,
Daß der Seelen hüten soll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!

Ich sage, daß in diesem zusammengesetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es ist also alles alt darinn; und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunction, durch Beybehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim, noch das Sylbenmaaß, noch der Wohlklang die alte unbestimmte Orthographie erfodert, ist alles wie neu geworden. Wenigstens, durchgängig verständlich; und es würde bloßer Eckel seyn, wenn man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa jemand von Anfang bis zu Ende diesen Dienst zu leisten, bedacht wäre, zu welchem sich ohne Zweifel nur in unserer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freylich will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedner Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme; weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind. Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bey welchen es auf historische Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bey alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen ließt, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studieren zu wollen. ——

Doch dieses bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unsere zweyte Handschrift selbst, aus welcher wir schon die Probe gesehen, verdient in allem Betracht die erste zu heissen. Es ist eben die, aus welcher ich gleichfalls schon den Epilog mitgetheilet, der uns den wahren Namen des Dichters angiebt. Sie ist ein ziemlich großer und starker papierner Foliant, der aber häuffig mit pergamenen Blättern untermengt ist, wie man das bey deutschen Handschriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht selten findet. Aus den Grenzen dieser beiden Jahrhunderte mag sie denn auch wohl seyn: und wer weiß, ob noch? Denn die Hand ist würklich leserlicher und zierlicher, als die Hand der ersten Handschrift, die nach Gottscheds Angabe, wie wir gesehen, von 1402 seyn soll (*). Die Schrift, versteht sich, ist Kanzeley, und kömmt der Schrift in unsern ältesten deutschen Drucken sehr nahe. Es ist also auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht: sondern die Vollständigkeit und der Reichthum an bessern Lesarten. Zwar enthält sie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk bestanden; sondern nur sechs und neunzig, und hatte Anfangs deren gar nur fünf und achtzig enthalten, indem nach der fünf und achzigsten der Epilogus folgt, und die übrigen eilfe von einer andern Hand nachgetragen sind. Unter diesen sechs und neunzig Fabeln befinden sich sieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen; aber unter diesen sieben ist nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und diese einzige ist sonach denn auch das Kostbarste, was sie enthält. Es ist die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, sie daraus retten zu können, und hier mitzutheilen.

XC.

Von geschicht es also kam
Eins tags das ein han
Flog auf seins meisters mist
Dasselb dick mer geschehen ist
5. Er sucht do sein speise
Also thut auch der weise

(*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig gelesen; worüber der Augenschein das nähere belehret.

Er vand das im nicht gevil beſchoß
Ein ſtein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er ſprach got herre reiche
Wie hab ich mein freud verlorn
Mich luſtet paß des gerſten korn
Wann du piſt nit nutz mir
Was nutzeſt mich was ſol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein ſchon noch dein adelkeit
Hett dich meiſter yppocras
Der konnd dein genieſſen pas
Dann ich du piſt mir unbekant
Der han warf hin den ſtein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaiſtlich dieſe beiſchaft iſt geſeyt
Dem torn der ſein kolben treyt
Der iſt im lieber dann ein reich
Dem torn ſein alle ding geleich
Die weißheit kunſt und ere gut
Verſlahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelſtein
Ein hunt lieber het ein pein
Dann ein edelſtein gelaub mir
Alſo ſtet auch der torn gir
Ir ſitt und ir geperden
Iſt auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des ſteines kraft
Noch mynner was in der beyſchaft
Verborgen guter ſynn iſt
Dartzu viel hoher menger liſt
Die dem narren gar fremd ſind
Geſehent ſind die narren blind
Der tor ſol für ſich gan
Und ſol die beſchaft laſſen ſtan
Im mag der fruhtt werden niht
Recht als dem hannen nu geſchiht.

Wenn wir nun zuſammen rechnen: ſo wird ſich finden, daß uns höchſtens nur noch eine Fabel fehlt, um ſie alle hundert wieder beyſammen zu haben. Nehmlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zwey und neunzig(*); ſechſe hat die Bamberger Ausgabe

(*) Hier muß ich einen Irrthum verbeſſern, den ich im 1ten Beytrage

dazu geliefert; und eine liefert hier unsere zweyte Handschrift. Das macht neun und neunzig; und vielleicht fehlt uns auf diese Weise auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter seinen Epilogus als die hundertste Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unserer ersten Handschrift als das 91ste Kapitel überschrieben ist. Oder es könnte auch seyn, daß er, dem ungeachtet was ich unten in der Note gesagt habe, dennoch die 23te Fabel von den Fröschen, mit ihrer vorhergehenden besondern Anwendung auf Athen, für zwey Fabeln gerechnet hätte; wie sie denn auch wirklich in allen unsern Handschriften ein doppeltes Gemählde hat, wodurch sie in zwey besondere Stücke abgesondert wird, deren jedes seine eigene Ueberschrift hat. In der ersten nehmlich ist der Eingang Von Eigenschaft, und die Fabel Von Freyheit, überschrieben. In der zweyten aber heißt die Ueberschrift des Einganges, die im selber Herrschaft kaufen, und die Ueberschrift der Fabel, wer frey ist das sich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemählden, welche sowohl in dieser als in jener Handschrift vor jeder Fabel stehen, ist nicht viel zu sagen. Die bessern hat die zweyte Handschrift; aber auch diese bessern sind herzlich schlecht, ausser daß sie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meister damalige Trachten und Sitten abbilden müssen. In dieser Absicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den diese zweyte Handschrift hat. Zu Anfang der ersten stehet blos, Hier hebt sich an ein maister Esopus genannt. Vor dieser aber: Hie vahet an das puch das ist genant der welt lauff und es hat ein Meister gemacht genandt Esopus, und haysset der guldein stein und strafet reich und arm geystlich und werltlich kunig und

S. 24[1] begangen habe. Es ist nehmlich falsch, daß der Absatz S. 46 in der Schweizer Ausgabe die Zahl XXIV. haben müsse. Denn es ist keine besondere Fabel, sondern gehöret zu Nummer XXIII. welches blos die Einleitung dazu ist, die auch bey dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unsers Dichters, nicht für eine besondere Fabel gerechnet wird, sondern blos Similitudo ad sequentem fabulam überschrieben ist. Der Sprung in der Schweizer Ausgabe bleibt also zwischen XXIII. auf XXVI. von zweyen, und an statt der angegebnen XCIV Fabeln enthält sie deren nur XCII.

[1] [Bd. XI, S. 338 in dieser Ausgabe]

kayser und alle welt und ist gemalet mit den Figuren und auch andre meyster getichte mehr hernach sten gar kurzweilig und gut zehoren sind als den ein Register hernach volgent aus weyst mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yclichs stuck. Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel der güldne Stein geben können, wird der Leser wohl nicht von mir zu wissen verlangen. Eher dürfte er begierig seyn zu wissen, was das für Gedichte andrer Meister sind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil sie zum Theil wirklich nicht schlecht und von einer ganz besondern Gattung sind. —

Ich komme auf unsere dritte Handschrift, bey der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil sie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweitzer vorkommen. Die erste Fabel ist die zwölfte dieser Ausgabe; und so folgen denn die übrigen ohngefehr in der nehmlichen Ordnung. Sie ist, ebenfalls nur auf Papier, um 1458 geschrieben, wie zu Ende der 72sten Fabel zu sehen. Gemählde hat sie bey jeder Fabel auch; sonst aber weder Aufschriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die sie gleichermaassen wie jene, ausser den Fabeln enthält, will ich hier um so weniger reden, da sie zum Theil die nehmlichen sind, die in der zweyten Handschrift zu finden, welche mich viel zu sehr vergnügt haben, als daß ich es vergessen sollte, dieses Vergnügen mit meinen Lesern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handschrift endlich kann ich noch geschwinder fertig werden. Denn diese ist offenbar die allerneueste, und eigentlich nur der Anfang einer Handschrift, indem sie blos die ersten 40 Fabeln und in der nehmlichen Ordnung enthält, wie sie in der Schweitzer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden ist Platz gelassen, und daß sie auch nur auf Papier ist, versteht sich. Zum Vergleichen ist sie indeß noch immer gut; und ich könnte aus ihr, so wie aus der dritten, mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbey verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zusammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu sagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir gesehen, daß der Dichter selbst

bekennet, seine Fabeln nicht erfunden, sondern blos aus dem Latein übersetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieses Bekenntniß zu thun, wenn es nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wäre? Er war ja kein satyrischer Dichter, der die Rachsucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln sind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein solches Vorgeben historische Glaubwürdigkeit etwa hätte verschaffen wollen. Die eigne Erfindung, wenn sie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienst halten will, ist doch wohl wenigstens ein Nebenverdienst, dessen er sich nicht zu schämen gehabt hätte; oder, nächst der Gabe zu erzählen, ein Verdienst mehr. Also, noch einmal, was hätte ihn bewegen können, sich nur überhaupt für den Uebersetzer auszugeben, wenn er sich noch eines andern Titels dabey bewußt gewesen wäre? Gleichwohl gab sich *Gottsched* das patriotische Ansehen, an der Wahrheit eines so treuherzigen Bekenntnisses zu zweifeln. „Daß nun gesagt wird," schreibt er an einem Orte, wo er den deutschen Ursprung der bekannten Fabel *vom Müller und seinem Sohne*, gegen französische Ansprüche erhärten will, „es habe der *von Riedenburg* diese Fabeln nur „aus dem Latein übersetzt, ist freylich von den meisten wahr, die aus „ältern Fabeldichtern entlehnet worden. Es ist aber augenscheinlich, „daß viele, ja fast die Hälfte, aus keinem itztbekannten ältern Fabel„dichter genommen, sondern von ursprünglich deutscher Erfindung sind." Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine grosse Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. Die Wahrheit ist diese: daß *drey Viertheil* von unsern alten deutschen Fabeln aus zwey ganz bekannten alten lateinischen Fabeldichtern genommen sind, und ich von den übrigen fünf und zwanzig, wenigstens achtzehn in Büchern nachweisen kann, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, älter, als unsere Fabeln sind. Ob aber dem ungeachtet die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größten Theils deutscher Erfindung sind, das ist eine andere Frage, die sich freylich eher noch bejaen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich sie nachweisen kann, sind wenigstens in Deutschland geschrieben. Aber was thut das unserm Dichter, der ja nicht einmal etwas anders seyn will, als Uebersetzer?

Und zwar sind die zwey alten lateinischen Fabeldichter, aus

welchen unser Dichter vornehmlich geschöpft hat, der sogenannte Anonymus des Nevelet, und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwiesen, ist nichts als der versificirte Romulus, bis auf das vierte Buch; und von den drey ersten Büchern, die aber bey dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner blos die 39ste 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58ste unberührt gelassen. Die übrigen finden sich bey ihm nicht nur alle, sondern fast alle (*) in der nehmlichen Ordnung, bis auf wenige Versetzungen; und daß wir es um so eher glauben können, daß sie auch nicht anderwärts her entlehnt sind, sind einer jeden die zwey Schlußzeilen des lateinischen Dichters beygefügt, in welche dieser die Moral derselben zusammengefaßt hatte. Dieses letztere gilt wenigstens von der schönen Handschrift der Schweitzer, welche das Autographon des Verfassers, oder doch wenigstens aus diesem zunächst genommen zu seyn scheinet. — Mit der 63sten Fabel fangen sodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt sind, von dessen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachstehender Tabelle angegeben finden wird. Diese 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus, machen 74, denen also, wie gesagt, zu den gesammten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieses itzt zu weit abführen würde, so will ich von ihrem lateinischen Ursprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten lassen. Diesen nehmlich; daß, so viel deren in der eben gedachten schönen Handschrift der Schweitzer, (Anfang und Ende fehlen), befindlich sind, eine jede derselben zwey lateinische Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateinischen Textes gewesen sind. Denn da der deutsche Dichter bey denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Neveletschen Anonymus sind, die eignen Worte derselben

(*) Selbst die erste Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äussern bittern Schale verachtet, ist aus diesem Anonymus genommen, ob sie schon da nicht als Fabel vorkömmt. Nehmlich aus der letzten Zeile seiner Vorrede:

Et nucleum celat arida testa bonum.[1]

[1] [Vgl. dazu den Anfang einer Reihe von Bemerkungen über die „Fabulae Anonymi Neveleti" in einem Notizenheft unter den Breslauer Papieren (Bd. XVI dieser Ausgabe):] Aus dem letzten Verse der Einleitung

Et nucleum celat arida testa bonum

scheinet die erste Fabel in den Fabeln aus den Z. der M. gemacht zu seyn.

behalten hat, so kann man wohl gewiß seyn, daß er auch zu den übrigen die lateinischen Disticha nicht selbst werde gemacht haben. Warum diese beygefügten Disticha überhaupt auch sonst noch ihren Werth haben, wird man im nächstfolgenden Aufsatze sehen. Itzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher gesagt, auf einmal übersehen kann, und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe ersparen dürfte, der etwa den Bamberger Druck und das zweyte Manuscript in unsrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverlust in derselben sehen können, wo er jede Fabel der Schweitzerischen Ausgabe in beiden zu suchen habe.[1]

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweyte Handschrift.	Quellen der Fabeln.
I.	- - 1.	- - 1.	Anony. Nev. Praef.
II.	- - 2.	- - 2.	Avianus fab. XVII.
III.	- - 3.	- - 3.	- - III.
IV.	- - 4.	- - 4.	- - IV.
V.	- - 5.	- - 5.	- - V.
VI.	- - —	- - 87.	- - IX.
VII.	- - 6.	- - 6.	- - —
VIII.	- - 7.	- - 7.	Anony. fab. II.
IX.	- - 8.	- - 8.	- - VI.
X.	- - 9.	- - 9.	- - VII.
XI.	- - 10.	- - 10.	- - VIII.
XII.	- - 11.	- - 11.	- - X.
XIII.	- - 12.	- - 12.	- - XI.
XIV.	- - 13.	- - 13.	- - XII.
XV.	- - 14.	- - 14.	- - XIII.
XVI.	- - 15.	- - 15.	- - XIV.
XVII.	- - —	- - 86.	- - XV.
XVIII.	- - 16.	- - 16.	- - XVI.
XIX.	- - 17.	- - 17.	- - XVII.
XX.	- - 18.	- - 18.	- - XVIII.
XXI.	- - 19.	- - 19.	- - XIX.
XXII.	- - 20.	- - 20.	- - XX.
XXIII.	- - 21.	- - 21.	- - XXI.
{ XXIV.[2]	- - —	- - —	- - —
{ XXV.[2]	- - —	- - —	- - —
XXVI.	- - 22.	- - 22.	- - XXII.

[1] [Die drei ersten Reihen der folgenden Tabelle finden sich auch handschriftlich in einem Notizenheft unter den Breslauer Papieren. Doch ist die Anordnung der Reihen hier verändert; die Überschriften lauten demgemäß:] Zürcher Ausgabe. MS. A. Bamberg. Aus. [Die in dem Bamberger Druck fehlenden Fabeln sind mit einem Sternchen bezeichnet; die nur in der Wolfenbüttler Handschrift (MS. A) und in der Züricher Ausgabe befindlichen sind in der Reihe MS. A zweimal unterstrichen; so lautet z. B. Zeile 6 der Tabelle in der Hs.:] VI - - - 87 - - * -

[2] [Dazu hat die Hs. die Bemerkung:] sind zu viel gezehlt.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweyte Handschrift.	Quellen der Fabeln.
XXVII.	- - 27.	- - 23.	- - XXIII.
XXVIII.	- - 28.	- - 24.	- - XXIV.
XXIX.	- - 29.	- - 25.	- - XXV.
XXX.	- - 30.	- - 26.	- - XXVI.
XXXI.	- - 31.	- - 27.	Anony. XXVII.
XXXII.	- - 24.	- - 28.	- - XXVIII.
XXXIII.	- - 23.	- - 29.	- - XXIX.
XXXIV.	- - 25.	- - 30.	- - XXX.
XXXV.	- - 26.	- - 31.	- - XXXI
XXXVI.	- - 35.	- - 32.	- - XXXII.
XXXVII.	- - —	- - 88.	- - XXXIII.
XXXVIII.	- - 36.	- - 33.	- - XXXIV.
XXXIX.	- - 37.	- - 34.	- - XXXV.
XL.	- - 38.	- - 35.	- - XXXVII.
XLI.	- - 32.	- - 36.	- - XXXVI.
XLII.	- - 33.	- - 37.	Avian. XXXIV.
XLIII.	- - 34.	- - 38.	- - —
XLIV.	- - 39.	- - 39.	Anony. XLIV.
XLV.	- - 40.	- - 40.	- - XL.
XLVI.	- - 41.	- - 41.	- - XLI.
XLVII.	- - 42.	- - 42.	Anony. XXXVIII.
XLVIII.	- - —	- - 89.	- - —
XLIX.	- - 43.	- - 43.	- - —
L.	- - 44.	- - 44.	Anony. XLII.
LI.	- - 45.	- - 45.	Anony. XLIII.
LII.	- - 46.	- - 46.	- - —
LIII.	- - 47.	- - 47.	- - —
LIV.	- - —	- - 91.	Anony. XLV.
LV.	- - 48.	- - 48.	- - XLVI.
LVI.	- - —	- - 92.	Anony. XLVII.
LVII.	- - 49.	- - 49.	- - XLVIII.
LVIII.	- - 50.	- - 50.	- - —
LIX.	- - —	- - —	- - LIV.
LX.	- - 51.	- - 51.	- - LV.
LXI.	- - 52.	- - 52.	- - LIX.
LXII.	- - 53.	- - 53.	- - LX.
LXIII.	- - 54.	- - 54.	- Avianus I.
LXIV.	- - —	- - 93.	- - II.
LXV.	- - 55.	- - 55.	- - III.
LXVI.	- - —	- - —	- - IV.
LXVII.	- - 56.	- - 56.	- - V.
LXVIII.	- - 57.	- - 57.	- - VI.
LXIX.	- - 58.	- - 58.	- - VII.
LXX.	- - 59.	- - 59.	- - —
LXXI.	- - —	- - 94.	- - —
LXXII.	- - 60.	- - 60.	- - —
LXXIII.	- - 61.	- - 61.	- - IX.
LXXIV.	- - 62.	- - 62.	- - —
LXXV.	- - —	- - 95.	- - X.
LXXVI.	- - 63.	- - 63.	- - —

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweyte Handschrift.	Quellen der Fabeln.
LXXVII.	- - 64.	- - 64.	- - XI.
LXXVIII.	- - 65.	- - 65.	- - XIII.
LXXIX.	- - 66.	- - 66.	- - XIV.
LXXX.	- - 67.	- - 67.	- - XXIII.
LXXXI.	- - —	- - 96.	- - XV.
LXXXII.	- - 68.	- - 68.	- - —
LXXXIII.	- - —	- - —	- - XVI.
LXXXIV.	- - 69.	- - 69.	- - XVIII.
LXXXV.	- - 70.	- - 70.	- - —
LXXXVI.	- - 71.	- - 71.	- - XIX.
LXXXVII.	- - 72.	- - 72.	- - —
LXXXVIII.	- - 73.	- - 73.	- - XXII.
LXXXIX.	- - 74.	- - 74.	- - —
XC.	- - 75.	- - 75.	- - XXIX.
XCI.	- - 76.	- - 76.	- - XXVI.
XCII.	- - 77.	- - 77.	
XCIII.	- - 78.	- - 78.	
XCIV.[1]	- - 79.[2]	- - 79.[2]	
- - -	- - 80.	- - 80.	
- - -	- - 81.	- - 81.	
- - -	- - 82.	- - 82.	
- - -	- - 83.	- - 83.	
- - -	- - 84.	- - 84.	
- - -	- - 85.	- - 85.	
- - -	- - —	- - 90.	- - Anony. I.

[1] [In der Hs. folgen hier noch die Zahlen] XCV. XCVI. XCVII. XCVIII. XCIX. C. [2] 79 [ist in der Hs. zweimal unterstrichen; die folgenden Zahlen der zweiten und dritten Reihe fehlen. Statt dessen fährt die Hs. fort:]

Fabeln welche in dem MS. A. stehen und in der Schw. Ausgabe nicht.

80. 81. 82. 83. 84. 85. 90. 92. 93. [Die beiden letzten Zahlen wieder ausgestrichen]

80. Der bestochne Richter. Wenn die Richter gab achten wie es dann geht. Unter den aus der Bamberger Ausgabe, gleichfalls No. 80.

81. Von Frauen, die sich zieren, daß man ihr begehrt. Bam. 81.

82. Daß die Frauen Heimlichkeit nicht können verschweigen. Bam. 82.

83. Daß man weltlich Ding so wohl versorgt, und der Seel so wenig achtet. Bam. 83.

84. Daß an Thoren alle Kost und Arbeit verloren. Bam. 84.

85. Ein Meister Weisheit verkauft. Bamb. 85.

90. Der Hahn und der Edelstein.

92 ist 56.

93 ist 64.

In der Bamberger fehlen

VI. XVII. XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI. LXXXIII.

[Auf einer späteren Seite desselben Notizenheftes steht:]

Welche in der Schweitzer Ausgabe stehn, und nicht in dem MS. A.

56. 59. 64. 66. 83. [Die Zahlen 56 und 64 wieder ausgestrichen]

56. [durchstrichen] Von dem Hirsche der sich im Wasser sieht. [Später beigefügt:] ist 92.

59. Der Wolf und der Hund mit dem rauhen Halse.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieses Aufsatzes, welcher das Zeitalter unsers ehrlichen Fabeldichters betrift. —— Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, ist der Meynung, daß er noch „vor „den Tagen Friedrichs des Zweyten gelebt habe. Die Sprache, sagt „er, die Orthographie, die Einfälle, die Ausdrücke, alles verräth einen „Verfasser aus dem blühenden Alter der Schwäbischen Poesie.“ — Je erfahrner und scharfsichtiger der Kunstrichter ist, der einen solchen Ausspruch thut, von desto größerm Gewichte ist er. Gleichwohl aber ist eine Decision des Geschmacks, kein historischer Beweisgrund; und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Facta durch Geschmack entscheiden wollen, wenn er auch noch so sicher wäre. Denn wenn andere diesen Geschmack nun nicht haben? Wenn andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach den[1] französischen Siecles geformt zu seyn scheinet? Denn Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kayser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der itzige König von Preussen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmahl ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur, die Epoche Friedrichs des Grossen, zu nennen für gut findet! — Der Schweitzerische Kunstrichter sagt ja selbst: „Wir haben gegen„wärtige Fabeln desto lieber vor der Manessischen Sammlung „vorhergehen lassen, weil sie bey ihrer natürlichen Einfalt eine grosse „Leichtigkeit haben, welche sich auch öfters denjenigen verständlich „macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß sie sich „mit den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen.“ Was heißt das anders, als: die Sprache dieser Fabeln ist nicht die Sprache der ältern Dichter in der Manessischen Sammlung, sondern ein gutes Theil verständlicher, d. i. ein gutes Theil jünger, unsrer itzigen Sprache näher? —— Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Giebt es denn eine solche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus

64. [durchstrichen] Der Adler und die Schneke welche fliegen will. [Später beigefügt:] ist 93.
66. Der Wind und die Sonne.
83. Die Eiche und das Rohr.
[Darunter stehen noch folgende Zahlen, die ich nicht zu deuten vermag:] 8. 79. 32. 58. 68.

[1] dem [1781]

eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden: ist das darum die Orthographie jenes Alters? Finden sich denn nicht selbst in der Manessischen Handschrift fast so viel verschiedne Orthographien, als verschiedne Dichter? —— Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetische Kunst anbelangt, woraus wir schliessen sollen, daß unser Fabeldichter der Zeitgenosse der Minnesinger gewesen; so kann ich nicht bergen, daß ein solcher Schluß zu viel Unkunde mit den spätern Dichtern des 14ten und der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen *Hugo von Trymberg* und einen *Herman von Sachsenheim* noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben, wie diesen. Ja, ich schäme mich nicht zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem *Renner* zerstreut sind, nach meinem Geschmacke (ich weiß wohl, daß *Gellerts* Urtheil ganz anders ausgefallen ist) weit lebhafter und unterhaltender erzählt sind, als diese vorgegebenen Fabeln des Schwäbischen Zeitalters.

Was der Schweizerische Kunstrichter von den materiellern Kennzeichen seiner bessern Handschrift sagt, scheint eher noch ein historischer Beweis zu seyn. Scheint, sage ich: denn im Grunde ist es doch nur auch, dunkle unerklärliche Empfindung. „So viel man, sagt er, aus „den Charakteren der Buchstaben urtheilen kann, so ist sie gegen dem „Ausgange des dreyzehnten Jahrhunderts geschrieben worden." Wie wohl stünde es mit der Kenntniß der Handschriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchstabenzüge gäbe, aus welchen sich *bis auf ein halbes Jahrhundert* das Alter derselben mit Zuverlässigkeit angeben liesse. Freylich müßte es wohl dergleichen geben, und sie würden vielleicht auch zu bestimmen seyn, wenn man eine grosse Menge von Handschriften des nehmlichen Landes und der nehmlichen Sprache vor sich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unstreitigen Gründen bereits bestimmt wäre. Aber wo ist das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik itzt noch halten, bedarf es schon eines sehr kundigen Mannes, der sich aus den blossen Zügen der Buchstaben nicht mehr als um *ein* Jahrhundert irren soll; wie das jeder Gelehrte eingestehen wird, der Erfahrung in solchen Dingen hat und weder sich noch andere betriegen will. —— So ist denn auch bisher schlechterdings noch keine Hand-

schrift von unsern Fabeln bekannt, die sich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrige, sowohl die zweyte der Schweizer, als die welche D. Scherz gebraucht hat, nebst den vieren unsrer Bibliothek, sind wenigstens ein Jahrhundert jünger, ja einige derselben wohl zwey; wie nicht aus blosser kritischer Schätzung, sondern aus den ausdrücklich beygefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugschlusses schuldig zu machen, und blos daraus, daß alle Handschriften viel neuer sind, den Dichter selbst für so viel neuer zu erklären. Es sind vielmehr ganz andere Umstände, woraus ich schliessen zu können glaube, daß er wenigstens jünger seyn müsse, als der Verfasser des Renners, und vermuthlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben habe. Umstände, die weniger von Anschein und Geschmack abhangen, und fast den Werth förmlicher Zeugnisse haben.

Einmal also, daß unser Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfasser des Renners, seyn müsse, läßt schon Trimbergs Stillschweigen von ihm vermuthen. Denn Trimberg schweigt nicht allein von ihm, welches so viel als nichts beweisen würde; sondern schweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz gewesen wären, seiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er so vieler andern deutschen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch gelesen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutsche Lectüre seiner Zeit nahmhaft macht, zu der unser Fabeldichter wohl unstreitig gehöret hätte, wenn er schon vorhanden gewesen wäre. Diese Stellen finden sich auf dem 9ten und 82sten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des Renners, und sind von solcher Wichtigkeit für den deutschen Litterator, daß ich nichts überflüßiges zu thun glaube, wenn ich sie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbesserungen aus den vortrefflichen Handschriften ganz mittheile, die unsere Bibliothek von diesem merkwürdigen Gedichte besitzt. Itzt will ich blos diesen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillschweigen hergenommen wäre, durch einen Zusatz verstärken, wodurch er zu einem ziemlich vollständigen Beweise erwächst.

Nehmlich: nicht genug, daß Trimberg von unserm Boner nichts weiß; in beyden finden sich Stellen, die sich wie Original zur

Kopie verhalten, und die man nur ein wenig genauer ansehen darf, um sich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimbergs Seite ist, und folglich Trimberg auch früher geschrieben haben muß. Von diesen Stellen will ich nur die hauptsächlichste wählen, welches die Erzählung von dem Prälaten mit den Birnen ist, die ich bereits unter so mancherley Gestalt als eine Bonersche Erzählung dem Leser vorgelegt habe. Diese nun hat auch Trimberg; und hat sie so, daß sie sich unmöglich in einem so allgemein bekannten Werke, als Boners Fabeln seit ihrem Daseyn gewesen zu seyn scheinen, bereits kann befunden haben. Denn er führet sie ausdrücklich mit den Worten ein:

Ein war mere ich vernummen han,
  Des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre Leut
  Dabey sich wollen bessern heut.

Er hat sie vernommen, d. i., er hat sie nicht aus Büchern, sondern aus mündlichem Berichte; sie schwebt ihm noch in frischem Andenken; er hält sie für werth, zur Belehrung anderer niedergeschrieben zu werden. Druckt man sich so aus von einem Mährchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermanns Händen ist, sondern auch selbst in diesem Buche nicht zuerst vorkömmt? Denn, wie wir gesehen haben, fängt dieses Mährchen beym Boner überall an:

Von einem Bischof liest man das.

Man liest, und ich habe vernommen: aus diesen Worten allein ist klar, wer mit des andern Kalbe gepflüget, oder wenigstens pflügen können. Denn da Boner alle seine Fabeln aus dem Lateinischen genommen zu haben vorgiebt, so kann ich freylich nicht so geradezu behaupten, daß er wenigstens diese, aus dem Deutschen des Trimbergs habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat; kann er ihm wenigstens mittelbar zu danken haben. Ein spätrer lateinischer Versifex kann sie aus dem Renner übersetzt, und damit den Anonymus des Revelet vermehret haben. Und daß es einen solchen spätern Vermehrer dieses Anonymus giebt, will ich an seinem Orte zeigen. Itzt will ich die Erzählung selbst, nach Trimbergs Vortrage, nur ganz hersetzen, um urtheilen zu lassen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte bestätiget wird?

Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre leut
dabei sich wollen bessern heut.
Do ein prelate ze imal sas,
und mit seinen gesten as,
Ein schenkart das wart im gesant
mit birn. do sprach er zu hant
Wer behelt mir das schenkar
mit disen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geschech, das wer zoren.
Si sprachen, das tu ewer schwester son.
Wer solt es billicher denn er ton?
Nein, sprach er, der ist ein tor.
Er nem vil leicht der besten vor,
Und lies mier die bösten ligen.
Damit ward der red geswigen.
Nu sas ein geistlich man do bei,
Der sprach diss: dir geklaget sei
Got herre, das man den nicht sol
Zu sechzig birn getrawen wol,
Dem tausend sele empholen sind!
Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider me geschicht,
Das selen bas feiler sind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn.

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu sich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieser Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht alles hier weit besser und überraschender, als dort? Welcher Nacherzähler ist nicht weitschweiffig und wässrig? Und welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer, als die Anwendung gerade nur so vieler Worte, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzeln Fabel beym Boner, um sein Alter noch genauer zu bestimmen, und zu erhärten, daß er wohl nicht früher, als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts möge geschrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel vom Müller, seinem Sohne und ihrem Esel, über die vor zwanzig Jahren zwischen Franzosen und Deutschen ein kleiner Streit vorfiel, welche

von beyden Nationen sich die Erfindung derselben zueignen könnte (*). Daß es eine deutsche Erfindung sey, blieb ausgemacht; es sey nun, daß sie Camerarius, wie Gottsched wollte, aus unsers Boners alten deutschen Fabel entlehnt habe, oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzose für wahrscheinlicher hielt. Denn Poggius selbst bekennet in der Einleitung derselben, daß sie sich aus Deutschland herschreibe, und eben diese Einleitung ist es, die mir zu meiner Absicht hier dienen soll. Dicebatur, schreibt Poggius,(**) inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute: cum nequaque possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset.* Senem, ait, fuisse . . . und wie die besagte Fabel daselbst weiter lautet, die bey unserm Boner die 52ste ist, in der Ausgabe der Schweizer. Wer sieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset; und besonders das nuper? Das nuper zwar ist sehr bald zu bestimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu seinen Facetiis erhellet, daß diese Schnurren aus den vertraulichen Gesprächen entstanden, die er während der Regierung Pabst Martinus des V, also von 1417-1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich bestimmten Zusammenkünften gehalten. Also, auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit, als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten; und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühstens um 1417 heißt, daß sie vor kurzem, nuper, erfunden worden, ist Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worinn sie sich befindet, nicht älter seyn kann. Aber nun ist die Frage: heissen denn die Worte zusammen auch nothwendig das? quam nuper in Alemania scriptam pictamque vidisset. Ist nuper nicht eben sowohl zu vidisset zu ziehen, als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erst neulich gesehen

(*) Die Aufsätze, in welchen dieser Streit geführet wurde, sehe man im Journal Etranger und in Gottscheds Neuesten vom Jahre 1756. Die mancherley Zusätze und Berichtigungen, deren sie fähig sind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

(**) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

hat, auch schlechterdings erst neulich gemacht seyn? Wahrlich nicht; und dieses ist abermals ein Beweis, wie zweydeutig die liebe lateinische Sprache ist. Indeß, was an diesem Exempel für mich das beste ist, ist dieses: daß der doppelte Sinn, der darinn liegt, nicht weit auseinander seyn kann. Was Poggius selbst, oder sein Bekannter, in der Art, an der sie so reich, mit der sie so bekannt waren, erst neulich gesehen hatte, geschrieben und gemahlt gesehen hatte, muß wohl auch erst neulich gemacht seyn. Wenigstens nicht sehr viel früher; weil es wohl sonst schon längst, zu ihrer und ihres Gleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet sich leichter und geschwinder aus, als Histörchen, die eine unstreitige Wahrheit auf eine so sinnreiche Art unsrer Anschauung darstellen. Ich sagte „Poggius selbst oder sein Bekannter" denn es wäre möglich, daß Poggius hier von sich selbst in der dritten Person spräche. Er war, wie bekannt, während des Conciliums zu Costnitz, in diesen Gegenden von Deutschland gewesen, und hatte die Bibliotheken der Klöster mit vielem Nutzen durchsucht. Da konnte ihm denn leicht, in mehr als einer, eines von den obenbeschriebenen Exemplaren der Bonerschen Fabeln, mit Gemählden, zu Gesichte gekommen seyn, auf die er mir so deutlich durch das scriptam pictamque anzuspielen scheinet.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren: die jedoch hier sogar Kleinigkeit nicht ist. Was mich in der Meynung bestärket, daß Boner nicht früher als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, ist dieses, daß er sich nicht Boner, sondern Bonerius nennet. Denn ich denke, es ist ausgemacht, daß der Gebrauch, seinem deutschen Namen eine lateinische Endung zu geben, erst um diese Zeit aufgekommen ist; als der Vorläuffer der noch pedantischern Sitte, ihn nach seiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu übersetzen, welche gegen das sechzehnte Jahrhundert und weiter hin, so annehmlich befunden wurde.

Nachschrift.

Ich darf diese zweyte Entdeckung, über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, nicht in die Welt schicken, ohne Gottscheden, mit dem ich es so vielfältig darinn zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er sich selbst wiederfahren zu

lassen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nehmlich geglaubt, daß er von unsern Handschriften dieser Fabeln nicht mehr wisse, als er gelegentlich im Brachmond 1756. seines Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamheit, beybringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu spät, daß er schon zehn Jahre vorher ein Programma de quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geschrieben, aus welchem zu ersehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am ersten anzumerken geglaubt, daß er die nehmlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererst herauszugeben vermeynte. Wie nachlässig er aber diese Entdeckung genutzt; wie sorglos er eben daselbst nicht nur die Fehler in Ansehung unserer Handschrift begangen, die ich an seinem Neuesten gerügt, sondern auch wie viel plumper diese Fehler dort erscheinen! mag selbst nachsehen, wer Lust und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, Theils, wie den Schweizern so viel früher die Gottschedische Anzeige unbekannt bleiben können, Theils, wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit anzuzeigen, wie viel diese Herausgäber schon längst von ihm hätten lernen können. Aber so ging es damals: jeder schimpfte auf den andern, und keiner las den andern.

XXII.

Ueber den Anonymus des Nevelet.

Man verstehet unter dieser Benennung den ungenannten halbbarbarischen lateinischen Dichter, dessen elegieische Fabeln in der Sammlung des Nevelet unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Da er in der Geschichte der Fabel vieler Umstände wegen sehr merkwürdig ist; da ich bereits zweyerley von ihm erwiesen habe, nehmlich, daß er im Grunde nichts als ein versificirter Romulus sey(*), und daß er eine von den Hauptquellen unsers Boners gewesen(**): so

(*) Beytrag I. S. 67.[1]

(**) S. 26. dieses fünften Beytrags.[2]

[1] [Bd. XI, S. 368 in dieser Ausgabe] [2] [Seite 22 in dieser Ausgabe]

will ich, was ich sonst für Nachforschungen über ihn gemacht habe, hier mittheilen. Sie werden nicht allein die Neugierde des Litterators unterhalten, sondern können einmal demjenigen Gelehrten nützlich seyn, der etwa diesem Anonymus eben die Ehre erweisen wollte, die Kannegieter dem Avianus erwiesen hat. Denn wir wollen nur immer die Zunft der Scholiasten noch eine Weile bestehen lassen! Wenn sie mit den guten klassischen Schriftstellern fertig ist, kann sie ja die Schriftsteller der spätern Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen gewiß nicht weniger Scharfsinn und Kritik erfordert. Annehmen und voraussetzen, daß dieses überflüssig, und jenes schon geschehen sey, heißt ein wenig zu viel Unkunde in dieser Art von Gelehrsamkeit verrathen. ——

1. Die Zeit, in welcher der Ungenannte, von dem die Rede ist, gelebt, läßt sich bis itzt noch eben so wenig mit Gewißheit angeben, als sein Name. An Versuchen, beides zu leisten, haben es die Gelehrten zwar nicht fehlen lassen; aber diese Versuche zu widerlegen, ist leichter, als etwas Zuverlässigers an ihre Stelle zu setzen. Sie reiben sich zum Theil unter einander selbst auf; und da ihre Verschiedenheit gewisser Maassen von der Verschiedenheit des Urtheils abhängt, das jeder von dem innern Werthe des Gegenstandes gefället: so verlohnt es sich schon der Mühe, vorher einen Blick darauf zu werfen; wäre es auch nur, um an einem Exempel mehr zu zeigen, daß der Geschmack in solchen kritischen Untersuchungen zwar nichts entscheiden, aber doch auch (man erlaube mir dieses Wort) der Mißgeschmack, selbst den gelehrtesten Mann gewaltig irre führen kann.

2. Also vom Gyraldus anzufangen, dem ersten, und wohl noch dem einzigen kritischen Geschichtschreiber der Poesie. —— Gyraldus nennt unsern Ungenannten Romulus. Posset et inter hos poetas, schreibt er(*), reponi Romulus ille, qui ad Tybertinum filium librum scripsit, quem, ab imitatione apologorum Aesopi illius Phrygis, *fabulas Aesopi* nuncupavit: non, ut aliqui rati sunt, transtulit. Mirum vobis dicam, quam anxie Parmenses quidam, non Romulum hujus libelli autorem asserunt, sed suum quendam Salonem municipem, qui Poeta dum Athenis studeret, e Graeco fabulas has nostris moribus (ut ajunt) aptando, carmine compo-

(*) de Poetarum historia, Dial. V. circa finem.

suerit. Sed certe hoc ipso vel Romulo vel Salone, me puero nullus liber aeque trivialibus magistris terebatur, post Alexandri ineptias. Wie Gyraldus zu diesem Irrthume gekommen, dem Versificator den Namen des Urhebers beyzulegen, kann ich leicht begreiffen, wenn ich annehme, daß zu seiner Zeit in den Schulen Italiens eben solche Sammlungen von Fabeln gänge und gäbe gewesen, dergleichen ich an der Steinhöwelschen in dem 1ten Beytrage beschrieben, in welchen die elegieischen Fabeln unsers Anonymus den prosaischen des Romulus untergeordnet waren. Indeß kann Gyraldus nicht einmal diese Schulbücher genau angesehen haben, geschweige, daß er gar Handschriften darüber zu Rathe gezogen hätte. Denn in diesen steht die Zuschrift des Romulus an seinen Sohn Tybertinus, oder Tyberinus, jederzeit vor den prosaischen Fabeln, und der Eingang zu den elegieischen enthält von diesen Namen keinen. Auch sagt Romulus in jener Zuschrift ausdrücklich: Id ego Romulus transtuli de graeco in latinum. Woher nun Gyraldus das besser wissen wollen; aus welchem Grunde er einen Schriftsteller, der sich selbst für nichts weiter als Uebersetzer ausgiebt, zum Erfinder machen zu müssen, geglaubt hat, wünschte ich wohl belehrt zu seyn. Noch begieriger aber wäre ich zu wissen, wer der Salo von Parma seyn sollte, mit dem seine Landsleute den Romulus so gern verdrengen möchten. Noch habe ich nirgends etwas von ihm in Erfahrung bringen können; und auch Gesner kannte ihn nicht weiter, als aus dieser Stelle des Gyraldus. Daß aber unter den Ineptiis Alexandri nichts anders zu verstehen sey, als die Grammatik des Alexander de Villa Dei, ist wohl unstreitig. Sie ist in Leoninischen Versen, führt den Titel Doctrinale, und war seit der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts in allen Schulen eingeführt. Wenn wir nun annehmen dürften, daß die Fabeln unsers Anonymus, sofort an die Stelle der Nugarum Maximiniani getreten, welche Alexander gleich zu Anfange seines Doctrinale aus den Schulen verweiset: so wäre das die älteste Spur, die mir noch von ihrem Daseyn vorgekommen. — Doch Gyraldus soll ja ausdrücklich sagen, daß ihr Verfasser bereits im 12ten Jahrhunderte gelebt habe? Wenigstens versichert dieses de la Monnoye in seinen berichtigten Menagianen(*): Lilius Gyraldus attribuë ses Fables

(*) T. I. p. 173.

à un *Romulus* ou *Salo,* et le fait vivre dans le 12 Siecle. Allein dieser sonst so genaue Litterator hat sich hier wohl ein wenig übereilt, wenn er darauf fussen zu können geglaubt, daß Gyraldus kurz vorher den Hildebertus nahmhaft macht, der 1100 gestorben, sodann des Gildas gedenkt, und fortfährt: posset et inter hos etc. Denn Gyraldus beobachtet überhaupt keine chronologische Ordnung, und das inter hos beziehet sich nicht auf den Hildebertus und Gildas, sondern auf die spätern lateinischen Dichter insgesamt, qui nihil ad linguae nitorem castimoniamque, sed ad eruditionem et historiam non nihil aliquando faciunt, wie er sich gleich Eingangs über sie erkläret.

3. Nach dem Gyraldus ist J. C. Scaliger zu hören, der in seinem Hypercritico eben so viel scharfe und gesunde, als schiefe und abgeschmackte Urtheile über Dichter gefällt hat. Scaliger nennt unsern Anonymus Accius, und zählt ihn zu den ganz neuern Dichtern seines Jahrhunderts. Accius, schreibt er, quem faciunt Aesopicarum authorem fabularum, si quis alius, tum accuratus, tum argutus poeta est. Illud observarunt praeceptores nostri: ab eo nusquam Ecthlipsin ullam factam in carmine syllabarum. Videmur tamen nos alicubi unam aut alteram deprehendisse. De ipso vero ita judico: quae dixit, a me nullo modo melius dici posse. Quare cum poetis novitiis non solum ediscendum ob fabularum utilitatem, sed etiam propter versuum munditias imitandum. Parcius tamen concludendum sententias arctissimis illis gyris moneo. Quod unum sane illi potest obiici: cuiusmodi est illa vocum allusio:

Assuitur muro reptile muris onus.

Neque enim eiusce generis agnominationes nisi in argutiis epigrammatum commendantur. Daß Scaliger hier von unserm Anonymus rede, ist aus dem angeführten Verse klar, welcher in der 12ten Fabel de mure urbano et rustico vorkömmt. Aber welch ein Urtheil für solch einen Mann! Wenn er, diesem Urtheile zu Folge, unsern Anonymus für einen alten Dichter genommen hätte, sollte es mich weit weniger wundern, als daß er ihn dem ohngeachtet für so neu erkläret. Unterdeß ging auch dieses natürlich zu. Denn vermöge seiner Erziehung kannte der ältere Scaliger die gemeinen Schulbücher nur wenig. Da kam ihm nun dieses mit der Italienischen Uebersetzung eines gewissen Accio Zucco in die Hände; er glaubte, wer die

italienischen Reime gemacht habe, werde auch die lateinischen Verse gemacht haben; und so entstand ein lateinischer Dichter Accius, von dem bis auf den nämlichen Augenblick kein Mensch in der Welt etwas gehört hatte. Diese Bemerkung hat de la Monnoye über den Baillet(*) gemacht, welcher, wie von ihm zu vermuthen, dem Scaliger blindlings gefolgt war. Wenn aber de la Monnoye auch das dem Scaliger nicht will gelten lassen, daß er allerdings einige Ekthlipses bey unserm Anonymus will gefunden haben; wenn de la Monnoye behauptet, daß an dem einzigen Orte, wo eine hätte seyn müssen:

In gallo stolidum, in iaspide pulchra sophiae
Dona notes — —

unser Versificator sie dennoch lieber gar nicht machen wollen: so muß ich in Ansehung dieses Exempels wenigstens anmerken, daß alle unsere Handschriften und alten Ausgaben diese Zeile so lesen, daß die Ekthlipsis gar nicht statt findet. Nämlich:

Tu gallo stolidum, tu iaspide pulchra sophiae
Dona notes — —

Ueberhaupt scheint mir, daß Scaliger unter Ekthlipsis nicht blos die Herausdrängung des m mit seinem vorhergehenden Selbstlauter, sondern eine jede Elision überhaupt verstanden habe. Denn noch zur Zeit habe ich auch deren keine in allen den Fabeln finden können, die man von dem nämlichen ersten Verfasser zu seyn erachten kann; und nur in den letzten Fabeln, die offenbar von einer spätern Hand zu seyn scheinen, auch nicht einmal in allen Ausgaben befindlich sind, kommen einige derselben vor. So, denke ich, haben auch neuere Grammatici den Scaliger verstanden; z. E. die Poëtica maior der Giessenschen Professoren, wo es im zweyten Buche S. 154.[1] heißt: A paucitate elisionum celebratur Accius is, quem faciunt Aesopicarum fabularum autorem etc.

4. Um wie viel besser, ob schon neuer, als er beydes ist, Scaliger unsern Anonymus macht: um so viel schlechter, obschon vielleicht auch um so viel älter, macht ihn Barth. Aber das 22ste Kapitel des 3ten Buchs seiner Adversariorum, welches er ihm gleichwol gewidmet, ist offenbar zu zwey ganz verschiedenen Zeiten ge-

(*) Poëtes modernes, §. 1238.

[1] S. 156. [1781]

schrieben. In der ersten Hälfte giebt er ihn für einen ganz unbekannten alten barbarischen Dichter aus, den er zu allererst bekannt mache. In potestatem meam venit fabularum Poeta *priscus* in *obsoletissimas* membranas exaratus, sed valde ineptus atque barbarus; quia tamen non nescio homines esse usque adeo talium studiosos, ut nil quicquam interire velint, quod in membranis offenditur, vincam me ipsum patientia, et specimen producam, unde de universo opere judicari possit. Und hierauf läßt er den Eingang des ersten Buches nebst der ersten Fabel desselben folgen, und setzt hinzu: Talis est universa illa poesis. Wahrlich scheint mir Barth hier ekler gewesen zu seyn, als ich ihn sonst an zwanzig Stellen finde: und ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich selbst einer von denen bin, die durchaus nichts wollen untergehen lassen, was auf sehr altem Pergamen (obsoletissimis membranis) stehet, wenn es auch schon noch ein wenig schlechter ist, als die angeführten Zeilen doch wirklich nicht sind. Wüßten wir übrigens, was denn Barth eigentlich obsoletissimas membranas nenne: so wüßten wir vielleicht doch auch schon etwas mehr von der Zeit des darauf geschriebenen Dichters. Allzuhoch zwar mag er in seinen Gedanken wol nicht damit hinaufgestiegen seyn; wenn wir aus dem schliessen sollen, was er, nach meiner Vermuthung, zu einer andern Zeit beyzufügen für gut befunden. Denn nun hatte er erfahren, daß schon Nevelet den Fabeldichter ganz herausgegeben, von dem er gewiß keine Probe würde mitgetheilt haben, wenn er diesen Umstand vorher gewußt hätte. Ja, er würde diese Probe ohne Zweifel völlig aus seinen Adversariis ausgestrichen haben, wenn ihm nicht noch eine Vermuthung wegen des wahren Verfassers beygefallen wäre, um derentwillen er glaubte, daß alles schon so stehen bleiben könnte, wie er es einmal geschrieben. Et jam quidem, sind seine Worte, edita et recensita (universa illa Poesis) a Neveleto Doschio. Si quis me auctoris nomen roget, dicam Bernardum esse, cujus ad oculum similes versus de Castoris fabula producit Silvester Giraldus, et hic forte exciderunt. Sed ne quis auctorem certiorem quoque ignorare possit, quae de eo reperi adjungam. *Aesopus magister Atheniensium fuit. Quidam vero Imperator Romanorum rogavit magistrum Romalium, ut sibi aliquas iocosas fabulas conscriberet ad removendum publicas curas. Magister Ro-*

malius non audens precibus tanti viri contradicere, auctorem Graecum in Latinum transtulit. Haec membranae. Also auf einen Bernhard räth Barth; auf einen Bernhard. Und auf welchen? Denn es sind dieses Namens mehrere, die alle lateinische Verse gemacht haben, und auf unsre Fabeln Anspruch machen könnten. Auf eben den, von welchem beym Silvester Giraldus einige Zeilen aus einer Fabel vom Biber vorkommen, die hier in seinen Adversariis, in die er sie ehedem eingetragen, verloren gegangen wären. Denn so verstehe ich die Worte: et hic forte exciderunt. Das hic ziehe ich auf die Stelle in den Adversariis, und nicht auf die alten Fabeln, aus welchen die ganze Fabel vom Biber sich verloren habe; als welches man sich vielleicht daher desto eher einbilden könnte, weil wirklich unter den griechischen Fabeln des Aesopus eine vom Biber enthalten ist, welche das bekannte Mährchen von dessen Geilen enthält(*). Ich schlage also im Silv. Giraldus die Stelle nach, die Barth kann gemeinet haben, und finde im zweyten Buche des Itinerarii Cambriae, im dritten Kapitel, folgendes Distichon eines Bernardus, den er weiter als mit diesem seinem bloßen Namen nicht angiebt:

Prodit item castor[1] proprio de corpore velox
Reddere, quas sequitur hostis avarus opes.

Und das sind die Zeilen, die ad oculum den Zeilen unsers Anonymus gleich seyn sollen? Die ersten Worte zeigen deutlich, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, in welchem sie vermuthlich mit mehrern Beyspielen einer ähnlichen Befreyung gestanden; wenigstens, daß der einzelne Fall des Bibers nicht als Aesopische Fabel hier kann abgehandelt seyn, ist offenbar. Das Latein ist freylich eben so schlecht, als es bey dem Anonymo oft vorkömmt; aber wo ist die geringste Spur von dem Lieblingsfehler desselben, durch den er, nach Scaligers obigem Urtheile, der poetischen Jugend minder nachahmungswürdig seyn soll? von seinen so häufigen Assimilationen? von der kindischen Wortklapper, ohne welche der Anonymus fast keine Zeile schreiben kann? Ich wollte ganz einen andern nennen, der ihm nicht allein in diesen Tändeleyen, sondern auch in der affectirten Vermeidung aller Elisionen vollkommen gleich kömmt, welches denn eine weit schliessen-

(*) Collect. Planud. Fab. 34.

[1] Custos [1781 a]

dere Aehnlichkeit geben würde. Und das wäre Alanus. Doch ich will mich selbst nicht in Vermuthungen verlieren, indem ich anderer Vermuthungen widerlege. Ich will vielmehr gänzlich den gänzlich gelehrten Männern entsagen, die so reich an Muthmaßungen, und so arm an Urtheilskraft sind; wenn ich vorher nur noch einen werde gehört haben, der so ganz in diese Classe nicht zu bringen, indem er seine kühnen und oft seltsamen Einfälle wenigstens mit einer sehr ausgesuchten Belesenheit zu belegen wußte.

5. Und dieser ist unser Christ. Christ, welcher in der Hauptsache von Phädro unstreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals widerlegt werden dürfte: Christ hielt auch, wie bekannt, die Fabeln des Avianus, so wie sie Kannegieter herausgegeben hat, für ein untergeschobnes Werk, an welchem Rufus Festus Avianus wenig oder gar keinen Antheil habe. Höchstens könne dieser in einer eignen und besondern, größern und bessern Sammlung von Fabeln, den Stoff zu einigen derselben, und hin und wieder ein Wort oder einen Ausdruck, hergegeben haben. Das übrige sey aus einem barbarischen Zeitalter, und von einem eben so geschmacklosen als unlateinischen Scribenten(*): Ediderat Avienus fabulas multo plures, aliquanto melius alio,[1] ut opinor, non elegiaco carmine. Has diu post homo nactus[2] infelicis saeculi scholasticus, ad quadraginta duas, argumentis suo judicio delectis,[3] quibusdam, ut opinor, etiam additis, redegit, et omnia suis elegis pro lubitu comminuit: nihil aliud pensi, ut istud erat saeculum, habiturus, nisi ut versibus duodecim aut sedecim ineptis inscitae brevitatis studio coarctaret, quae viginti fortassis aut triginta luculentis scripserat Avianus. — *Ut istud erat saeculum!* Und welches war das Jahrhundert, das durch sein inscitae brevitatis studium so vorzüglich berühmt ist? Ich kenne keines. Es ist vielmehr der Fehler aller barbarischen Jahrhunderte, daß ihre Schriftsteller an beyden Enden ausschweiffen, und eben so oft Schwätzer als Wortsparer sind; ihre guten Muster nicht seltner in einem Schwall von Worten ersäuffen, als verstümmeln. Doch Christ hat ohne Zweifel hiedurch auch kein eigentlich chronologisches Merkmal angeben wollen, und alles,

(*) Prolus. de Phaedro, p. 54.

[1] alio [fehlt 1781] [2] nactus homo [Christ] [3] delectis, [Christ] delectis [ohne Komma 1781]

was er positives von dem Alter dieses Pseudoavienus sagt, ist nichts mehr als dieses, daß er schwerlich älter, als unser Anonymus, seyn könne. Hoc, quem descripsi, Pseudoavieno, nisi vetustior, at[1] multo recentior esse non videtur incertae aetatis anonymus, a *Neveleto* etiam denuo publicatus, quem Accium subinde vocavi, non quod verum hoc nomen putarem, sed ut aliquo non obscuro designarem,[2] atque ut obiter distinguerem ab alio fabularum scriptore,[3] quem *Nilantius* dedit. Hiermit meynet Christ nicht die Fabulas antiquas, auf die es dem Nilant vornehmlich angesehen war: sondern er meynet den Romulus selbst, den Nilant auf diese Fabulas antiquas folgen lassen, ob er schon bereits längst in der Steinhöwelschen Sammlung vollständiger und besser vorhanden war. Denn unter diesem Namen, welcher eigentlich nur den prosaischen Fabeln gehört, verstand man auch nicht selten die elegieischen unsers Anonymus, woraus eine Verwirrung erwuchs, der man doch einmal abhelfen mußte, und der man nicht besser abhelfen konnte, als wenn man dem einen und dem andern den Namen eines besondern Verfassers beylegte; gesetzt auch, daß man den Irrthum eines großen Mannes dazu brauchte, wenn man nur weiß, daß es ein Irrthum ist. Die übrigen Vermuthungen, die Christ von diesem seinem Accius macht, gründen sich auf die leeren Aeusserungen des armseligen Scholiasten, der sich in einigen alten Drucken und Handschriften bey den Fabeln findet. Nugae glossarum veterum ineptissimarum modo scriptorem earum elegiaco carmine fabularum faciunt, *Magistrum Esopum de civitate Atheniensi;* modo *Gualterum anglicum,* qui, ut puto, est inter cathedrae Romanae purpuratos, dictus *a Winterborn,*[4] quem tradunt diem suum obiisse a. C. N. MCCCV; modo subobscure aliquid ex hoc libro tribuunt *magistro Romulio:* quatenus fortassis argumenta praebuit. Ich kann nicht sagen, auf welchen Währsmann sich Christ wegen des Gualterus Anglicus hierbey bezieht. Ich finde in den alten gedruckten und geschriebenen Büchern, die ich vor mir habe, davon nichts. Aber daß mit dem Magister Aesopus blos auf den Inhalt und den Urstoff gesehen worden, so wie unter dem Romulius der mehrgedachte Romulus zu verstehen,

[1] at [Christ] et [1781] [2] vtcunque designarem, [Christ] [3] scriptore anonymo, [Christ]
[4] *a Winterhorn,* [verdruckt 1781]

ergiebt sich ja wohl von selbst; und wie es gekommen, daß dieser Namen beiden Fabeln, den prosaischen sowol als den elegieischen, gegeben worden, habe ich schon gesagt. Auf Veranlassung der alten Fabelbücher nämlich, in welchen die elegieischen, so weit sie langten, den prosaischen untergeordnet waren, wie in dem Steinhöwelschen zu sehen. Vielleicht aber daß selbst Christ von diesem keine klare Idee hatte, indem ihm überhaupt bey seiner Nachricht so viele Bücher selbst nicht vor Augen gewesen. Wenigstens kann es nur aus dieser Ursache geschehen seyn, daß er zwey deutsche Schriftsteller mit einander verwechselt hat, von welchen sich unsere gedruckte Litteratur so zu reden anfängt, und die sich beide um unsere Sprache im funfzehnten Jahrhunderte so verdient gemacht haben, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdienet, welches schwerlich aus einer Bibliothek vollständiger geschehen kann, als aus unserer. Nämlich Heinrich Steinhöweln selbst, der ein Arzt in Ulm und von Weyl gebürtig war, mit Niklas von Wyle, der Canzler bey dem Grafen Ulrich von Wirtenberg, und aus Eßlingen gewesen. Eines jeden besondere Schriften sollen ein andermal angezeigt werden.

Itzt bleibe ich blos bey der Hauptsache stehen, die das Urtheil betrifft, welches Christ über den classischen Werth unsers Anonymus ausspricht. Wenn dieses Urtheil sehr gemäßiget zu seyn scheint, indem es gleichsam zwischen den Meynungen des Barth und J. C. Scaliger mitten inne liegt, so ist es doch darum nicht minder paradox, indem es der Rangordnung, nach welcher man gewöhnlich die spätern römischen Autores auf einander folgen läßt, so gewaltig widerspricht. Aus einem barbarischen Versmacher nämlich wird Christ auf einmal ein Scribent, wie wir uns immer einen Virum consularem des 4ten Jahrhunderts, wenigstens einen Höfling der Antoniner gedacht haben. Denn nicht allein in diese Zeiten erhebt er ihn, sondern erkennt ihn auch an Sprache und Geschmack dieser Zeiten für würdig. Scilicet, sagt er ausdrücklich — — —[1]

---

[1] [Hiezu bemerkt Eschenburg im Beginn seiner Ergänzung des Lessingischen Aufsatzes:

„Hier bricht die Handschrift dieses Aufsatzes ab, die der sel. Lessing nicht lange vor seinem Tode in die Druckerey gab; und bis itzt hat sich von ihrer Fortsetzung unter seinen Papieren nichts gefunden. Auch zweifele ich sehr, daß sich etwas vollendetes darunter finden wird, welches

XXIII.

Ueber Ulrichs von Turheim Wilhelm von Narbonne.[1]

XXIIII.

Kilburger's Unterricht vom russischen Handel

aus einer wolfenbüttelischen Handschrift berichtigt und ergänzt

von

Dr. Christoph Schmidt, genannt Phiseldek.

---

das Resultat dieser litterarischen Untersuchung enthielte; denn Lessing war, wie er mir oft selbst gesagt hat, von jeher gewohnt, seine Arbeiten erst während ihres Abdrucks zu vollenden; und bey der gegenwärtigen war dieß ganz gewiß der Fall. Ob er sich gleich über seine Nachforschungen in der Litteratur der äsopischen Fabel zum öftern mit mir unterredet hat; so bin ich doch nicht im Stande, seine eigentliche Entdeckung oder Vermuthung über diesen Anonymus des Nevelet, und über die Entstehungsart seiner elegischen Fabeln, dem Leser mitzutheilen: und eben so wenig wissen seine übrigen Freunde, mit denen er sich darüber hätte besprechen können, das Ziel anzugeben, auf welches er diese ganze Untersuchung hinzuführen dachte. So viel sieht man wohl aus ihrer Einleitung, daß L. weder den eigentlichen Namen, noch das Zeitalter dieses Ungenannten mit Gewißheit herausgebracht hatte; nur über die eigentliche Bewandniß, die es mit seinen Fabeln und ihrem Ursprunge hat, scheint er mir bessere Aufschlüße, als die bisher gegebnen, im Sinne gehabt zu haben; und, wie gesagt, diese kenne ich nicht, und getraue mir eben so wenig, sie zu errathen, oder nur zu muthmaßen. Lieber setze ich einige einzelne Anmerkungen und Beyträge zu dieser Untersuchung her, die sich mir bey dem vergeblichen Versuche, ihre Spur zu verfolgen, dargeboten haben.

Die Stelle in Christ's Abhandlung, mit deren Anfangsworte das Lessingische Manuscript abbricht, ist höchst wahrscheinlich folgende: Scilicet sunt Anonymi, aut Romuli, aut Accii cuiusdam nomine, eodem carminis genere, quae illis Auieno inscriptis nisi meliores, inferiores re atque oratione non sunt. Licuerit Perotto libros habere, in quibus hae quoque Auieno inscriptae essent: vel licuerit ei sic opinari, aut indicare denique, vtrasque, vel has maxime scitiores, Auieni esse(*). Es scheint, daß L. von diesem, allerdings paradoxen, Urtheile über den Vorzug dieses Anonymus vor dem Avianus unmittelbar den Uebergang zu seinem eignen Urtheile und Aufschlusse über den erstern machen wollte; denn in seiner Handschrift finde ich folgende Worte durchstrichen, die er zuerst zum Anfange dieses seines letzten Absatzes bestimmt hatte, und die sich auf die, am Schlusse des vorhergehenden Absatzes gerügte, Namenverwechselung beziehen: „Nur jetzt kann ich mich mit Christen darauf nicht einlassen, dessen Urtheil von unserm „Anonymus mir von einer ganz andern Seite wichtig ist." In diesen letztern Lessingischen Worten würde ich einen Wink seiner Entdeckung ahnden, wenn ich nicht alle hier mögliche Muthmaßung für gar zu unsicher und mißlich hielte.

(*) Prol. de Phaedro, p. 39."]

[1] [Von Eschenburg]

XXV.

Altdeutscher Witz und Verstand.[1]

XXVI.

Ueber den Freydank.[1]

XXVII.

Berichtigung

einiger Stellen in Lessings Ankündigung

des

Berengarius Turonensis,

nach einer nochmaligen Vergleichung mit der
wolfenbüttelischen Handschrift

von

Conrad Arnold Schmid,

Professor in Braunschweig.[2]

---

[1] [Von Eschenburg] [2] [Vgl. Band XI dieser Ausgabe, Seite 58]

Zur
Geschichte und Litteratur

Aus den Schätzen

der

Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel

Sechster Beytrag

von

Gotthold Ephraim Lessing

Braunschweig,

im Verlage der Fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung.

1781.

[Der sechste der Wolfenbüttler Beiträge wurde bereits in den ersten Monaten 1780 gedruckt, aber erst ein gutes Jahr später nach Lessings Tod von Christian Leiste mit einem vom 5. Mai 1781 datierten Vorbericht herausgegeben (vgl. oben S. 2). Doch führte ihn schon der Meßkatalog von Ostern 1781 unter den neu erschienenen Büchern auf. Er umfaßt außer dem Titelblatt und jenem Vorbericht (zusammen 24 Seiten 8°) die Seiten 289—560, deren Zählung sich wohl ohne Lücke an die Schlußseite des fünften Beitrags anschließen würde, wenn Lessing noch die geplante Einleitung zu seiner Ausgabe des Theophilus Presbyter hätte schreiben können. Bevor übrigens der ganze sechste Beitrag veröffentlicht wurde, erschien die zweite Hälfte desselben, der Aufsatz „Maranjon", noch in einer besonderen Ausgabe in kleinerem Oktavformat (160 Seiten) unter dem Titel „Beschreibung des Portugiesischen Amerika vom Cudena. Ein spanisches Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek, herausgegeben vom Herrn Hofrath Lessing. Mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Christian Leiste, Rektor der Herzoglichen großen Schule zu Wolfenbüttel. Braunschweig, in der Buchhandlung des Fürstl. Waysenhauses. 1780." (= 1780). In einer kurzen Vorbemerkung deutete der Herausgeber Leiste an, daß der Sonderdruck erst nach dem Abdruck in den Wolfenbüttler Beiträgen (also wohl im Sommer 1780) veranstaltet wurde; außerdem erklärte er ebenda: „Gegenwärtige Beschreibung Brasiliens vom Cudena befindet sich unter den neuern Handschriften der hiesigen Fürstl. Bibliothek. Der in der Aufschrift als Erfinder des Landes angegebene Maranjon hatte die Aufmerksamkeit des Herrn Hofrath Lessing erregt; und eben dieser Namen, unter welchem sie in Dessen erstem Stücke der neuen Beyträge zur Historie und Litteratur x. eingerückt ist, entreißt sie durch Hülfe ihres Herausgebers der Vergessenheit." Dem folgenden Abdruck liegt der Text von 1781 zu Grunde; die wenigen Abweichungen der Sonderausgabe von 1780 sind in den Anmerkungen verzeichnet. In die Ausgabe, die Karl Lessing von den sämtlichen Schriften seines Bruders besorgte, fanden die Aufsätze des sechsten Wolfenbüttler Beitrags keine Aufnahme.]

THEOPHILI PRESBYTERI

DIVERSARVM ARTIVM SCHEDVLA.

Theophilus, humilis presbyter, servus servorum Dei, indignus nomine et professione monachi, omnibus mentis desidiam animique (1) *vagationem* utili manuum occupatione, et delectabili novitatum meditatione declinare et calcare volentibus, retributionem coelestis praemii! Legimus in exordio mundanae creationis, hominem ad imaginem et similitudinem Dei conditum et inspiratione divini spiraculi animatum, tantaeque dignitatis excellentia caeteris animantibus praerogatum, ut rationis capax divinae prudentiae, consilii ingeniique mereretur participium, arbitriique libertate donatus solius conditoris sui suspiceret voluntatem et revereretur imperium. Qui astu diabolico misere deceptus, licet propter inobedientiae culpam privilegium inmortalitatis amiserit, tamen scientiae et intelligentiae dignitatem adeo in posteritatis propaginem transtulit, ut quicunque curam sollicitudinemque addiderit, totius artis ingeniique capacitatem quasi haereditario jure adipisci possit. Hujusmodi intentionem humana suscipiens sollertia, et in diversis actibus suis insistens lucris et voluptatibus, per temporum incrementa, tandem ad praedestinata christianae religionis perduxit tempora, factumque est, ut quod ad laudem et gloriam nominis sui condidit dispositio divina, in eius obsequium converteret plebs Deo devota. Qua propter quod ad nostram usque aetatem sollers praedecessorum transtulit provisio, pia fidelium non neglegat devotio; quodque haereditarium Deus contulit homini, hoc homo omni aviditate amplectatur et laboret adipisci. Quo adepto nemo apud se, quasi ex se et non aliunde accepto glorietur; sed in Domino, a quo et per quem omnia, et sine quo nihil, humiliter gratuletur, nec concessa invidiae sacculo recondat, aut tenacis armariolo cordis

(1) C. L. vacationem.

occultet, sed omni jactantia repulsa, hilari mente simpliciter quaerentibus eroget, metuatque evangelicam illius negotiatoris sententiam, qui domino suo reconsignare *dissimulans* (2) *mammonam* foeneratam, omni beneficio privatus oris sui iudicio nequam servi promeruit notam. Quam sententiam incurrere formidans ego indignus et pene nullius nominis homuncio, quod mihi gratis concessit, quae dat omnibus affluenter et non improperat,[1] divina dignatio, cunctis humiliter discere desiderantibus gratis offero, et ut in me benignitatem dei recognoscant largitatemque mirentur, admoneo et ut idem, si opera addiderint, sibi praesto esse, procul dubio credant, insinuo. Sicut enim homini quodcunque vetitum aut indebitum cujuscunque modi ambitione attemptare, sive rapina usurpare, iniquum est et detestabile: sic jure debitum, et ex patre Deo haereditarium intemptatum negligere aut contemptui ducere, ignaviae adscribitur ac stultitiae. Tu ergo quicunque es, Fili karissime, cui Deus misit in cor, campum latissimum diversarum artium perscrutari, et ut exinde, quod libuerit colligas, intellectum curamque apponere, non vilipendas preciosa et utilia quaeque, quasi ea tibi sponte aut insperato domestica terra produxerit; quia stultus negotiator est, qui thesaurum subito fossa humo repererit, si illum colligere et servare neglexerit. Quod si tibi arbusta vilia myrrham, thus et balsama producerent, seu fontes domestici oleum, lac et mella profunderent, sive pro urtica et carduo ceterisque horti graminibus nardus et fistula diversorumque generum aromata crescerent, numquid his contemptis tanquam vilibus et domesticis ad extranea, nec meliora, sed fortassis viliora comparanda circuires terras et maria? Et hoc te judice grandis foret stultitia. Quamvis enim soleant homines quaeque preciosa multo sudore quaesita, sumptuumque numerositate comparata, primo loco reponere, summaque tueri cautela: tamen si forte interdum gratis occurrerint aut inveniantur paria seu meliora, non dissimili, imo majori servantur custodia. Qua propter, Fili dulcissime, quem Deus omnino beatum fecit in hac parte, qua tibi gratis offeruntur, quae multi marinos secantes fluctus cum summo periculo vitae, famis ac frigoris artati necessitate, aut diuturna doctorum fessi servitute, nec defatigati discendi desiderio, intolerabili tamen acquirunt labore; hanc DIVERSARVM ARTIVM SCEDVLAM avidis obtutibus concupisce, tenaci memoria perlege, ardenti amore complectere. Quam si diligentius perscruteris, illic invenies *quicquid diversorum* (3) colo-

(2) C. L. *desiderans pecuniam.*
(3) C. L. quicquid in diversorum.

[1] non impauperat, [1781]

rum generibus et mixturis habet Graecia; quicquid in electrorum operositate, seu nigelli varietate novit *Rusca*[1] (4); quicquid ductili vel fusili, seu interrasili opere distinguit Arabia; quicquid in vasorum diversitate, seu gemmarum ossiumve sculptura auro decorat Italia; quicquid in fenestrarum preciosa varietate diligit Francia; quicquid in auri, argenti, cupri et ferri, lignorum lapidumque subtilitate *sollers laudat Germania* (5). Quae cum saepe relegeris et tenaci memoriae *compessabis* (6), ut, quoties labore meo bene usus fueris, ores pro me apud misericordiam Dei omnipotentis, qui scit, me nec humanae laudis amore, nec temporalis praemii cupiditate, quae digesta sunt, conscripsisse, aut invidiae livore preciosum quid aut rarum subtraxisse, seu mihi peculiariter reservatum conticuisse, sed in augmentum honoris et gloriae nominis ejus multorum necessitatibus succurrisse et profectibus consuluisse.

Explicit Prologus. Incipiunt Capitula.

(4) C. L. Rutigia.
(5) C. L. sollers Germania investigat.
(6) C. L. commendaveris.
(7) pro *posc.* C. L. ubique habet *post.*

[1] Ruscia [Wolfenbüttler Hs. des Theophilus]

Incipit liber primus.

Cap. I. *de temperamento colorum in nudis corporibus.*

Color, qui dicitur membrana, quo pingitur[2] facies et nuda corpora, sic componitur. Tolle cerosam i. e. album, quod fit ex plumbo, et mitte eam non tritam, sed ita ut est siccam, in vas cupreum vel ferreum, et pone super prunas ardentes et combure donec convertatur in flavum colorem (8). Deinde tere eum, et admisce albam ei cerosam et cenobrium, donec carni similis fiat. Quorum colorum mixtura in tuo sit arbitrio; ut si, verbi gratia, rubeas facies habere vis, plus adde cenobrii, si vero candidas, plus appone albi; si autem pallidas, appone pro cenobrio, modicum prasini.

Cap. II. *de colore prasino.*

Qui prasinus, est quasi confectio quaedam habens similitudinem viridis coloris et nigri, cujus natura talis est, quod non teritur super lapidem, sed missus in aquam resolvitur et per pannum diligenter colatur, cujus usus in recenti muro pro viridi colore satis utilis habetur.

(8) C. L. addit *vel glaucum.*

[1] molendo [Theophilus] [2] pinguntur [Theophilus]

Cap. III. *de posc primo.*

Cum vero membranam miscueris et inde facies et nuda corpora impleveris, admisce prasinum et rubeum, qui conburitur ex ogra, et modicum cenobrii, et confice posc, ex quo designabis supercilia et oculos, nares et os, mentum et fossulas circa nares, et tempora, rugas in fronte et collo, et rotunditatem faciei, barbas juvenum et articulos manuum et pedum, et omnia membra, quae distinguntur in nudo corpore.

Cap. IV. *de rosa prima.*

Deinde misce cum simplici membrana modicum cenobrii et minii, et confice colorem, qui dicitur rosa, unde rubricabis utramque maxillam, os et mentum inferius, collum et rugas frontis modice, ipsam frontem super tempora ex utraque parte, nasum in longitudine et supernares ex utraque parte, articulos et caetera membra in nudo corpore.[1]

Cap. V. *de lumina prima.*

Post haec misce cum simplici membrana cerosam tritam et compone colorem, qui dicitur lumina. Inde[2] illuminabis supercilia, nasum in longitudine et super foramina narium ex utraque parte, subtiles tractus circa oculos et tempora inferius, et mentum superius, et juxta nares et os ex utraque parte, frontem superius, inter rugas frontis modice, et collum in medio, et circa aures, ac articulos manuum et pedum et brachiorum in medio.

Cap. VI. *de veneda in oculis ponenda.*

Deinde commisce nigrum cum modico albo, qui color vocatur veneda, et inde imple pupillas oculorum. Adde ei etiam de albo amplius, imple oculos ex utraque parte, et album simplex linies inter pupillam et ipsum colorem, et cum aqua lavabis.

Cap. VII. *de posc secundo.*

Postea accipe posc, de quo supra dictum est, et admisce ei amplius de prasino et rubeo ita, ut umbra sit anterioris coloris, et imple medium spatium inter supercilia et oculos, et sub oculis medium, et juxta nasum, et inter os et mentum, et granos seu barbillas adolescentum, et palmas dimidias versus pollicem, et pedes supra minores articulos, et facies puerorum et mulierum a mento usque ad tempora.

Cap. VIII. *de rosa secunda.*

Deinde misce cum rosa cenobrium, et linies inde in medio oris, ita ut anterior superius inferiusque pereat, et fac subtiles tractus super rosam in facie, in collo et fronte, et designabis inde articulos in palmis, et juncturas omnium membrorum et ungulas.

[1] corpori. [1781 und Wolfenbüttler Hs. des Theophilus] [2] unde [Theophilus]

Cap. IX. *de lumina secunda.*

Et si facies tenebrosa fuerit ut ei non sufficiat una lumina, adde ei amplius de albo, et super priorem linies subtiles tractus per omnia.

Cap. X. *de capillis puerorum, adolescentum et juvenum.*

Post haec misce per omnia (*) modicum nigri cum ogra et imple capillos puerorum, et discerne eos cum nigro. Adde amplius nigri cum ogra et imple capillos juvenum, et illumina cum secunda.[1]

Cap. XI. *de barbis adolescentum.*

Misce prasinum et rubeum, et si vis rosae modicum, et imple barbas adolescentum. Misce ogram et nigrum et rubeum, et imple capillos et illumina ogra modico nigro mixta, et ex eadem mixtura fac nigros tractus in barba.

Cap. XII. *de capillis et barba decrepitorum et senum.*

Misce modicum nigri cum cerosa et imple capillos et barbas decrepitorum. Adde eidem colori amplius nigri et modicum rubei, et fac inde tractus, et illuminabis simplici cerosa. Commisce rursum cerosae amplius nigri, et imple capillos et barbas senum, et fac tractus ex eodem colore, admixto ei nigro amplius et modico rubeo, et illumina eo unde decrepitos impleveras. Eo ordine, si vis, adhuc nigriores capillos et barbas compone.

Cap. XIII. *de exudra et ceteris coloribus.*

Deinde admisce rubeo modicum nigri, qui color vocatur exudra, et fac inde tractus circa pupillas oculorum, et in medio oris, et subtiles tractus inter os et mentum. Post haec cum simplici rubeo fac supercilia et subtiles tractus inter oculos et supercilia, et oculos inferius, et in plena facie nasum in dextera parte et supernares ex utraque parte, et os inferius, et circa frontem et maxillas senum interius, et circa digitos manuum et articulos pedum interius, et in conversa facie circa nares in anteriori parte. Supercilia vero senum sive decrepitorum facies cum veneda, unde pupillas implesti. Deinde cum simplici nigro juvenum supercilia facies, ita ut superius aliquantulum rubei appareat, et oculos superius et foramina narium, et os utraque parte, et circa auriculas, manus et digitos exterius, et articulos et caeteros corporis tractus. Omnes vero tractus circa nuda corpora fac cum rubeo, et ungues designabis cum exteriore rosa.

Cap. XIV. *de mixtura vestimentorum in laqueari.*

Misce menesc cum folio sive cum nigro, et modicum rubeo,

(*) Istud *per omnia* Lips. Cod. non agnoscit et videtur temere ex antecedente repetitum.

[1] cum secundo. [1781 und Wolfenbüttler Hs. des Theophilus]

et imple vestimentum. Admisce etiam modicum nigri et fac tractus. Deinde misce lazur cum modico menesc, sive cum folio, sive cum eodem colore unde implesti, et illumina primum, et cum puro lazur illumina superius. Post haec misce parum albi cum lazur et fac subtiles et raros tractus. Imple vestimentum cum rubeo, et si rubeum pallidum sit, adde modicum nigri. Inde misce amplius nigri cum eodem et fac tractus. Deinde misce modicum rubei cum colore cenobrio et illumina primum. Post haec adde modicum minii cum cenobrio et illumina superius, imple vestimentum cum cenobrio, et misce cum eodem modicum rubei, et fac tractus. Deinde misce primum modicum minii cum cenobrio et illumina primum. Post haec illumina cum simplici minio. Ad extremum misce modicum nigri cum rubeo, et fac exteriorem umbram. Misce purum viride cum ogra, ita ut de ogra plus sit, et imple vestimentum. Adde eidem colori modicum de suco et parum rubei et fac tractus. Misce eidem colori unde implesti album, et illumina primum. Adde plus albi et illumina exterius. Misce etiam cum superiori umbra plus suci et rubei et parum viridis et fac umbram exteriorem. Misce sucum folii cum cerosa et imple vestimentum. Adde folii plus et fac tractus. Adde plus cerosae et illumina. Post haec cum simplici cerosa. Ad extremum modicum folii triti et modicum cenobrii misce cum priore umbra et fac exteriorem. Et eodem colore imple aliud vestimentum. Adde ei plus folii et cenobri et fac tractus. Adde eidem unde implesti, cerosam et modicum cenobrii et illumina primum. Adde plus cerosae et illumina superius. Ad extremum misce modicum rubei cum priori umbra, et fac exteriorem. Ex hac mixtura facies tria genera vestimentorum, unum purpureum, aliud violaticum, tertium candidum. Misce viride cum suco et adde modicum ograe et imple vestimentum. Adde plus de suco et fac tractus. Adde etiam modicum nigri et fac exteriorem umbram. Adde cum impletione plus viridis et illumina primum. Cum puro viridi illumina exterius, et si opus sit, adde ei modicum albi. Misce modicum cenobrii cum auripigmento et imple vestimentum. Adde parum rubei et fac tractus. Cum simplici rubeo umbram exteriorem. Adde cum impletione plus auripigmenti et illumina primum. Cum simplici auripigmento illumina exterius. Usus hujus vestimenti non est in muro. Misce auripigmentum cum indico, sive cum menesc, sive cum suco sambuci, et imple vestimentum. Adde amplius de suco, sive menesc sive[1] de indico, et fac tractus. Adde modicum nigri et fac umbram exteriorem. Deinde plus auripigmenti cum impletione, et illumina primum. Cum simplici auripigmento illumina superius.

[1] sive [fehlt 1781 und Wolfenb. Hs.]

Auripigmentum et quicquid ex eo temperatur, nullam vim habet in muro. Misce menesc cum folio et imple vestimentum. Adde folii plus et fac tractus. Adde etiam parum nigri et fac exteriorem umbram. Cum simplici menesc illumina primum. Adde parum albi et illumina superius. Misce ogram cum nigro et imple vestimentum. Adde nigri plus et fac tractus. Adde etiam plus et fac umbram exteriorem. Adde ograe plus cum impletione et illumina primum. Adde etiam plus et illumina superius. Cum ogra et rubeo fac similiter. Misce album et viride et imple vestimentum. Cum simplici viridi fac tractus. Adde parum suci, et fac umbram exteriorem. Adde plus albi cum impletione et illumina primum. Cum simplici albo illumina superius. Misce modicum nigri et parum rubei cum albo et imple vestimentum. Adde plus rubei et parum nigri et fac tractus. Adde etiam amplius nigri et rubei et fac umbram exteriorem. Adde cum impletione plus albi et illumina primum. Cum simplici albo, illumina superius. Misce menesc cum albo, ordine quo supra. Misce similiter nigrum cum albo. Eodem modo misce ogram cum albo, et in umbra ejus adde modicum rubei.

Cap. XV. *de mixtura vestimentorum in muro.*

In muro vero imple vestimentum cum ogra, addito ei modico calcis, propter fulgorem, et fac umbras ejus sive cum simplici rubro, sive cum prasino, vel ex posc, qui fiat ex ipsa ogra et viridi. Membrana in muro miscetur ex ogra et cenobrio et calce, et posc ejus et rosa et lumina fiant ut supra. Cum imagines vel aliarum rerum effigies pertrahuntur in muro sicco, statim aspergatur aqua, tam diu donec omnino madidus sit. Et in eodem humore liniantur omnes colores, qui subponendi sunt, qui omnes calce misceantur, et cum ipso muro siccentur ut haereant. In campo sub lazure et viridi, ponatur color, qui dicitur veneda, mixtus ex nigro et calce, super quem, cum siccus fuerit, ponatur in suo loco lazur tenuis cum ovi mediolo abundanter aqua mixto temperatus, et super hunc iterum spissior propter decorem. Viride quoque misceatur cum suco et nigro.

Cap. XVI. *de tractu qui imitatur speciem pluvialis arcus.*

Tractus qui imitatur speciem pluvialis arcus conjungitur diversis coloribus, videlicet cenobrio et viridi; item cenobrio et menesc; item viridi et ogra; item viridi et folio; item folio et ogra; item menesc et ogra; item cenobrio et folio, qui hoc modo componuntur. Fiunt duo tractus aequa latitudine; unus ex rubeo, calce mixto, in muro sub cenobrio, ita ut vix quarta pars sit rubei; in laqueari vero ipsum cenobrium similiter cum creta mixtum. Alter vero viridis pari modo mixtus absque suco, et inter eos fiat albus

tractus. Deinde misce ex cenobrio et albo quot colores volueris, ita ut primus sit modicum cenobrii, secundus plus, tertius amplius, quartus adhuc plus, donec pervenias ad simplex cenobrium. Deinde (*) eidem modicum rubeum. Deinde simplex rubeum. Post haec rubeum nigro misce. Ad ultimum nigrum. Simili modo commisce colores ex viridi et albo, donec pervenias ad simplex viride. Deinde admisce ei modicum sucum. Commisce iterum et adde plus suci. Post haec misce modicum nigri; deinde plus; ad ultimum simplex nigrum. Umbras vero in ogra facies cum rubeo; ad ultimum addito nigro. Umbras menesc cum folio; ad ultimum addito nigro. Umbras folii cum rubeo, addito ad ultimum nigro. Qui colores ita ponendi sunt, ut ex medio pallidiores tractus procedant, et ita ascendant usque ad exterius nigrum. Horum tractuum nunquam plus quam XII. esse possunt in utroque colore. Et si tot volueris, sic tempera mixturas ut simplex in octavo loco ponas. Si volueris novem, in sexto loco simplex pone. Si volueris octo vel septem, in quinto loco simplex pone. Si volueris sex, in quarto. Si quinque, in tertio. Si quatuor vel tres, non interponas eis simplex, sed eum, qui ante simplicem poni deberet, habeas pro simplice, et eidem admisce umbram usque ad alterius nigrum. Hoc opere fiunt throni rotundi et quadranguli, et tractus circa lumbos, et arborum stipites cum ramis, et columnae, et turres rotundae, et sedilia et quicquid rotundum apparere velis. Fiunt etiam arcus super columnas in domibus eodem opere; sed uno colore, ita ut interius album sit et exterius nigrum. Turres rotundae fiunt cum ogra, ita ut in medio sit albus tractus, et ex utraque parte procedat ogra omnino pallida et paulatim trahens croceum colorem usque ante penultimum tractum, cum quo misceatur modicum rubeum; deinde modice amplius, sic tamen ut nec[1] simplex ogra nec simplex rubeum appareat. Eodem modo et eadem mixtura fiunt turres et columnae ex nigro et albo. Stipites arborum commiscentur ex viridi et ogra, addito modico nigro et suco. Quo colore pingitur etiam terra et montes. Fiunt etiam terra et montes ex viridi et albo sine succo, ita ut interius sit pallidum, et exterius trahat umbras mixtas cum modico nigro. Omnes colores, qui aliis subponuntur in muro, calce misceantur propter firmitatem. Sub lazur et sub menesc et sub viridi ponatur[2] veneda; sub cenobrio rubeum. Sub ogra et folio idem colores calce mixti.

(*) C. L. addit *admisce.*

[1] nec [fehlt 1781 und Wolfenb. Hs., von Leiste im Vorbericht des „Sechsten Beitrags" ergänzt]
[2] ponetur [1781, von Leiste verbessert]

Cap. XVII. *de tabulis altarium et ostiorum, et de glutine casei.*

Tabulae altarium sive ostiorum primum particulatim diligenter conjungantur junctorio instrumento, quo utuntur doliarii sive tonnarii; deinde componantur glutine casei, quod hoc modo fit. Caseus mollis minutatim incidatur et aqua calida in mortario cum pila tamdiu lavetur, donec aqua multotiens infusa pura inde exeat. Deinde idem caseus attenuatus manu mittatur in frigidam aquam donec indurescat. Post haec teratur minutissime super ligneam tabulam aequalem cum altero ligno, sicque rursum mittatur in mortarium et cum pila diligenter tundatur addita aqua cum viva calce mixta, donec sic spissum fiat, ut sunt feces. Hoc glutine tabulae conpaginatae, postquam siccantur, ita sibi inhaerent, ut nec humore nec calore disiungi possint. Postmodum aequari debent planatorio ferro, quod curvum et interius acutum habet duo manubria, ut ex utraque manu trahatur, unde raduntur tabulae, ostia, et scuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, sive asini, sive bovis, quod aqua madefactum: mox ut pili erasi fuerint, aqua aliquantum extorqueatur, et ita humidum cum glutine casei superponatur. Quo diligenter exsiccato, tolle incisuras ejusdem corii similiter exsiccatas et particulatim incide, et accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii super incudem, compone in ollam novam, donec sit dimidia, et imple eam aqua, sicque adhibe ignem donec excoquatur tertia pars ejusdem aquae, sic tamen ut conbulliat(*), et ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua et cum refrigerati fuerint, si sibi adhaerent bonum est gluten; sin autem, tamdiu coque donec sibi adhaereant. Deinde effunde ipsum gluten in vas mundum, et rursum imple ollam aqua et coque sicut prius, sicque facias usque quater. Posthaec tolle gypsum more calcis conbustum, sive cretam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter super lapidem cum aqua, deinde mitte in vas testeum, et infundens gluten corii pone super carbones, ut gluten liquefiat, sicque linies cum pincello super ipsum corium tenuissime; ac deinde, cum siccum fuerit, aliquantulum linies spissius; et si opus fuerit linies tertio. Cumque omnino siccum fuerit, tolle herbam, quae appellatur asperella, quae crescit in similitudinem junci et est nodosa, quam cum in aestate collegeris, siccabis in sole, et ex ea fricabis ipsa dealbaturam, donec omnino plane et lucida fiat.

Cap. XVIII. *de rubicandis ostiis et de oleo lini.*

Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe semen lini et exsicca illud in sartagine

(*) C. L. legit *non bulliat.*

super ignem sine aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus pulvis fiat, rursumque mittens illud in sartaginem, et infundens modicum aquae, sic calefacies fortiter. Postea involve illud in pannum novum, et pone in pressatorium, in quo solet oleum olivae, vel nucum, vel papaveris exprimi, ut eodem modo etiam istud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium sive cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello linies super ostia, vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Deinde iterum linies et rursum siccabis.

Cap. XIX. *de glutine vernition.*

Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligenter sic ut non bulliat, donec tertia pars consumatur, et cave a flamma, quia periculosum est nimis, et difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis pictura superlinita lucida fit et decora, ac omnino durabilis. Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo et eodem glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Item alio modo. Compone quatuor lapides, qui possint ignem sustinere, ita ut non resiliant, et super ipsos pone ollam rudem, et in eam mitte supra dictum gummi Fornis, quod romane Glassa dicitur, et super os hujus ollae pone ollulam minorem, quae habeat in fundo modicum foramen, et circumlinies ei pastam, ita ut nihil spiraminis inter ipsas ollas exeat. Deinde subpone ignem diligenter, donec ipsum gummi liquefiat. Habebis etiam ferrum gracile et manubrio inpositum, unde commovebis ipsum gummi, et cum quo sentire possis ut omnino liquidum fiat. Habeas quoque ollam tertiam juxta super carbones positam, in qua sit oleum lini calidum, et cum gummi penitus liquidum fuerit, ita ut extracto ferro quasi filum trahatur, infunde ei oleum calidum et ferro commove, et sic insimul coque ut non bulliat, et interdum extrahe ferrum, et lini modice super lignum sive super lapidem, ut probes densitatem ejus. Et hoc caveas in pondere, ut sint duae partes olei, et tertia gummi. Cumque ad libitum tuum coxeris diligenter, ab igne removens et disco operiens refrigerari sine.

Cap. XX. *de sellis equestribus et octoforis.*

Sellas autem equestres et octoforos, item sellas plicatorias, ac scabella et caetera, quae sculpuntur, et non possunt corio vel panno cooperiri, mox ut raseris ferro, fricabis asperella, sicque bis dealbabis, et cum sicca fuerint, rursum asperella planabis. Posthaec in circino et regula metire et dispone opus tuum, videlicet imagines aut bestias, vel aves et folia, sive quodcunque pertrahere

volueris. Quo facto si decorare volueris opus tuum, auri petulam inpones, quam tali modo facies.

Cap. XXI. *de petula auri.*

Tolle pergamenam graecam, quae fit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra minutissime trito et sicco, et polies eam dente castoris sive ursi, vel apri, diligentissime, donec lucida fiat, et idem color ipsa fricatione adhaereat. Deinde incide forcipe ipsam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, aequaliter latas et longas. Postmodum facies eadem mensura ex pergamena vituli, quasi marsupium et fortiter consues, ita amplum, ut multas partes rubricatae pergamenae possis imponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo super incudem aequalem diligentissime ita, ut nulla sit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad mensuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marsupium unam partem rubricatae pergamenae, et supra eam unam partem auri in medio, sicque pergamenam et rursus aurum; atque ita facies donec impleatur marsupium, et aurum semper sit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fusilem ex auricalco, juxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipsum marsupium super lapidem magnum et aequalem, non graviter sed moderate, et cum saepius respexeris, considerabis, utrum velis ipsum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter spissum. Si autem supercreverit aurum in attenuando et marsupium excesserit, praecides illud forcipe parvulo et levi, tantummodo ad hoc opus facto. Haec est ratio aureae petulae. Quam cum secundum libitum tuum attenuaveris, ex ea incides forcipe particulas quantas volueris, et inde ornabis coronas circa capita imaginum, et stolas et oras vestimentorum, et caetera ut libuerit. Imponendo autem tolle clarum, quod percutitur ex albugine ovi sine aqua, et inde cum pincello leniter linies locum in quo ponendum est aurum, et cauda ejusdem pincelli in ore tuo madefacta, continges unum cornu incisae petulae, et ita elevans cum summa velocitate impones et cum pincello aequabis. Ea hora oportet te a vento cavere, et ab halitu continere, quia si flaveris, petulam perdes et difficile reperies. Quae cum posita fuerit et siccata, ei si volueris eodem modo alteram superpone, et tertiam similiter, si opus fuerit, ut eo lucidius cum dente sive cum lapide polire possis. Hanc etiam petulam, sive volueris in muro et laqueari, eodem modo ponere poteris. Quod si aurum non habueris petulam stagni accipies, quam hoc modo facies.

Cap. XXII. *de petula stagni.*

Stagnum purissimum attenuabis diligenter incude malleo, quan-

tas et quam tenues partes volueris. Et cum aliquantulum attenuari coeperint, purgabis eas in una parte panno laneo, et carbonibus siccis minutissime tritis, ac iterum percuties malleo. rursumque fricabis panno et carbonibus, sicque singulis vicibus facies, donec omnino attenuaveris. Post haec fricabis eas leniter dente apri super ligneam tabulam aequalem, usque quo lucidae fiant. Deinde conjunges easdem partes unam ad alteram[1] super ipsam tabulam, et adhaerebis eas singulas ad lignum cum cera, ne possint moveri, et superlinies eas manu tua ex supradicto glutine vernicion atque siccabis ad solem. Postmodum accipe virgas ligni putidi, quas cum in Aprili incideris, findes per medium et siccabis super fumum. Deinde auferes exteriorem corticem, et interiorem, qui est croceus, rades in patella munda, addens ei crocum ad quintam partem, et perfunde haec vino vetere sive cerevisia abundanter, et cum ita per noctem steterit, in crastinum calefacies super ignem donec tepefiat; sicque impones tabulas stagneas singillatim, et frequenter elevabis, donec consideres, quod aureolum colorem sufficienter trahant. Postque rursum adhaerebis eas ligneae tabulae superliniens gluten sicut prius, et cum siccatae fuerint, iam habes stagneas petulas, quas impones operi tuo secundum libitum tuum glutine corii. Ac deinceps accipe colores quos imponere volueris, terens eos diligenter oleo lini sine aqua et fac mixturas vultuum ac vestimentorum sicut superius aqua feceras, et bestias sive aves aut folia variabis suis coloribus, prout libuerit.

Cap. XXIII. *de coloribus oleo et gummi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt in opere ligneo, in his tantum rebus quae sole siccari possunt, quia quotiescunque unum colorem imposueris, alterum ei superponere non potes, nisi prior exsiccetur, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est. Si autem volueris opus tuum festinare sume gummi, quod exit de arbore ceraso sive pruno, et concidens illud minutatim pone in vas fictile, et aquam abundanter infunde, et pone ad solem, sive super carbones in hieme, donec gummi liquefiat, et ligno rotundo diligenter commisce. Deinde cola per pannum, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturae eorum hoc gummi teri et poni possunt, praeter minium et cerosam et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi sunt. Viride hispanicum non misceatur suco sub glutine, sed per se cum gummi ponatur. Aliud miscere vero potes, si volueris.

Cap. XXIV. *Quotiens idem ponendi sint.*

Omnes colores sive oleo sive gummi tritos in ligno ter debes ponere, et pictura perfecta et siccata, delato opere ad solem, dili-

[1] alterum [verdruckt 1781]

genter linies glutine illud vernicion, et cum defluere coeperit a calore[1] leniter manu fricabis, atque tertio sic facies, et tunc sine donec penitus exsiccetur.

Cap. XXV. *de pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quae dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam stagni non linitam glutine, nec coloratam glutine vel croco, sed ita simplicem et diligenter politam,[2] et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentissime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, sicque permitte siccari.

Cap. XXVI. *de molendo auro in libris.*

Cum pertraxeris imagines vel litteras in libris, tolle aurum purum et lima illud minutissime in mundissima pelvi, sive bacina, sicque lavabis illud cum pincello[3] in concha testudinis vel conchilii, quae de aqua tollitur. Deinde habeas molendinum cum pistillo suo, utraque fusilia ex metallo cupri et stagni ita commixto, ut tres partes sint cupri et quarta stagni mundi a plumbo. His ita compositis fundatur molendinum ad similitudinem mortarioli, et pistillum ejus circa ferrum quasi nodus, ita ut ferrum inde procedat grossitudine unius digiti, et longitudine modice amplius pedis dimidii; cujus ferri tertia pars infigatur ligno diligenter tornato ad longitudinem quasi unius ulnae, et rectissime forato, in cujus inferiori parte tamen a fine longitudine quatuor digitorum, sit rotula sive lignea sive plumbea tornatilis, et in media parte superiori figatur corrigia qua trahi et volvendo retrahi possit. Posthaec mittatur ipsum molendinum in foramen super scamnum ad hoc aptatum inter duas columnellas ligneas in ipso scamno firmiter fixas, super quas sit aliud lignum eis insertum, quod possit eici et reponi, in cujus medio inferius sit foramen in quo volvatur pistillum molendini. His ita dispositis mittatur aurum diligenter purgatum in molendinum, addita modica aqua, et imposito pistillo atque superiori ligno coaptato trahatur corrigia et revolvi permittatur, rursumque trahatur et iterum revolvatur, sicque fiat per duas vel tres horas. Tunc superius lignum eiciatur, et pistillum in eadem aqua cum pincello lavetur. Deinde molendinum elevetur, aurum cum aqua usque ad fundum cum pincello moveatur et modice teneatur, donec quod grossius est resideat; moxque aqua in bacinam mundissimam effundatur, et quicquid auri cum aqua exierit, molitum est. Rursumque imposita aqua, repositisque pistillo et superiori ligno, iterum molatur eo ordine, quo prius, donec omnino exeat cum aqua. Tali modo molendum est argentum,

[1] colore [1781] [2] politum, [1781] [3] bincella [1781 und Wolfenb. Hs.]

auricalcum, et cuprum. Sed aurum diligentius molendum est, et leniter trahendum, saepiusque respiciendum quia mollius ceteris metallis est, ne forte adhaereat molendino vel pistillo et conglomeretur. Quod si per negligentiam contigerit, quod conglomeratum est eradatur et eiciatur, et quod reliquum est usque ad effectum molatur. Quo facto superiorem aquam cum sordibus de bacina effunde, inde aurum diligenter in concham mundam lava. Dehinc infundens ei aquam cum pincello move, et cum per unam horam in manu tenueris ipsam aquam in alteram concham funde, et illud minutissimum quod cum aqua exierit serva. Rursumque imposita aqua super carbones calefac et move, ac sicut prius minutum cum aqua eice, sicque facies donec omnino purgaveris. Posthaec ipsum minutum relava ordine eodem bis et tertio, et quicquid auri susceperis priori admisce. Eodem ordine lavabis argentum, auricalcum et cuprum. Deinceps tolle vesicam piscis, qui vocatur huso, et lavans aqua tepida tertio incide particulatim, ac mittens in ollam parvissimam cum aqua, sine mollificari per noctem, et in crastinum coque super carbones ita ut non bulliat, donec probes digitis tuis, si adhaereant,[1] et cum fortiter adheserint[2] bonum est gluten.

Cap. XXVII. *quomodo aurum, et argentum ponatur in libris.*

Postea tolle minium purum, et adde ei tertiam partem cenobrii, terens super lapidem. Quo diligenter trito, percute clarum ex albugine ovi, in aestate cum aqua, in hieme sine aqua, et cum purum fuerit, mitte minium in cornu et infunde clarum, impositoque ligno move modicum, et inde cum pincello imple omnia loca, in quibus aurum velis imponere. Dehinc pone ollulam cum glutine super carbones, et cum liquefactum fuerit, funde in concham auri et lava illud inde. Quod cum effuderis in alteram concham, in qua purgamentum servatur, rursus infunde gluten calidum, et tenens in palma manus sinistrae, move diligenter cum pincello, et pone utrum volueris spissum vel tenue, sic tamen ut glutinis modicum sit, quia si superabundaverit, nigrescit aurum et non recipit fulgorem. Postquam autem siccatum fuerit, polies illud dente vel lapide sanguinario diligenter limato et polito super tabulam corneam aequalem ac lucidam. Quod si contigerit per neglegentiam glutinis non bene cocti, ut aurum in fricando se puluerit(*), vel prae nimia spissitudine se elevet, habeas penes te clarum vetus sine aqua percussum, et mox cum pincello de eo modicum ac leniter liniens, cum siccum fuerit denuo dente vel

(*) C. L. pulveriret.

[1] adhaereat, [1781, von Leiste verbessert] [2] adheserit [1781, von Leiste verbessert]

lapide fricabis. Hoc modo aurum, argentum, auricalcum et cuprum in suis locis pones et fricabis.

Cap. XXVIII. *quomodo decoretur pictura librorum stagno et croco.*

Si vero neutrum habueris, et tamen opus tuum quoquomodo decorare volueris, tolle stagnum purum, et raso minutissime mola et lava sicut aurum, et pone eodem glutine in litteris vel aliis locis, quae volueris auro vel argento ornare et cum polieris dente, tolle crocum quo sericum coloratur perfundens illum claro sine aqua, et cum per noctem steterit, sequenti die cum pincello cooperies ea loca, quae volueris deaurare; caetera habeto loco argenti. Deinde facies subtiles tractus circa libros,[1] literas et folia et nodos ex minio cum penna, et paraturas vestimentorum ac cetera ornamenta.

Cap. XXIX. *de omni genere glutinis in pictura auri.*

Si vesicam non habueris, pergamenum vituli spissum eodem modo incide, lava, et coque. Follem(*) quoque anguillae diligentissime rasum, incisum et lotum eodem modo coque. Ossa quoque capitis lupi piscis sicci diligenter lota in calida aqua ter, ita coque. Qualecunque horum coxeris, adde ei tertiam partem gummi lucidissimi, et modice coque, poterisque servare quamdiu volueris.

Cap. XXX. *quomodo colores in libris temperentur.*

His ita peractis fac temperamentum ex gummi lucidissimo et aqua sicut supra, et tempera omnes colores, excepto viridi, et cerosa, et minio, et carmin. Viride salsum non valet in libro. Viride hispanicum temperabis vino puro, et si volueris umbras facere, adde modicum sucum gladioli, vel caulae, vel porri. Minium et cerosam et carmin temperabis claro. Omnes mixturas, si indigueris ad pingendas imagines, compone in libro ut supra. Omnes colores bis ponendi sunt in libro, in primis tenuissime, deinde spissius; in literis vero semel.

Cap. XXXI. *de generibus et temperamentis folii.*

Folii tria sunt genera, unum rubeum, aliud purpureum, tertium saphireum, quae sic temperabis. Tolle cineres et cribra eos per pannum, et perfundens eos aqua frigida, fac inde tortulas in similitudinem panis, mittensque eas in ignem, donec omnino candescant. Postquam diutissime canduerint, et postea friguerint, mitte inde partem in vas fictile, perfundens urina, et move ligno. Cumque resederit lucide, perfunde inde rubeum folium, et terens illud modice super lapidem, adde ei quartam partem vivae calcis, et cum tritum fuerit ac sufficienter perfusum, cola illud per pan-

(*) C. L. Fellem.

[1] lumbos, [1781 und Wolfenb. Hs.]

num, et trahe cum pincello ubi volueris tenue, deinde spissius. Et si placet similitudinem pallii in pagina facere purpureo folio, eodem temperamento sine calce perfuso, pinge penna prius in ipsa pagina nodos vel circulos, et interius aves sive bestias aut folia; et cum siccum fuerit linies per omnia rubeum folium tenue, deinde spissius, et tertio si sit opus; ac post modum linies desuper tenue vetus clarum, sine aqua percussum. Purpureum folium et saphireum non teres, sed perfunde eodem temperamento in concha sine calce, et move ligno, et cum per noctem steterit, in crastinum pone quomodocumque volueris, liniens claro superius. Vestimenta et omnia quae folio et carmin pinxeris, claro superlinies. Cineres autem coctos, qui remanserint, servare diu poteris siccos.

Cap. XXXII. *de cenobrio.*

Si desideras cenobrium componere, tolle sulphur, cujus tria sunt genera, album, nigrum et croceum, quod frangens super lapidem siccum, adde ei duas partes vivi argenti, aequo pondere staterae; et cum diligentius miscueris, mitte in vitream ampullam, cooperiens eam ex omni parte argilla, et os obstrue, ne fumus exeat, et pone eam ad ignem ut exsiccetur. Deinde pone eam inter carbones ardentes, et mox cum coeperit calefieri, audies fragorem interius, quomodo se vivum argentum commiscet ardenti sulphuri; et cum sonus cessaverit, statim eice ampullam et aperiens tolle colorem.

Cap. XXXIII. *de viridi salso.*

Si autem viridem colorem velis conficere, sume lignum quercinum, quantae longitudinis et latitudinis volueris, et cava illud in modum scrinii. Deinde tolle cuprum, et fac illud attenuari in laminas, quantae latitudinis volueris, ut tamen longitudo ejus cooperiat latitudinem cavi ligni. Posthaec accipe scutellam plenam salis, et comprimens eum fortiter mitte in ignem et cooperi carbonibus per noctem, et in crastinum tere eum diligentissime super lapidem siccum. Cumque acceperis surculos graciles colloca eos in praedictum cavum lignum, ita ut duae partes cavi sint inferius, et tertia superius, sicque linies laminas cupreas ex utraque parte melle puro, aspergens desuper sal tritum, et collocabis super surculos illos conjunctim, cooperiens diligenter altero ligno ad hoc aptato, ita ut nihil spiraminis exire possit. Post fac foramen terebrari in angulo ipsius ligni per quod possis infundere acetum calefactum aut urinam calidam, ita ut tertia pars ejus impleatur, et mox obstrue foramen. Hoc lignum in tali loco debes ponere, ubi possis illud sterquilinio ex omni parte cooperire. Post quatuor vero septimanas solve cooperculum et quicquid super cuprum inveneris, erade et serva, et iterum reponens cooperi ordine quo supra.

Cap. XXXIV. *de viridi hispanico.*

Si vero viride hispanicum componere velis, tolle cupri tabulas attenuatas et radens eas diligenter ex utraque parte, perfunde aceto puro et calido absque melle et sale, conponesque eas in ligno minori cavo, ordine quo supra. Post duas septimanas respice ac rade, sicque facies donec tibi color sufficiat.

Cap. XXXV. *de cerosa.*

Cerosam autem compositurus fac tibi plumbeas tabulas attenuari, et componens eas siccas in cavo ligno sicut cuprum supra, infuso aceto calido sive urina cooperi. Deinde post mensem solve cooperculum et quicquid album fuerit auferens, rursum repone sicut prius. Cumque tibi suffecerit, et minium inde facere placuerit, eandem cerosam tere super lapidem absque aqua, et deinde mittens in ollas novas duas vel tres pone super carbones ardentes, habeas autem ferrum gracile curvum ex una parte ligno aptatum et in summitate latum, cum quo movere ac miscere ipsam cerosam interdum possis, atque hoc tam diu facias[1] donec minium omnino rubeum fiat.

Explicit liber primus.

Incipit Prologus libri secundi.

In praecedenti libello, frater karissime, sincere dilectionis affectu non me piguit tuae indoli insinuare, quanti honoris quantumque perfectionis sit, otium declinare, et inertiam desidiamque calcare; quamque dulce ac delectabile, diversarum utilitatum exercitiis operam dare, juxta vocem oratoris cujusdam dicentis: Scire aliquid laus est; culpa est, nil discere velle. Nec pigritetur quispiam, eum, de quo Salomon ait, *qui addit scientiam, addit laborem,* apprehendere; quia, quantus ex eo procedat animae et corporis profectus, diligens meditator poterit advertere. Nam luce clarius constat, quia, quisquis otio studet ac levitati, fabulis quoque supervacuis operam dat, et scurrilitati, curiositati, potationi, ebrietati, rixae, pugnae, homicidio, luxuriae, furtis,[2] sacrilegiis, periuriis et caeteris hujusmodi, quae contraria sunt oculis Dei respicientis super humilem et quietum et operantem cum silentio in nomine domini, et obedientem praecepto b. Pauli apostoli: *Magis autem laboret operando manibus suis, quod bonum est, ut habeat unde tribuat necessitatem patienti.* Hujus ergo imitator desiderans fore, apprehendi atrium(*) agiae sophiae conspicorque cellulam diversorum colorum omnimoda varietate refertam et monstrantem singulorum

(*) *atrium* deest in nostro.

[1] facies [1781] [2] fustis, [1781]

utilitatem ac naturam. Quo mox inobservato pede ingressus, replevi armariolum cordis mei sufficienter ex omnibus, quae diligenti experientia sigillatim perscrutatus, cuncta visu manibusque probata satis lucide tuo studio commendavi absque invidia. Verum quoniam hujusmodi picturae usus perspicax non valet esse, quasi curiosus explorator omnibus modis elaboravi cognoscere, quo artis ingenio et colorum varietas opus decoraret, et lucem diei solisque radios non repelleret. Huic exercitio dans operam vitri naturam comprehendo, ejusque solius usu et varietate id effici posse considero, quod artificium, sicut visum et auditum didici, studio tuo indagare curavi.

Explicit prologus. Incipiunt capitula.

Incipit liber secundus.

Cap. I. - - - -

Si sederit animo tuo ut vitrum componas, primum incide ligna faginea multa et exsicca ea. Deinde combure ea pariter in loco mundo, et cineres diligenter colligens, cave ne quicquam terrae vel lapidis commisceas. Postmodum compone furnum ex lapidibus et argilla, longitudine pedum XV. et latitudine X. in hunc modum. Primum pone fundamenta in utroque longitudinis latere spissitudine pedis unius, faciens larem in medio firmum et aequalem lapidibus et argilla, dividens eum inter tres partes aequales, ita ut duae partes sint per se et tertia per se, divisa muro in latitudine posito. Deinde fac foramen in utraque fronte latitudinis, per quod possint ligna et ignis imponi, et aedificans murum in circuitu usque ad latitudinem pene quatuor pedum, fac iterum larem firmum et aequalem per omnia, et sine murum divisionis aliquantulum ascendere. Post quae fac in majori spatio quatuor foramina in uno latere longitudinis, et quatuor in altero per medium laris, in quibus ponantur vasa operis, duoque foramina in medio per quae flamma possit ascendere, et aedificans murum in circuitu, fac duas fenestras quadras longitudine et latitudine unius palmi, in utroque latere contra foramina unam, per quas vasa imponantur et eiciantur cum his, quae in illis mittuntur. Fac etiam in minori spatio foramen per medium laris juxta parietem medium, et fenestram[1] ad mensuram palmi juxta parietem frontis exteriorem, per quam possit imponi et assumi quod necessarium est operi. Postquam haec ita ordinaveris, fac partem interiorem cum muro exteriori in similitudinem fornacis arcuarii, interius altitudine modice amplius pedis dimidii, ita ut superius larem facias aequalem per omnia, cum labro altitudine trium digitorum in circuitu posito, ut quicquid operis vel utensiliorum superponitur non possit cadere. Iste furnus dicitur clibanus operis.

Cap. II. *de furno refrigerii.*

Fac et alium furnum, longitudine pedum X et latitudine VIII. altitudine vero IV. Hinc facies in una fronte foramen ad imponenda ligna et ignem, et in latere uno fenestram pedis unius ad imponendum et eiciendum quod necessarium fuerit, et larem

[1] fenestran [1781]

interius firmum et aequalem. Iste furnus dicitur clibanus refrigerii.

Cap. III. *de furno dilatandi et utensiliis operis.*

Facies etiam furnum tertium longitudine pedum sex, latitudine quatuor, altitudine trium, et foramen fenestramque et larem sicut superius. Hic furnus dicitur clibanus dilatandi et aequandi; utensilia vero ad hoc opus necessaria sunt fistula ferrea duarum ulnarum, grossitudine pollicis unius, forcipes duo in una parte ferri percussi, trullae ferreae duae atque alia lignea et ferrea, quae volueris.

Cap. IV. *de commixtione cinerum et sabuli.*

His ita compositis accipe ligna faginea omnino in fumo exsiccata, et accende ignem copiosum in majori furno ex utraque parte. Deinde tollens duas partes cinerum de quibus supra diximus, et tertiam sabuli diligenter de terra et lapidibus purgati, quod de aqua tuleris, commisce in loco mundo. Cumque diu et bene commixta fuerint, levans cum trulla ferrea pone in minori parte furni super larem superiorem ut coquantur, et cum coeperint calefieri, statim eadem move ne forte liquefiant a calore ignis et conglomerentur, sicque facies per spatium unius noctis et diei.

Cap. V. *de vasis operis et de coquendo vitro albo.*

In quo spatio accipe lutum album, ex quo componuntur ollae, et exsiccans tere diligenter, et infusa aqua macera cum ligno fortiter, et compone vasa tua, quae sint superius lata, inferius vero stricta, habentia circa ora labium parvum interius recurvum. Quae cum sicca fuerint, accipe cum forcipe ponens ea in foramina furni candentis ad hoc aptata, et levans cum trulla cineres coctos cum sabulo mixtos, imple omnia vasa vespere, et per totam noctem adde ligna sicca, ut vitrum ex cineribus et sabulo liquefactum pleniter coquatur.

Cap. VI. *quomodo operentur vitreae tabulae.*

Mane hora prima accipe fistulam ferream, et si tabulas vitreas facere volueris, pone summitatem ejus in vas unum vitro plenum, cui cum adhaeserit, volve ipsam fistulam in manu tua donec conglomeretur circa eam, quantum volueris; moxque eiciens appone ori tuo et suffla modicum, statimque removens ab ore tene juxta maxillam, ne forte, si retraxeris anhelitum, trahas flammam in os tuum. Habeas quoque lapidem aequalem ante fenestram super quem modice percuties ipsum candens vitrum, ut aequaliter ex omni parte pendeat, et statim cum festinatione crebro sufflans, totiens ab ore remove. Cumque videris illud dependere quasi vesicam longam, adhibe summitatem ejus ad flammam, et statim liquefacto apparebit foramen, acceptoque ligno ad hoc opus facto,

fac foramen amplum sicut est in medio. Deinde conjunge oram ipsius, superiorem videlicet partem ad inferiorem, ita ut ex utraque parte conjunctionis foramen appareat. Statimque cum humido ligno conjunge ipsum vitrum juxta fistulam, et excute modicum et separabitur. Mox etiam calefac ipsam fistulam in flamma fornacis, donec liquefiat vitrum quod ei jungitur, et cum festinatione pone super oras duas vitri conjunctas et adhaerebit. Quod continuo elevans mitte in flamma fornacis donec liquefiat foramen unde prius fistulam separasti, et accepto ligno rotundo dilata sicut alterum et complicans oram ejus in medio separansque a fistula cum ligno humido, da puero, qui inducto ligno per foramen ejus portabit in foramen[1] refrigerii, qui mediocriter calefactus sit. Hoc genus vitri purum est et album. Eodem modo atque eodem ordine operare similes partes vitri, donec tibi sex vasa haurias(*).

Cap. VI. *de croceo vitro.*

Quod si videris vas aliquod in croceum colorem mutari, sine illud coqui usque horam tertiam, et habebis croceum leve, et operare inde quantum volueris ordine quo supra. Si vis permitte coqui usque horam sextam et habebis croceum rubicundum; fac etiam inde quod libuerit.

Cap. VII. *de purpureo vitro.*

Si vero perspexeris quod se forte vas aliquod in fulvum colorem convertat, qui carni similis est, hoc vitrum pro membrana habeto, et auferens inde quantum volueris, reliquum coque per duas horas, videlicet a prima usque ad tertiam, et habebis purpuream levem; et rursum coque a tertia usque ad sextam, erit purpurea rufa et perfecta.

Cap. VIII. *de dilatandis vitreis tabulis.*

Cum autem ex his coloribus operatus fueris quantum potueris, et vitrum in furno refrigeratum fuerit, expone opus tuum universum, et fac ignem copiosum accendi in furno in quo debet dilatari et aequari. Quo videlicet candente accipe ferrum calidum, et findens unam partem vitri, pone super larem candentis furni, et cum coeperit molliri, tolle forcipem ferreum et lignum aequale, aperiensque in ea parte qua fissum est, dilatabis et cum forcipe secundum libitum aequabis. Cumque omnino aequatum fuerit, mox eiciens inde mitte in furnum refrigerii modice calefactum, sic ut non jaceat, sed stet ad parietem ejus tabula, juxta quam statues et aliam parimodo aequatam, ac tertiam et reliquas

(*) Lips. habet, *donec vasa exhaurias.*

[1] [verschrieben oder verdruckt für] furnum

omnes. Quae cum frigidae fuerint, utere eis in componendis fenestris findendo particulatim qualiter volueris.

Cap. IX. *quomodo fiant vasa vitrea.*

Vasa vero facturus compone vitrum ordine quo supra, et cum sufflaveris secundum quantitatem quam volueris, non facies foramen in fundo sicut superius, sed ita integrum separabis a fistula cum ligno aquae intincto, quam fistulam mox calefactam adhaerere facies[1] in ipso fundo. Elevans vero vas calefacies[2] in flamma, et cum ligno rotundo dilatabis foramen illud unde fistulam separasti, formans oram ejus ac dilatans secundum libitus tuos, amplificabisque circa fistulam fundum ut inferius cavum sit. Quod si volueris ansas in eo facere, quibus possit pendere, accipe gracile ferrum, mittens illud summotenus in vas vitri, et cum ei modicum adhaeserit, auferens pone super vas, in quo loco placuerit, et cum adhaeserit, calefacies ut firmiter haereat. Fac ex his ansis quot velis, interim tenens vas juxta flammam ut calidum sit nec tamen liquescat. Aufer etiam modicum vitri a furno ita ut filum post se trahat, et apponens vasi in quo loco volueris, circumvolve juxta flammam ut haereat. Quo facto secundum consuetudinem amovebis fistulam, mittens vas in furnum refrigerii; atque hoc modo operaberis, quantum velis.

Cap. X. *de ampullis cum longo collo.*

Quod si volueris ampullas cum longo collo facere, sic age. Cum sufflaveris calidum vitrum quasi vesicam magnam, obstrue foramen fistulae pollice tuo, ne forte ventus exeat, vibrans ipsam fistulam cum vitro, quod ei appendet, ultra caput tuum, eo modo quasi velis eam proicere, et mox extenso collo ejus in longum, elevata manu tua in altum, sine ipsam fistulam cum vaso inferius dependere, ut collum non curvetur, et sic separans cum humido ligno mitte in furnum refrigerii.

Cap. - - - *de diversis vitri coloribus.*

Inveniuntur in antiquis aedificiis paganorum in musivo opere diversa genera vitri; videlicet album, nigrum, viride, croceum, saphireum, rubicundum, purpureum, et non est perspicax, sed densum in modum marmoris, et sunt quasi lapilli quadri, ex quibus fiunt electra in auro, argento et cupro, de quibus in suo loco sufficienter dicemus. Inveniuntur etiam vascula diversa eorundem colorum, quae colligunt Franci in hoc opere peritissimi, et saphireum quidem fundunt in furnis suis, addentes ei modicum vitri clari et albi, et faciunt tabulas saphiri pretiosas ac satis utiles in fenestris. Faciunt etiam ex purpura et viridi similiter.

Cap. - - - *de vitreis scyphis, quos graeci auro et argento decorant.*

Graeci vero faciunt ex eisdem saphireis lapidibus, pretiosos

[1] facias [Wolfenb. Hs.] [2] calefacias [Wolfenb. Hs.]

scyphos ad potandum, decorantes eos auro hoc modo. Accipientes auri petulam, de qua superius diximus, formant ex ea effigies hominum, aut avium, sive bestiarum, vel foliorum, et ponunt eos cum aqua super scyphum in quocumque loco voluerint; et haec petula debet aliquantulum spissior esse. Deinde accipiunt vitrum clarissimum, velut crystallum, quod ipsi componunt, quodque mox, ut senserit calorem ignis, solvitur, et terunt diligenter super lapidem porfiriticum cum aqua, ponentes cum pincello tenuissime super petulam per omnia, et cum siccatum fuerit, mittunt in furnum, in quo fenestrae vitrum pictum coquitur, de quo postea dicemus, supponentes ignem et ligna faginea in fumo omnino siccata. Cumque viderint flammam scyphum tandiu pertransire donec modicum ruborem trahat, statim eicientes ligna, obstruunt furnum, donec per se frigescat; et aurum nunquam separabitur.

Item *alio modo.*

Faciunt et alio modo, accipientes aurum in molendino molitum, cujus usus est in libris, temperant aqua, et argentum similiter, facientes inde circulos et in eis imagines, sive bestias, aut aves, opere variato, et liniunt haec vitro lucidissimo, de quo supra diximus. Deinde accipientes vitrum album et rubicundum ac viride, quorum usus est in electris, terunt super lapidem porfiriticum unumquodque per se diligenter cum aqua, et inde pingunt flosculos et nodos, aliaque minuta, quae voluerint, opere vario inter circulos et nodos, et limbum circa oram; et hoc mediocriter spissum, coquentes in furno ordine quo supra. Faciunt quoque scyphos ex purpura sive levi saphiro, et fialas mediocriter extento collo circumdantes filis ex albo vitro factis, ex eodem ansas imponentes. Ex aliis etiam coloribus variant diversa opera sua pro libitu suo.

Cap. - - - *de vitro graeco, quod musivum opus decorat.*

Vitreas etiam tabulas faciunt opere fenestrario ex albo vitro lucido, spissas ad mensuram unius digiti, findentes eas calido ferro per quadras particulas minutas, et cooperientes eas in uno latere auri petula, superliniunt vitrum lucidissimum tritum ut supra, et componunt eas conjunctim super ferream tabulam, de qua paulo inferius dicemus, coopertam calce sive cineribus coquentes in furno fenestrarum ut supra. Hujusmodi vitrum interpositum musivum opus omnino decorat.

Cap. - - - *de vasis fictilibus diverso colore vitri pictis.*

Scutellas quoque fictiles et navicula faciunt, aliaque vasa fictilia, pingentes ea hoc modo. Accipiunt omnium genera colorum, terentes ea singillatim cum aqua, et ad unumquemque colorem miscentes ejusdem coloris vitrum per se minutissime tritum cum

aqua, quintam partem inde pingunt circulos sive arcus vel quadrangulos, et in eis bestias, aut aves, sive folia vel aliud quodcumque voluerint. Postquam vero ipsa vasa talimodo depicta fuerint, mittunt ea in furnum fenestrarum, adhibentes inferius ignem atque ligna faginea sicca, donec a flammis circumdata candescant, sicque extractis lignis furnum obstruunt. Possunt etiam eadem vasa per loca decorare auri petula, sive molito auro et argento, modo quo supra, si voluerint.

Cap. - - - *de componendis fenestris.*

Cum volueris fenestras componere vitreas, primum fac tibi tabulam ligneam aequalem tantae latitudinis et longitudinis, ut possis unius cujusque fenestrae duas partes in ea operari, et accipiens cretam atque radens cum cultello per totam tabulam, asperge desuper aquam per omnia, et frica cum panno per totum. Cumque siccata fuerit, accipe mensuram unius partis in fenestra longitudinem et latitudinem, pingens eam in tabula regula et circino cum plumbo vel stagno, et si vis limbum in ea habere pertrahe cum latitudine qua tibi placuerit, et opere quo volueris. Quo facto pertrahe imagines quot volueris in primis plumbo vel stagno, sicque rubeo colore sive nigro, faciens omnes tractus studiose, quia necessarium erit cum vitrum pinxeris, ut secundum[1] tabulam conjungens umbras et lumina. Deinde disponens varietates vestimentorum, nota uniuscujusque colorem in suo loco, et aliud quodcumque pingere volueris littera colorem signabis. Post haec accipe vasculum plumbeum, et mittens in eo cretam cum aqua tritam, fac tibi pincellos duos vel tres ex pilo, videlicet de cauda mardi, sive grisii, vel spirioli, aut catti, sive de coma asini; et accipe unam partem vitri cujuscumque generis volueris, quae ex omni parte major sit loco in quo ponenda est, adhibens eam campo ipsius loci, et sicut consideraveris tractus in tabula per medium vitrum, ita pertrahe cum creta super vitrum exteriores tractus tantum, et si vitrum illud densum fuerit sic ut non possis perspicere tractus qui sunt in tabula, accipiens album vitrum pertrahe super eum, utique cum siccum fuerit pone densum vitrum super album elevans contra lucem, et sicut perspexeris, ita pertrahe. Eodem modo designabis omnia genera vitri sive in facie, sive in vestimentis, in manibus, in pedibus, in limbo, vel in quocumque loco colores ponere volueris.

Cap. - - - *de dividendo vitro.*

Postea calefacies in foco ferrum divisorium, quod sit per omnia gracile, sed in fine grossius, quod cum canduerit in grossiori parte appone vitro, quod dividere volueris, et mox apparebit ini-

[1] secundam [1781]

tium fracturae. Si vero vitrum durum fuerit, madefac illud digito tuo ex saliva in loco, ubi ferrum posueras, quo statim fisso, secundum quod dividere volueris, trahe ferrum et fissura sequetur. Omnibus vero partibus ita divisis, accipe grosarium ferrum, quod sit longitudine unius palmi utroque capite recurvum, cum quo aequabis et conjunges omnes partes, unamquamque in suo loco. His ita compositis accipe colorem cum quo vitrum pingere debes, quem tali modo compones.

Cap. - - - *de colore cum quo vitrum pingitur.*

Tolle cuprum tenue percussum, comburens in parvula patella ferrea, donec pulvis omnino sit, et accipe particulas viridis vitri, et saphiri graeci, terens singulariter inter duos lapides porfiriticos, et commiscens haec tria simul, ita ut sit tertia pars pulvis, et tertia viride, tertiaque saphirum, teres pariter super ipsum lapidem cum vino vel urina diligentissime, et mittens in vas ferreum sive plumbeum, pinge vitrum cum omni cautela secundum tractus, qui sunt in tabula. Quod si litteras in vitro facere volueris, partes illas cooperies omnino ipso colore, scribens eas cauda pincelli.

Cap. - - - *de ornatu picturae in vitro.*

Vmbras et lumina vestimentorum, si studiosus fueris in hoc opere, poteris eodem modo facere, sicut in pictura colorum, tali modo. Cum feceris tractus in vestimentis ex colore praedicto, sparge eum cum pincello ita ut vitrum fiat perspicax in ea parte, qua luminam facere consuevisti in pictura, et idem tractus in una parte sit densus in altera levis, atque levior cum tanta diligentia discretus, quasi videantur tres colores appositi. Quem ordinem etiam observare debes infra supercilia, et circa oculos atque nares et mentum, ac circa facies juvenum, circa pedes nudos et manus et reliqua membra nudi corporis, sitque species picturae composita colorum varietate.

Cap. - - - *de furno in quo vitrum coquitur.*

Sit etiam quidam ornatus in vitro, videlicet in vestibus, in sedibus, et in campis, in saphiro, in viridi et albo, purpureoque colore claro. Cum feceris priores umbras in hujusmodi vestimentis, et siccae fuerint, quicquid reliquum est vitri, cooperi levi colore, qui non sit tam densus sicut secunda umbra, nec tam clarus sicut tertia, sed inter has medius. Quo exsiccato fac cum cauda pincelli juxta priores umbras, quas feceras, subtiles tractus ex utraque parte, ita ut inter hos tractus et priores umbras illius levius coloris subtiles tractus remaneant. In reliquo autem fac circulos et ramos, et in eis flores ac folia eodem modo, quo fiunt in litteris pictis, sed campos, qui coloribus implentur in litteris, debes in vitro subtilissimis ramusculis pingere. Potes etiam in ipsis circulis

interdum bestiolas et avicolas et vermiculos ac nudas imagines inserere. Eodem modo facies campos ex albo clarissimo, cujus campi imagines vesties cum saphiro, viridi, purpura, et rubicundo. In campis vero saphiri et viridis[1] coloris eodem modo depictis, et rubicundi non picti, facies vestimenta ex albo clarissimo, quo vestimenti genere nullum speciosius est. Ex supra dictis tribus coloribus pinges in limbis ramos et folia, flores et nodos, ordine quo supra, et uteris eisdem in vultibus imaginum et manibus ac pedibus et in nudis membris per omnia pro eo colore, qui in praecedenti libro dicitur posc. Croceo vitro non multum uteris in vestimentis nisi in coronis et in eis locis ubi aurum ponendum esset in pictura. His omnibus compactis ac depictis coquendum est vitrum et color confirmandus in furno quem compones hoc modo.

Cap. - - - *quomodo coquatur vitrum.*

Accipe virgas flexibiles infigens eas terrae in angulo domus, utroque capite aequaliter in similitudinem arcuum, qui arcus habeant altitudinem pedis et dimidii, latitudinem quoque similem, longitudinem vero modice amplius duorum pedum. Deinde macerabis argillam fortiter cum aqua et fimo equi, ita ut tres partes sint argilla, et quarta fimus. Qua optime macerata miscebis ei foenum siccum, faciens ei pastillos longos et cooperies arcum virgarum interius et exterius ad spissitudinem unius pugni, et in medio superius relinques foramen rotundum per quod possis manum tuam imponere, facies etiam tibi tres trabes ferreos grossitudine unius digiti, et longitudine tanta ut possint transire latitudinem furni, quibus facies ex utraque parte tria foramina, ut cum volueris possis imponere et eicere. Tunc pones in furnum ignem et ligna donec exsiccetur.

Cap. *Item quomodo coquatur vitrum.*

Interim fac tibi tabulam ferream ad mensuram furni interius, exceptis duobus digitis in longitudine et duobus in latitudine, super quam cribrabis calcem vivum siccum, sive cineres spissitudine unius festucae, et cum aequali ligno compones eos ut firmiter jaceant. Habebit eadem tabula caudam ferream, per quam possit portari et imponi ac extrahi. Pones autem super eam vitrum pictum diligenter et conjunctum, ita ut in exteriore parte versus caudam ponas viride et saphirum, ac interius album et croceum et purpureum, quod durius est contra ignem, et sic inmissis trabibus pones super eos tabulam. Deinde accipies ligna faginea in fumo valde sicca, et accendes ignem modicum in furno, postea majorem cum omni cautela, donec videas flammam retro, et ex utraque parte inter furnum et tabulam ascendere, et vitrum trans-

[1] viridi [1781 und Wolfenb. Hs.]

iendo atque quasi lingendo cooperire, tamdiu donec modice candescat, et statim eiciens ligna obstrues os fornacis diligenter, ac superius foramen per quod fumus exibat, usque dum per se refrigeret. Ad hoc valet calx et cinis super tabulam, ut servet vitrum, ne super nudum ferrum a calore confringatur. Ejecto autem vitro proba, si possis cum ungue tuo colorem erodere;[1] si non, sufficit ei, si autem, iterum repone. Tali modo partibus omnibus coctis, repone super tabulam singulas in suo loco, deinde funde calamos ex puro plumbo hoc modo.

Cap. - - - *de ferris infusoriis.*

Fac tibi duos ferros, qui habeant latitudinem digitorum duorum et spissitudinem unius digiti, longitudinemque unius ulnae. Hos copulabis in una summitate in modum cardinum ut sibi adhaereant, et uno clavo firmentur, ita ut possint claudi et aperiri, et in altero capite facies eos aliquantulum latiores et tenuiores ita, ut cum clauduntur, sit quasi initium foraminis interius, et exteriores costae aequaliter procedant, sicque conjunges eos cum runcina et lima, ut nihil luminis inter eos perspicere possis. Post haec separabis eos ab invicem, acceptaque regula facies in medio unius partis duas lineas, et e contra in medio alterius duas, a summo usque deorsum parva latitudine, et fodies, ferro fossorio, quo candelabra fodiuntur ac cetera fusilia, quam profunde volueris, et rade interius inter duas regulas modicum in utroque ferro, ut cum plumbum in eis fuderis, una pars fiat. Os vero, in quod funditur, ita ordinabis, ut una pars ferri jungatur[2] in alteram, ne possit in fundendo vacillare.

Cap. - - - *de fundendis calamis.*

Post haec fac tibi larem ubi plumbum fundas, et in lare fossam in qua[3] ponas testam ollae magnam, quam linies interius et exterius argilla cum fumo(*) macerato ut firmior sit, et super eam accendes ignem copiosum. Cumque siccata fuerit, pone plumbum super ignem intra testam ita, ut cum liquefactum fuerit fluat in eam. Iterum aperiens ferrum calami pone super carbones, ut calidum fiat, et habeas lignum longitudinis unius ulnae, quod sit in uno capite, quo manu tenebitur, rotundum, in altero vero planum et latum ad mensuram quatuor digitorum, ubi incidatur in transverso usque in medium secundum latitudinem ferri, in quam incisuram ipsum ferrum calidum et in se clausum pones, et ita in superiori parte manu modicum reflexa tenebis, ut inferiori parte super terram stet, acceptaque parvula patella ferrea

(*) C. L. *fimo.*

[1] eradere; [Theophilus] [2] jungetur [1781, von Leiste verbessert] [3] in quo [1781]

calefacta, hauri liquefactum plumbum et funde in ferrum. Et statim depone patellam super ignem ut semper calida sit, ejectumque ferrum a ligno super terram aperi cum cultello, eiciens calamum rursum claude et repone in lignum. Si autem non possit plumbum ferro funditus influere, calefacto melius ferro iterum funde, sicque temperabis donec plenum fiat, quia, si aequaliter temperatum fuerit, in uno calore plus quam quadraginta calamos fundere poteris.

Cap. - - - *de ligneo infusorio.*

Quod si ferrum non habueris, perquire tibi lignum abietinum vel aliud, quod aequaliter findi possit, longitudinis, latitudinis et spissitudinis ut supra, quod fissum incide exterius rotundum. Deinde ordinabis duo signa parvula exterius in utraque ultriusque ligni fronte, secundum quod volueris calamum esse latum in medio, accipiensque filum lineum retortum et gracile, madefac illud in rubeo colore, disjunctisque lignis super unam partem interius appone ipsum filum a signo, quod incidisti superius, usque ad signum inferius, ita ut firmiter extendatur, et adjungens illi alterum lignum fortiter comprime, ita ut cum separaveris color in utrisque partibus appareat. Ejectumque filum et rursum colore madidum affige in alterum signum, iterumque super pone alterum lignum et comprime. Cumque in utrisque partibus color apparuerit, incide cultello calamum, quam latum et profundum volueris sic tamen ut incisura finem non pertranseat, sed superius, ubi infundi debet, foramen habeat. Quo facto ligna conjunge, ligans cum corriga a summo usque deorsum, et tenens cum ligno infunde plumbum, solutaque corriga eice calamum. Rursumque ligans et infundens, hoc tam diu facies, donec ustura usque in finem incisurae perveniat, sicque postea leviter, quoties et quantum volueris, infundere poteris. Cumque tibi sufficere calamos videris, incide lignum duobus digitis latum et tam spissum sicut calamus latus est interius, dividens illud in medio ita, ut in una fronte integrum sit et in altera incisum ubi calamus inferatur. Quem impositum incide cum cultello ex utraque parte, et plana et rade sicut placuerit.

Cap. - - - *de conjungendis et solidandis fenestris.*

His ita completis accipe stagnum purum et commisce ei quintam partem plumbi, et funde in supradicto ferro sive ligno quot calamos volueris, cum quibus opus tuum solidabis. Habeas quoque clavos quadraginta longitudine digiti unius, qui sint in uno capite graciles et rotundi, in altero quadri et recurvi penitus, ita ut foramen appareat in medio. Deinde accipe vitrum pictum et coctum et pone secundum ordinem in altera parte tabulae ubi nulla pictura est. Post haec tolle caput unius imaginis, et circum-

volvens illud plumbo repone diligenter in suo loco, et circumfige ei tres clavos cum malleo ad hoc opus apto, adjungens ei pectus et brachia ac reliqua vestimenta; et quamcumque partem stabilieris, confirma eam exterius clavis ne moveatur a suo loco. Tunc habeas ferrum solidatorium quod sit longum et gracile, in summitate vero grossum ac rotundum,[1] et in summo ipsius rotunditatis deductum et gracile, limatum et superstannatum, ponaturque in ignem. Interim accipe calamos stanneos quos fudisti, et perfunde eos cera ex utraque parte, et radens plumbum in superficie per omnia loca, quae solidanda sunt. Accepto ferro calido appone ei stagnum, in quocumque loco duae partes plumbi conveniunt, et cum ferro linies donec sibi adhaereant. Statutis vero imaginibus eodem modo ordinabis campos cujuscumque coloris volueris, et sic particulatim compones fenestram. Perfecta vero fenestra et in uno latere solidata, conversam in aliud simili modo radendo et solidando confirmabis per omnia.

Cap. - - - *de gemmis picto vitro imponendis.*

In imaginibus vero fenestrarum[2] si volueris in crucibus, et in libris, aut in ornatu vestimentorum, super vitrum pictum gemmas facere alterius coloris absque plumbo, videlicet iacinctos et smaragdos, hoc modo agas. Cum feceris in suis locis cruces in capite majestatis, aut librum, sive ornamenta in fine vestium, quae in pictura fiunt ex auro sive ex auripigmento, haec in fenestris fiant ex croceo vitro claro. Quae cum pinxeris opere fabrili, dispone loca in quibus lapides ponere volueris, acceptisque particulis saphiri clari, forma inde iacinctos secundum quantitatem locorum suorum, et ex viridi vitro smaragdos, et sic age ut inter duos jacinctos semper smaragdus stet. Quibus diligenter in suis locis conjunctis et stabilitis, densum colorem trahe circa eos cum pincello, ita ut inter duo vitra nihil fluat, sicque cum reliquis partibus in furno coque et adhaerebunt sibi ita ut nunquam cadant.

Cap. - - - *de simplicibus fenestris.*

Si vero volueris simplices fenestras componere, mensuram longitudinis et latitudinis primum fac in lignea tabula, deinde pertrahe nodos vel aliud quod libuerit, distinctisque coloribus inponendis, finde vitrum et grosa conjunge, adhibitisque clavis include plumbo, et solida ex utraque parte, circumpone ligna clavis firmata et confige ubi volueris.

Cap. - - - *quomodo reformetur vas vitreum fractum.*

Si forte vas vitreum cujuscumque generis cadit aut percutitur, ita ut frangatur vel findatur, hoc modo reparetur. Tolle cineres et cribra eos diligenter macerans cum aqua, et inde imple

[1] rotundam, [verdruckt 1781] [2] festrarum [verdruckt 1781, von Leiste verbessert]

vas fractum et pone ad solem ut siccetur. Cumque omnino cineres sicci fuerint, adjunge vasi partem fractam, cavens ne in junctura quicquam cinerum vel aliquid sordis remaneat, et accipe saphirum ac viride vitrum quod a calore flammae levissime liquefiat, terens diligenter cum aqua super lapidem porfiriticum, et cum pincello linies super fracturam subtilem tractum. Deinde pone super tabulam ferream, et eleva vas aliquantulum ex ea parte ubi fractura est, ut flamma super eam aequaliter transeat, sicque mitte in furnum fenestrarum, supponens ligna faginea sicca et ignem paulatim, donec vas calescat et cineres in eo, statimque auge ignem ut flamma crescat. Cumque videris quod vix rubescat, ejectis lignis obstrue diligenter os fornacis et foramen superius, donec penitus refrigeretur.[1] Ablato vase eice cineres absque aqua, sicque lavabis illud et habebis ad quos usus volueris.

Cap. - - - *de anulis.*

Ex vitro etiam fiunt anuli hoc modo. Compone furnum parvulum ordine quo supra, deinde acquire cineres, sal, pulverem cupri et plumbum. Hisque compositis distinge colores vitri quos volueris, suppositoque igne et lignis coque. Interim acquire tibi lignum longitudine unius palmi, et grossitudine unius digiti, et in tertia ejus parte pone rotulam ligneam latitudine unius palmae, ita ut duas partes ligni teneas in manu, et rotula super manum jaceat firmiter ligno conjuncta, et tertia pars ligni super rotulam emineat, quod lignum in summitate gracile incidatur, et ita in ferro jungatur sicut jungitur hasta in lancea, quod ferrum habeat longitudinem unius pedis, cui lignum ita inseratur, ut in junctura aequale sit ligno, et ab ipso loco gracilius sit eductum usque in finem, ubi omnino sit acutum. Et juxta fenestram fornacis in dextra parte, hoc est in sinistra tua, stet lignum grossitudine brachii unius in terra fossum, et pertingens usque ad summitatem fenestrae; in sinistra vero fornacis, hoc est in dextra tua, juxta ipsam fenestram, stet fossula in argilla facta. Deinde cocto vitro, accipe lignum cum rotula et ferro, quod vocatur veru, et pone summitatem ejus in vas vitri, modicumque quod ei adhaeserit extrahens punge fortiter in lignum, ut vitrum transforetur, statimque calefac in flamma et percute ferrum super lignum bis, ut vitrum dilatetur, atque cum festinatione volve manum tuam cum eodem ferro, ut anulus in rotundum amplificetur; et ita volvendo fac eum descendere usque ad rotulam, ut aequalis fiat. Quo statim ejecto in fossulam, eodem modo operare quantum velis. Quod si volueris anulos aliis coloribus variare, cum acceperis vitrum et transpunxeris cum gracili ferro, eice de alio vase alterius coloris vitrum, in mo-

[1] refigeretur. [1781]

dum fili circumdans eo vitrum anuli, deinde calefactum in flamma, sicut superius, simili modo perfice. Potes etiam super anulum alterius generis vitrum ponere sicut gemmam, et calefac in flamma ut adhaereat.

Explicit liber secundus.

Incipit Prologus libri III.

Eximius Prophetarum David, quem Dominus Deus praescivit ante tempora secularia et praedestinavit, quemque juxta simplicitatem et humilitatem mentis illius, secundum cor suum elegit, et sibi dilectae plebi principem praeposuit, utque regimen tanti nominis nobiliter et prudenter disponeret, spiritu principali confirmavit, tota mentis intentione se colligens in amorem sui conditoris, haec inter alia protulit: *Domine, dilexi decorem domus tuae.* Et licet vir tantae auctoritatis tamque capacis intellectus, domum hanc diceret habitationem coelestis curiae, in qua Deus hymnicis choris angelorum inaestimabili praesidet claritate, ad quam ipse totis visceribus anhelabat, dicens: *Unam petii a Domino, hanc requiram, ut inhabitem in domo Domini omnibus diebus vitae meae;* sive receptaculum devoti pectoris et purissimi cordis, cui vere Deus inhabitat, cujus hospitis desiderio idem flagrans orat: *Spiritum rectum innova in visceribus meis, Domine:* tamen ornatum materialis domus Dei, quae locus est orationis, constat eum concupivisse. Nam pene omnes impensas domus, cujus ipse auctor fieri ardentissime desiderio concupivit, sed pro humani[1] sanguinis licet hostili crebra tamen effusione non meruit, in auro, argento, aere et ferro, Salemon filio delegavit. Legerat namque in Exodo, Dominum Moysi de constructione tabernaculi mandatum dedisse, et operum magistros ex nomine elegisse, eosque spiritu sapientiae et intelligentiae et scientiae in omni doctrina implesse ad excogitandum et faciendum opus in auro et argento et aere, gemmis, ligno, et universi generis arte, noveratque pia consideratione Deum hujusmodi ornatu delectari, quem construi disponebat magisterio et auctoritate Spiritus sancti, credebatque absque ejus instinctu nihil hujusmodi quemquam posse moliri. Quapropter, Fili delectissime, non cuncteris, sed plena fide crede, spiritum Dei cor tuum implesse, cum ejus ornasti domum tanto decore, tantaque operum varietate; et ne forte diffidas, pandam evidenti ratione, quicquid discere, intelligere, vel excogitare possis artium, septiformis spiritus gratiam tibi ministrare. Per spiritum sapientiae cognoscis a Deo cuncta creata procedere, et sine ipso nihil esse; per spiritum intellectus

[1] humanis [1781 und Wolfenb. Hs.]

cepisti capacitatem ingenii, quo ordine, qua varietate, qua mensura valeas insistere diverso operi tuo; per spiritum consilii talentum a Deo tibi concessum, non abscondis, sed cum humilitate palam operando et docendo, cognoscere cupientibus fideliter ostendis; per spiritum fortitudinis omnem segnitiei torporem excutis, et quicquid non lento conamine incipis, plenis viribus ad effectum perducis; per spiritum scientiae tibi concessum, ex abundanti corde dominaris ingenio, et quo perfecte abundas plenae mentis audacia uteris in publico; per spiritum pietatis, quid, cui, quando, quantum vel qualiter operis, et ne surrepat avaritiae seu cupiditatis vitium, mercedis pretium pia consideratione moderaris: per spiritum timoris Domini te nihil ex te posse consideras, nihil inconcessum a Deo te habere seu velle cogitas, sed credendo, confitendo, et gratias agendo quicquid nosti, vel es, aut esse potes, divinae misericordiae reputas. His virtutum stipulationibus animatus, karissime[1] Fili, domum Dei, fiducialiter aggressus, tanto lepore decorasti, et laquearia seu parietes diverso opere, diversisque coloribus distinguens, paradysi Dei speciem floribus variis vernantem, gramine foliisque virentem, et sanctorum animas diversi meriti coronis foventem, quodammodo aspicientibus ostendisti, quodque creatorem Deum in creatura laudant, et mirabilem in operibus suis praedicant, effecisti. Nec enim perpendere valet humanus oculus, cui operi primum aciem infigat;[2] si respicit laquearia, vernant quasi pallia; si considerat parietes, est paradysi species; si luminis abundantiam ex fenestris intuetur, inestimabilem vitri decorem et operis pretiosissimi varietatem miratur. Quod si forte dominicae passionis effigiem liniamentis expressam conspicatur fidelis anima, compungitur; si quanta sancti pertulerint in suis corporibus cruciamina, quantaque vitae aeternae perceperint praemia conspicit, vitae melioris observantiam accipit;[3] si quanta sint in coelis gaudia, quantaque in tartareis flammis cruciamenta intuetur, spe de suis bonis actibus animatur, et de peccatorum suorum consideratione formidine concutitur. Age ergo nunc, vir bone, felix apud Deum et homines in hac vita, felicior in futura, cujus labore et studio Deo tot exhibentur holocausta, ampliori deinceps accendere sollertia, et quae adhuc desunt in utensiliis domus Domini, ad explendum[4] aggredere toto mentis conanime, sine quibus divina mysteria et officiorum ministeria non valent consistere. Sunt enim haec: Calices, Candelabra, Thuribula, Ampullae, Urcei, sanctorum pignorum Scrinia, Cruces, Plenaria et caetera quae in usum ecclesiastici ordinis poscit utilitas necessaria. Quae si vis componere hoc incipias ordine.

[1] karissimi [verdruckt 1781] [2] infiget; [1781 und Wolfenb. Hs.] [3] arripit; [Theophilus]
[4] explendendum [1781]

Explicit Prologus, incipiunt Capitula.

Cap. I. *de constructione fabricae.*
— II. *de sede operantium.*
— III. *de fornace operis.*
— IV. *de follibus.*
— V. *de incudibus.*
— VI. *de malleis.*
— VII. *de forcipibus.*
— VIII. *de ferris per quae fila trahuntur.*
— IX. *de instrumento, quod organarium*[1] *dicitur.*
— X. *de limis inferius fossis.*
— XI. *de ferris fossoriis.*
— XII. *de ferris rasoriis.*
— XIII. *de ferris ad ductile opus aptis.*
— XIV. *de ferris incisoriis.*
— XV. *de ferris ad faciendum clavos.*
— XVI. *de ferris infusoriis.*
— XVII. *de limis.*
— XVIII. *de temperamento limarum.*
— XIX. *de temperamento ferri.*
— XX. *item unde supra.*
— XXI. *de vasculis ad liquefaciendum aurum et argentum.*
— XXII. *de purificando argento.*
— XXIII. *de dividendo argento ad opus.*
— XXIV. *de fundendo argento.*
— XXV. *de fabricando minore calice.*
— XXVI. *de majore calice et ejus infusorio.*
— XXVII. *de nigello.*
— XXVIII. *de imponendo nigello.*
— XXIX. *de fundendis auriculis calicis.*
— XXX. *de solidatura argenti.*
— XXXI. *item de imponendo nigello.*
— XXXII. *de coquendo auro.*
— XXXIII. *item unde supra. De molendo auro.*
— XXXIV. *item alio modo. Item unde supra.*
— XXXV. *de invivandis et deaurandis auriculis.*
— XXXVI. *de polienda deauratione.*
— XXXVII. *de colorando auro.*
— XXXVIII. *de poliendo nigello.*
— XXXIX. *de ornando vase calicis.*
— XL. *de pede calicis.*
— XLI. *de patena.*

[1] orgarium [1781; ebenso verschrieben in der Wolfenb. Hs.]

Cap. XLII. *de fistula.*
— XLIII. *de auro terrae Erigilat.*
— XLIII. *de auro arabico.*
— XLIV. *de auro hispanico.*
— XLV. *de auro arenario.*
— XLVI. *de fabricando aureo calice.*
— XLVII. *de inponenda solidatura auro.*
— XLVIII. *de inponendis gemmis et margaritis.*
— XLIX. *de electro.*
— L. *de poliendo electro.*
— LI. *de pede calicis, et de*[1] *patena et fistula.*
— LII. *de colatorio.*
— LIII. *de ampulla.*
— LIV. *de confectione, quae dicitur tenax.*
— LV. *de thuribulo ducto.*
— LVI. *de thuribulo fusili.*
— LVII. *de catenis.*
— LVIII. *de cupro.*
— LIX. *de fornace.*
— LX. *de compositione vasorum.*
— LXI. *de compositione aeris.*
— LXII. *de purificatione cupri.*
— LXIII. *qualiter deauretur auricalcum.*
— LXIV. *qualiter separetur aurum de cupro.*
— LXV. *quomodo separetur aurum ab argento.*
— LXVI. *quomodo denigretur cuprum.*
— LXVII. *de opere interrasili.*
— LXVIII. *de opere punctili.*
— LXIX. *de opere ductili.*
— LXX. *de opere, quod sigillis imprimitur.*
— LXXI. *de clavis.*
— LXXII. *de solidando auro et argento pariter.*
— LXXIII. *de opere ductili, quod sculpitur.*
— LXXIV. *de purganda antiqua deauratura.*
— LXXV. *de purgando auro et argento.*
— LXXVI. *de organis.*

Incipit liber III.

Cap. I. *de constructione fabricae.*

Aedifica tibi domum spatiosam et altam, cujus longitudo ad orientem tendatur, in cujus pariete meridiano facies fenestras quot volueris et possis, ita ut inter duas fenestras quinque pedes

[1] de et [1781] de [fehlt bei Theophilus]

sint. Divide autem medietatem domus ad opus fusile faciendum, et cuprum ac stagnum et plumbum operandum, uno pariete usque ad summitatem altitudinis, et rursum divide quod reliquum est in duo uno pariete, ad operandum in una parte aurum, in altera argentum. Fenestrae vero non emineant altius a terra quam uno pede, quarum[1] altitudo sit trium pedum, latitudo duorum.

Cap. II. *de sede operantium.*

Deinde fode fossam ante fenestram, a pariete fenestrae pede et dimidio, quae stabit in transverso, habens longitudinis trium pedum, latitudinis duorum, quam texes lignis in circuitu, quorum lignorum duo in medio contra fenestram procedant a fossa altitudine dimidii pedis, super quae jungatur discus, unus qui cooperiat genua sedentium in fossa, latitudine duorum pedum, longitudine trium, in transverso super fossam, ita aequalis, ut quicquid minutim auri vel argenti desuper ceciderit, possit diligenter scopari.

Cap. III. *de fornace operis.*

Juxta parietem vero prope fenestram in sinistra parte sedentis, figatur lignum in terram, longitudine trium pedum, latitudine duorum, spissitudine pene duorum digitorum, quod cum firmiter steterit, habeat foramen grossitudine unius digiti in medio, a terra altitudine quatuor digitorum. Habeat quoque in anteriore parte lignum strictum sibi conjunctum, et clavis ligneis affixum, latitudine quatuor digitorum, cujus longitudo aequetur majori ligno. Ante quod stabilies aliud lignum aequae latitudinis et longitudinis, ita ut inter duo haec ligna sit amplitudo trium digitorum, et affige illud exterius duobus aut tribus paxillis, et accepta argilla non macerata nec aqua mixta, sed noviter effossa, mitte in illud spatium in primis modicum, et compinge cum ligno rotundo fortiter, deinde amplius et fortiter iterum percute, sicque facies donec duae partes ipsius spatii impleantur, et tertiam dimitte vacuam. Tunc aufer anterius lignum, et cum cultello longo incide argillam aequaliter ante et sursum, deinde gracili ligno percute fortiter. Post haec accipe argillam maceratam et fimo equi mixtam, et compone fornacem et larem ejus, tegens parietem, ne uratur igne, et cum gracili ligno perfora argillam trans foramen quod est retro ligno. Hoc modo compone omnes fornaces fabriles.

Cap. IV. *de follibus.*

Deinde fac tibi folles de pellibus arietum ita. Cum occiduntur arietes non incidantur pelles sub ventre, sed in posterioribus aperiantur, et ita eversentur ut integrae extrahantur, et impletae stramine modice exsiccentur. Postea jaceant in confectione faecis et salis una die et duabus noctibus, tertia vero trahantur in

[1] quorum [1781]

retorta in longitudine sed plus in latitudine. Deinde ungantur et iterum trahantur. Posthaec fiat folli caput ligneum, quod transeat per collum ejus et ibi ligetur, et in capite foramen[1] per quod transeat fistula ferrea. Retro vero in latitudine follis ponantur quatuor ligna, quorum duo sibi conjungantur et colligentur in medio, et duo sibi deinde suantur in folle ita, ut juncturae in medio sint superius et inferius, ubi etiam duae ansae ex eadem pelle consuantur, una superius minor, in qua pollex imponatur, altera major inferius, ubi reliqui quatuor digiti immittantur. His completis pone fistulam ferream in foramen fornacis, retro et ante fornacem carbones et ignem, et suffla ut fornax exsiccetur. Utensiliorum autem et ferramentorum nomina in fabrili opere sunt haec.

Cap. V. *de incudibus.*

Incudes latae, aequales et quadrae. Item incudes aequales et cornutae. Item incudes superius rotundae in similitudine dimidii pomi, una major, alia minor, tertia brevis, que vocantur nodi. Item incudes superius longae et strictae quasi duo cornua ab hastili praecedentia, quorum unum sit rotundum et deductum ita, ut in summitate sit gracile, aliud vero latius et in summitate modice recurvum in rotunda aequalitate ad similitudinem unius pollicis. Hae sint majores et minores.

Cap. VI. *de malleis.*

Mallei multi, majores, minores et parvi, in una parte lati, in altera stricti. Item mallei longi et graciles in summitate rotundi, majores et minores.

Cap. VII. *de forcipibus.*

Forcipes manuales fortes, habentes nodos in summitate, majores et minores. Item forcipes mediocres, quibus liminanda quoque[2] teneantur, quae sint in summitate unius caudae graciles, in altera pendeat ferrum tenue et latum, ac perforatum, cui cum posueris aliquid parvum liminandum, comprime fortiter, et mitte gracilem caudam in quod foramen volueris. Item forcipes parvuli, in una summitate sibi adhaerentes, et in altera graciles, quibus grana et alia quaeque minuta componantur. Item forcipes, qui dicuntur carponarii, et majores et minores, quae sint in una summitate integri et plicati, in altera aperti et modice curvi. Item forcipes incisorii majores et minores, in duabus partibus compositi et clavo confixi.

Cap. VIII. *de ferris per quae fila trahuntur.*

Ferri duo latitudine trium digitorum, superius et inferius stricti, per omnia tenues, et tribus ordinibus aut quatuor perforati, per quae foramina fila trahantur.

[1] foraminis [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] quaeque [Wolfenb. Hs.]

Cap. IX. *de instrumento quod organarium dicitur.*

Est autem instrumentum ferreum, quod dicitur organarium, quod constat duobus ferris, uno inferius, altero superius; sed pars inferior habet grossitudinem et longitudinem longioris digiti, et est aliquantulum tenuis, habens duo hastilia, quibus lignum infigitur inferius, supra quae in superiori parte eminent duo clavi grossi, qui suscipiunt superiorem partem ferri, quod ferrum habet grossitudinem et longitudinem inferioris, et habet duo foramina in utraque summitate, unum per quod duo clavi superiores inducantur, ut sibi conjungantur. Valde enim conjungi debent cum lima, in quibus utrisque fodiantur fossulae, ita ut per medium foramina appareant, ut cum in majori argentum vel aurum mittitur longum et aequaliter rotundum percussum, feriatur superior pars ferri fortiter cum malleo corneo, et altera manu rotetur aurum vel argentum, et fiant grana rotunda sicut fabae, in sequenti foramine fiant quasi in tertio quasi lentes, et sic minora.

Cap. X. *de limis inferius fossis.*

Fiunt etiam ferri graciles ut festuca, longitudine unius digiti, quadri; sed in uno latere latiores, quorum caudae, in quibus manubria ponuntur, sunt sursum curvae, inferius autem per longitudinem est tractus fossus et limatus quasi sulcus, et ex utraque ejus parte sunt costae acutae limatae. His ferris limantur fila aurea et argentea grossa et subtilia, ita ut in eis grana appareant.

Cap. XI. *de ferris fossoriis.*

Fiunt quoque ferri fossorii ad fodiendum hoc modo. Fit ferrum ex chalybe puro, longitudine digiti majoris, et grossum ut festuca, in medio vero grossius, et est quadrum; una cauda ponatur in manubrium, et in altera summitate limatur una costa, quae est superior, usque ad inferiorem, sed inferior est longior, quae limata gracilis est in cuspide, quod calidum temperatur in aqua. Ad hanc speciem fiunt plures majores et minores. Fit et aliud similiter quadrum, et est latius et tenue, cujus acumen sit in ipsa latitudine, ita ut duae costae sint superius et duae inferius longiores et aequales. Hoc quoque modo fiunt[1] plures parvi et magni. Fit etiam ferrum rotundum et grossum sicut festuca, cujus cuspis ita limetur,[2] ut tractus, quem facit, sit rotundus.

Cap. XII. *de ferris rasoriis.*

Fiunt etiam ferri rasorii graciles, sed in fine aliquantulum latiores, una parte acuti, parvi et magni, quorum aliqui recurvi, pro libitu secundum modum operis. Fiunt etiam ferri eodem modo formati, sed obtusi ad poliendum opus.

[1] fiant [1781] [2] limatur, [Wolfenb. Hs.]

Cap. XIII. *de ferris ad ductile.*

Fiunt quoque ferri ad exprimendas imagines, aves, bestias, sive flores, ductiles in auro et argento et cupro, longitudine unius palmi, superius lati et capitati, inferius vero graciles, rotundi, tenues, trianguli, quadranguli, recurvi, pro ut libuerit varietas operis formati, qui malleo debent percuti. Fit vero ferrum eodem modo formatum, sed gracile in fine, in quo est foramen altero ferro graciliore[1] inditum, et in circuitu limatum, quod cum percussum fuerit in auro vel argento sive cupro deaurato, apparet quasi subtilissimus circulus.

Cap. XIV. *de ferris incisoriis.*

Fiunt quoque ferri incisorii talis magnitudinis, ut plena manu teneantur, et super manum emineant, lati et aequales, inferius etiam manum excedant, lati, tenues et acuti. Horum multi fiunt parvi et magni, quibus inciditur aurum et argentum sive cuprum spissum.

Cap. XV. *de ferris ad faciendos clavos.*

Sunt et ferri tenues et stricti perforati, in quibus capitantur clavi magni, mediocres et parvi.

Cap. XVI. *de ferris infusoriis.*

Sunt etiam ferri infusorii, longi, rotundi et quadri, in quibus funditur liquefactum aurum, argentum vel cuprum. Sunt et circini ferrei duabus partibus compositi, majores et minores, recti et curvi. Limae vero fiunt ex puro chalybe, magnae et mediocres, quadrae, trium *costarum et rotundae. Fiunt* et aliae, ut fortiores sint in medio intus ex molli ferro, exterius vero cooperiuntur chalybe. Quae cum(*) perversae fuerint secundum magnitudinem, quam eis *auctor* earum dare voluerit, aequantur super runcinam, sicque inciduntur cum malleo ex utraque parte acuto. Inciduntur etiam aliae cum ferro incisorio, de quo supra diximus, cum quibus aequari debet opus, quod cum aliis grossioribus praelimatum fuerit. Cum ex omni parte incisae fuerint, fac temperamentum earum[2] hoc modo.

Cap. XVII. *de temperamento limarum.*

Combure cornu bovis in igne et rade, atque misce ei tertiam partem salis, et tere fortiter. Deinde mitte limam in ignem, et cum canduerit, salies illam confectionem super eam ex omni parte, aptisque carbonibus valde ardentibus cum festinatione sufflabis per omnia sic ut temperamentum non cadat, et statim eiciens extingue aequaliter in aqua, et inde eiciens siccabis modice super ignem. Hoc modo temperabis omnes quae sunt ex chalybe.

(*) C. L. *percussae.*

[1] graciliorem [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] eorum [1781 und Wolfenb. Hs.]

Cap. XVIII. *Item unde supra.*

Facies et parvulas similiter quadras, semirotundas, triangulas, tenues ex molli ferro,[1] easque sic temperabis. Cum incisae fuerint cum malleo, sive cum incisorio ferro, aut cum cultello, unges eas veteri aruina porci, et circumdabis coriolis ex hircino corio incisis, ligabisque filo lino. Posthaec cooperies eas argilla macerata singulariter, caudasque nudas dimittes. Cumque siccatae fuerint mittes in ignem, et sufflabis fortiter, combureturque[2] corium, et cum festinatione extrahens ab argilla extingues aequaliter in aqua, extractasque siccabis ad ignem.

Cap. XIX. *de temperamento ferri.*

Ferri quoque fossorii temperantur hoc modo. Cum limati fuerint et suis manubriis aptati, summitas eorum mittitur in ignem, et mox ut coeperit candescere extrahitur et in aqua extinguitur.

Cap. XX. *Item de eodem.*

Fit etiam ferramentorum aliud temperamentum, quibus vitrum inciditur et molliores lapides hoc modo. Tolle hircum triennem, et liga eum intus tribus diebus sine cibo, quarta da ei filicem comedere et nihil aliud. Quem cum diebus duobus comederit, sequenti nocte cooperi eum in dolio inferius perforato, sub quibus foraminibus pone aliud vas integrum, in quo colligas urinam ejus. Qua duabus vel tribus noctibus tali modo sufficienter collecta, emitte hircum, et in ipsa urina ferramenta tua tempera. In urina etiam rufi pueri parvuli temperantur ferramenta, durius quam in aqua simplici.

Cap. XXI. *de vasculis ad liquefaciendum aurum et argentum.*

Haec omnia prae manibus habeas argillam albam, et tere eam minutissime, acceptisque *vasis vitribus*(*) in quibus aurum vel argentum prius infusum fuit, comminue singulariter. Quae si non habeas, accipe partes albae ollae, et mitte eas in carbones donec incandescant, et si non resiliunt, sine refrigerari et tere singulariter. Deinde pone duas partes argillae tritae et tertiam coctae testae, et commisceas cum aqua tepida, macera fortiter, et inde compone vascula majora et minora, in quibus liquefacies aurum et argentum. Interim vero, dum siccatur, accepta statera, pondera aurum vel argentum, quod operari volueris. Quod si argentum purum non fuerit, hoc modo purifica.

Cap. XXII. *de purificando argento.*

Cribra cineres, commiscens eos aqua, et accipe testam ollae in igne probatam, quae tantae magnitudinis sit, in qua credas

(*) C. L. *veteribus.*

[1] fero, [1781] [2] comburaturque [1781]

liquefieri posse argentum, quod purificari debet, ut non effundatur, et mitte cineres in eam, in medio tenues et circa oram spissos, et sicca ad carbones. Qua siccata[1] amove carbones a fornace modicum, et pone ipsam testam cum cineribus sub foramine ante fornacem, sic ut ventus ex folle in eam flet, superpositisque carbonibus suffla donec candescant. Deinde mitte argentum in eam et superpone modicum plumbi, superque jectis carbonibus liquefac illud, et habeas juxta te virgam ex sepe vento siccatam, cum qua discooperies diligenter, et purifica ab argento quicquid immunditiae super illud videris, positoque super illud titione, hoc est ligno igne usto, sufflabis mediocriter longo tractu. Cumque plumbum hoc facto ejeceris, si videris argentum nondum purum esse, rursum pone plumbum, superpositisque carbonibus fac sicut prius. Quod si videris argentum ebullire et exsilire, scito stagnum vel auricalcum ei admixtum, et confringe particulam vitri minute, et proice super argentum plumbumque adde, appositisque carbonibus fortiter suffla. Deinde respice sicut prius, et cum virgula aufer immunditiam vitri et plumbi, superpositoque titione fac sicut prius, et hoc tamdiu donec purum fiat.

Cap. XXIII. *de dividendo argento.*

Quo purificato si calicem fabricare volueris divide argentum aequaliter in duo, et medietatem serva ad faciendum pedem et patenam; ex altera vero facies vas, cui adicies ex portione patenae partem; verbi gratia, si marca argenti fuerit, adde medietatem, pondus XIIcim nummorum, quos postea inde limabis et rades ut reddas suae parti. Quod si plus fuerit argenti vel minus, secundum suam quantitatem addes, et post haec unicuique parti suum pondus reddes.

Cap. XXIV. *de fundendo argento.*

His ita dispositis mitte argentum in uno vasculorum, et cum liquefactum fuerit, proice modicum salis super illud, moxque effunde in infusorium rotundum quod sit calefactum super ignem, et sit in eo cera liquefacta. Et si per aliquam neglegentiam contigerit, ut argentum fusum non sit sanum, iterum funde, donec sanum fiat. Deinde fac tibi confectionem ex fecibus claris et sale, in qua extinguas[2] argentum quotiens recoxeris.

Cap. XXV. *de fabricando minore calice.*

Cumque coeperis percutere, quaere meditullium in eo, et fac centrum cum circino, et circa eum facies caudam quadram, in qua pedem configere debes. Cum vero sic attenuatum fuerit, ut manu plicari possit, fac interius circulos cum circino a centro usque in medium, et exterius a medio usque ad oram; et cum rotundo

[1] Quam siccatam [1781] [2] extingues [1781, von Leiste verbessert]

malleo percute interius secundum circulos, ut inde profunditatem capiat, et exterius cum mediocri super rotundam incudem secundum circulos usque ad oram, ut inde strictius fiat; et hoc tamdiu fac donec ei formam et amplitudinem secundum argenti quantitatem acquiras. Quo facto rade interius et exterius aeque cum lima, et circa oram donec aequale per omnia fiat. Deinde residuam medietatem argenti sicut supra divide in duo, et ab una parte aufer pondus sex nummorum, et adde alteri, in qua pedem facies, quod postea inde limando auferes et suae parti reddes. Sicque funde et percute pedem sicut vas, usque dum attenuetur, excepto quod caudam non facies in eo. Quo attenuato profundidatem dabis ei cum malleo rotundo interius et exterius, incipiesque nodum facere cum mediocri malleo super rotundam incudem, et inde super longam ex utraque parte, donec collum tam gracile facies sicut volueris. Hoc diligenter procurans, ne plus in uno loco percutias quam in altero, ne forte nodus se in aliquam partem inclinet, sed in medio stet, ex omni parte aeque spissus et aeque latus. Deinde pone eum super carbones, et imple cera, et cum refrigerata fuerit, tene ipsum pedem in sinistra manu, et in dextera ferrum unum ductile ac tenue; et fac puerum sedere juxta te, qui percutiat cum parvulo malleo super ferrum in quocunque loco illud posueris, et inde designabis anulum, qui inter nodum et pedem in circuitu debet esse. Quo designato effunde ceram et recocto pede iterum imple, ut anulum profundius percutias sicut prius; sicque facias donec eum aequaliter cum suis granis praeparabis. Deinde lima nodum et rade, et circa pedem interius et exterius, et oram ejus; sicque facies in medio nodi foramen quadrangulum secundum quantitatem caudae superioris vasis, et in eo pones spissam partem argenti, rotundam, eodem modo perforatam. Facies quoque anulum singulariter, qui stare debet inter nodum et vas superius, eadem quantitate et specie sicut est ille, quem ductili ferro formasti sub nodo, et accipiens ferrum obtusum fabricabis illud super cotem aequalem, deinde super lignum quercineum, imposito ei carbone trito, et cum eo polies ipsum vas interius et exterius, nodum et pedem et anulum, sicque fricabis cum panno et creta subtiliter rasa, donec omnino lucidum fiat opus. His ita peractis finde caudam vasis in quatuor usque in medium cum lima tenue, et eversa illud super incudem rotundam ita ut aequaliter, et in dextera ferrum ductile mitte in nodum et fac superius percuti cum malleo mediocri donec configas[1] fortiter. Postea funde argentum, quod limasti et rasisti cum eo quod residuum est, et percute rotulam cum circino aequatam tantae latitudinis quanta est altitudo calicis a pede inferius

[1] contiges [1781]

usque ad oram superius, et modice amplius, et sic percute cavum inferius secundum latitudinem vasis superius, ita ut aequaliter in eo possit jacere. Et si volueris fac circulos duos interius cum circino, et pertrahe cum subula obtusa in medio similitudinem agni, sive dexteram quasi de coelo descendentem et signantem, et litteras inter illos duos circulos, atque cum ferro fossorio subtiliter fode, poliens ad effectum sicut calicem.

Cap. XXVI. *de maiore calice et ejus infusorio.*

Quod si calicem magnum argenteum fabricare volueris, quatuor, aut sex, seu X marcarum, primo igne probabis et purgabis totum argentum, deinde divides ordine quo supra. Posthaec accipe duos ferros aeque longos et latos, ad mensuram palmi, et sicut festuca spissos, aequaliter percussos et sanos et ad runcinam diligenter aequatos, inter quos facies corrigiam ferream aequaliter percussam ac mediocriter spissam, quam complicabis in modum circuli ea amplitudine, ut tibi videatur quod possit impleri illo argento, quod in eo fundere vis. Et cum plicaveris non coniunges capita, sed modice separabis, ut foramen appareat, per quod infundere possis. Hunc circulum aptabis inter duos ferros aequaliter ita, ut capita ipsius extra ferros parum appareant, et constringes eos tribus curvis ferris fortibus in tribus locis, videlicet inferius et ex utraque parte juxta foramen, sicque linies argillam maceratam circa circulum inter ferros et circa foramen abundanter. Quam formam cum siccata fuerit, calefacies, et liquefactum argentum infunde. Omne argentum et aurum quod tali modo funditur, nisi contingat ex magna negligentia, semper est sanum ad operandum in eo quodcumque volueris. Circulos autem secundum quantitatem, quam infundere volueris, mensurabis, et facies majores et minores, fusum vero argentum, postquam percusseris ut supra, et vasi formam dederis, imple illud cera et percute in ventre, si volueris costas aequales sive rotundas, quae stent in circuitu sicut cochlearia, quod opus utrumque magnum ornatum dat calici. Quas costas si volueris cum nigillo parare, hoc procura ut argentum spissius sit, et sic age ut una costa deauretur et altera denigretur, quas semper oportet pares esse. Quas cum percusseris, lima aequaliter et rades[1] in illis, quas denigrare volueris, pertrahe folia graeca et fode grosso tractu, camposque eodem fodies gracilibus circulis et subtili opere, deinde compone nigillum hoc modo.

Cap. XXVII. *de nigillo.*

Accipe argentum purum, et aequo pondere divide in duo, addens ei tertiam partem cupri puri. Quas tres partes, cum miseris in fusile vasculum, pondera tantum plumbi, quantum appen-

[1] rade [Wolfenb. Hs.]

dit medietas ipsius cupri, quod argento miscuisti, acceptumque sulphur croceum frange minutatim, et mitte plumbum et partem sulphuris ipsius super vasculum cupreum, ac reliquum sulphuris mitte in aliud vas[1] fusile. Cumque liquefeceris argentum cum cupro, move pariter cum carbone, statimque infunde ei plumbum et sulphur ex cupreo vasculo, et rursum commisce cum carbone fortiter, et cum festinatione funde in aliud vas fusile super sulphur quod in eo miseras, moxque deposito vasculo, cum quo fuderas, accipe illud in quod fudisti, et mitte in ignem donec liquefiat, iterumque commovens funde in ferrum infusorium. Quod prius quam frigescat, percute modicum, et calefac modicum, rursumque percute, sicque facies donec omnino attenuetur. Natura enim nigelli talis est, ut si frigidum percutitur, statim liquescit, frangitur et resilit, nec debet sic calefieri, ut rubescat, quia statim liquescit et fluit in cineres. Attenuatum vero nigellum mitte in vasculum profundum et spissum, et superfundens aquam, confringens cum malleo rotundo, donec minutissimum fiat, ejectumque inde sicca, et quod minutum est mitte in pennam anseris atque obstrue, quod vero grossius est, mitte in vas et comminue, rursumque siccatum mitte in alteram pennam.

Cap. XXVIII. *de imponendo nigello.*

Cumque sic plures pennas impleveris accipe gummi, quod vocatur barabas, et particulam ejus modicam tere cum aqua in eodem vase ita, ut ex ea aqua vix turbida fiat, et locum quem volueris denigrare cum ipsa aqua fac humidum prius, accipiensque pennam cum levi ferro excute tritum nigellum super eum diligenter donec totum cooperias, sicque per omnia facies. Deinde compone carbones copiose accensos, et in eos missum vas diligenter cooperi sic, ut super nigellum nullus carbo ponatur nec[2] cadat. Cumque liquefactum fuerit tene vas cum forcipe, et verte ex omni parte, qua fluere videris, et ita convertendo cave ne in terram nigellum cadat. Quod si primo calore non fuerit plenum per omnia, denuo fac humidum et superpone ut prius, et cave diligenter ne plus opus sit.

Cap. XXIX. *de fundendis auriculis calicis.*

Si vero volueris aures calici apponere, mox ut percusseris et raseris, priusquam aliud quid operis in eo facias, accepta cera forma inde aures et scalpe[3] in eis dracones vel bestias vel aves, sive folia quomodocumque volueris. In summitate vero utriusque auris pone parum cerae rotundae, sicut gracilis candela longitudine minimi digiti, sed in summitate sit aliquantulum grossior, quae cera vocatur infusorium, quam solidabis calido ferro. Deinde

[1] fas [1781] [2] ne [1781 und Wolfenb. Hs.] [3] sculpe [Theophilus]

accipe argillam fortiter maceratam et cooperi diligenter utrasque aures singillatim, ita ut omnia foramina sculpturae impleantur. Quae cum siccatae fuerint iterum cooperi diligenter per omnia, excepta summitate infusorii, et tertio similiter facies. Postea mitte ipsas formas juxta carbones, et cum calefactae fuerint effundes ceram. Qua effusa pone eas[1] omnino ad ignem, convertens foramina[2] per quae cera exiit inferius, et sine donec candescant[3] sicut carbones, statimque liquefac argentum, addens ei modicum de auricalco hispanico, ut verbi gratia, si fuerit argenti dimidia marca, pondus duorum nummorum, si vero plus aut minus, e contra; et eiciens formas ab igne siste eas firmiter, et infunde in eodem loco, unde ceram effudisti. Cumque refrigeratae[4] fuerint aufer argillam, et cum lima et ferris fossoriis adjunge eas in suis locis et subjuncturis; facies duo foramina longa, unum superius et aliud inferius, quae foris non appareant, in quibus junges singillatim duos clavos latos, quos facies transire vas per duo foramina ex utraque parte superius et inferius, et configes eos interius atque solidabis hoc modo.

Cap. XXX. *de solidatura argenti.*

Pondera duas partes argenti puri, et tertiam cupri rubri, et confunde atque subtiliter lima in vase mundo, et mitte in pennam. Deinde tolle vini petram, quae crescit interius circa vasa, in quibus optimum vinum diu jacet, et particulas ejus liga in panno et mitte in ignem ut comburatur tamdiu donec nullus inde fumus procedat. Quo ab igne levato et refrigerato exsuffla cineres[5] panni et illud ustum tere in cupreo vase cum rotundo malleo, admixta aqua et sale ut sit spissum sicut fex, quod cum ligno tenui linies circa clavos interius et exterius, et excuties cum brevi ferro limatum argentum desuper, sicque siccabis. Iterum linies mixturam illam desuper spissius quam ante, et mittes in ignem, adhibitisque carbonibus diligenter cooperies leniterque sufflabis longo flatu donec solidatura liquefiat sufficienter, eductumque vas ab igne et modice refrigeratum lavabis, et si firmi sunt clavi, sin autem, rursum fac eis, sicut prius. Cumque firmi fuerint elima eos interius et rade aequaliter, ut nullus considerare queat, in quo loco steterint, appositasque[6] exterius auriculas rursum diligenter adiunge. Deinde fac per medium auricularum contra clavos subtilia foramina, et in eodem loco ultra clavos similiter, in quibus eos configes omni opere consummato, sic ut nemo percipiat, qualiter adhaereant. Post haec sculpe et fode ipsas auriculas studiose cum limis et ferramentis, et si quid volueris in eis denigrare hoc modo facies.

[1] ea [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] foramen [1781] [3] candescat [1781] [4] refrigerata [1781]
[5] cinere [1781 und Wolfenb. Hs.] [6] appositosque [1781]

Cap. XXXI. *Item de imponendo nigello.*

Cum miscueris et fuderis nigellum, partem unam inde tolles et percuties quadrangulam, longam et gracilem. Deinde accipe auriculam cum forcipe et calefac in igne donec rubescat, et cum altero forcipe longo et gracili tene nigellum et frica super omnia loca, quae denigrare volueris, donec tractus omnes pleni sint; ablatumque ab igne cum lima aequali diligenter plana, donec argentum sic appareat, ut vix tractus considerare possis, et sic cum rasorio ferro lima, rugas diligenter erade, et quod reliquum est deaurabis. Quod deauratum hoc modo compones.[1]

Cap. XXXII. *de coquendo auro.*

Tolle aurum qualecunque sit, et percute donec tenuis lamina fiat, latitudine trium digitorum et longitudine quantum possit. Deinde incide partes ut sint aeque longae et latae, et conjunges eas[2] pariter atque perfora per omnia cum rasorio ferro tenui. Postea accipe duas testas ollae igne probatas tantae magnitudinis ut aurum in eis possit jacere, et frange tegulam minutatim, sive argillam fornacis arsam et rubicundam, eamque comminutam pondera in duas partes aequales, et adde ei tertiam partem salis eodem pondere, quae modice aspersa cum urina commisceatur ita, ut non adhaereant sibi, sed vix madida sint, et mitte inde parum super unam[3] testam juxta latitudinem auri, deinde ipsius auri unam partem, rursumque confectionem, et iterum aurum quod semper confectionem ita cooperiat,[4] ne aurum auro tangatur, sicque imple testam usque ad summum, et desuper cooperi cum altera testa, quas diligenter circumlinies argilla mixta et macerata, ponesque ad ignem ut siccetur. Interim compone furnum ex lapidibus et argilla, altitudine duorum pedum, et latitudine pedis et dimidii, inferius latum, superius vero strictum, ubi foramen sit in medio, in quo eminebunt tres lapides longiores et duri, qui possint flammam diu sustinere, super quos pones testas cum auro, et cooperies cum aliis testis abundanter. Deinde suppone ignem et ligna, et cave ne deficiat ignis copiosus per spatium diei et noctis. Mane vero eiciens aurum, rursum funde, percute et impone furno sicut prius. Iterum autem post diem et noctem aufer, et admiscens ei modicum rubri cupri funde sicut prius, et repone super furnum. Cumque tertio deposueris, lava diligenter et sicca, sic ponderans vide quantum desit, deinde complica et serva.

Cap. XXXIII. *item eodem modo.*

Si vero parum fuerit auri, quod coquere vis, ipsum percute,

---

[1] componas. [1781, von Leiste verbessert] [2] eis [1781 und Wolfenb. Hs.] [3] urinam [1781 und Wolfenb. Hs.] [4] confectione ita cooperiatur, [Theophilus] confectionem ita cooperiatur, [Wolfenb. Hs.]

et compone in testas sicut superius. Postea accipe ollam novam et frange in fundo unum foramen, et circa latus quatuor, et fac in argilla breve vasculum cum tribus pedibus sic ab invicem separatis, ut possint stare super foramen, quod est in fundo ollae, super quod cum siccatum fuerit pones testas cum auro et elevabis ollam super tres lapides a se aliquantulum remotos aeque spissos, et inmitte carbones ardentes, deinde extinctos, sicque quotiens descenderint superpone frigidos, et nunquam patieris testas nudas esse ab igne. Interdum vero cum gracili ligno per foramina inmisso move carbones, et inferius similiter, ut cineres exeant et ventus aditus habeat. Sicque facies cum carbonibus in olla, sicut superius cum lignis in furno.

Cap. XXXIV. *de molendo auro.*

Coctum vero pleniter si molere volueris, mitte inde in stateram pondus octo nummorum et pondera octies tantum vivi argenti, cui statim inmitte et frica donec album fiat, atque particulatim confringe. Tolle quoque unum vasculum ex his, in quibus aurum vel argentum infunditur, quod tamen ad opus istud spissius illis esse debet, et mitte in ignem donec candescat; ferrum etiam gracile et curvum in uno capite manubrio infixum, in altero vero habens nodum rotundum, mitte similiter in ignem, et cum utrumque canduerit, cum forcipe tene vasculum super scutellam latam, siccam, et funde in illud vivum argentum cum auro, et festinanter cum ferro curvo et candente frica illud et mole, donec nihil sentias in vasculo, nisi humorem; moxque effunde in aquam. Ejecta vero aqua illa, mitte aurum in manum sinistram et lava diligenter, probans digito, si bene molitum sit; et si est, pone super pannum lineum mundum, et jacta hac et illac, donec siccetur aqua.

Cap. XXXV. *item alio modo.*

Quod si natura auri talis est, ut sic non possis[1] molere, accipe lapidem sabuleum, quadrum et aequalem, et in medio ejus fac foramen latitudine trium digitorum et simili profunditate. Deinde para tibi lapidem duriorem illo, sic gracilem, ut possit in illo foramine converti, et sic longum ut possit in lignum figi et firmari, quod lignum trium ulnarum et in inferiori parte, in qua lapis jungendus est, sit grossitudine unius tibiae, super quem lapidem altitudine dimidii pedis, transforetur ipsum lignum, cui jungatur aliud lignum tenue, latitudine duarum palmarum, in quo cauda fiat, quae foramen longi ligni pertranseat, superque[2] tenue lignum ligetur lapis magnitudinis unius pedis, a quo lapide sursum fiat lignum gracile et rotunde incisum atque planum, ita ut inter manus possit volvi. His ita compositis pone majorem lapidem in

[1] possit [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] super quem [1781 und Wolfenb. Hs.]

pelvim, sive in vas ligneum aequale, et vide ut lapis firmiter jaceat, et vas firmiter stet. Cumque aurum cum vivo argento in foramen ejus miseris, et sabulum desuper atque aquam, impone lapidem minorem, qui ligno junctus est, tenensque in superiori parte ipsum lignum, converte modicum inter manus tuas, et mox impulsu illius lapidis, qui ligatus est inferius, circumferetur, sicque circumferendo mole per tres vel quatuor horas. Interdum vero respice et proba digito, et rursum inmitte sabulum cum aqua. Cumque girando et regirando ipsum sabulum coeperit ebullire et per lapidem diffundi, cum ligno gracili longo et tenue recollige semper et in foramen repone, ne forte aurum cum sabulo egeratur[1] et non molatur. Quod cum pleniter molitum fuerit, eiciatur et lavetur et siccetur ut supra, ponaturque super libram. Si vero quicquam defuerit laventur sordes, qui fluunt ex lapide et sic invenitur, quia idcirco idem lapis in vase ponitur. Hoc modo etiam argentum purum tenuissime percussum et vivo argento admixtum moli debet, quia in calido vasculo cum calido ferro moli non valet. Sic autem commisceatur ut vivi argenti sint quinque pondera, et sextum sit argentum purum.

Cap. XXXVI. *item alio modo.*

Potes etiam aurum levius molere hoc modo. Accipe testam ollae capacem igne probatam et pone in carbones donec omnino candescant, et mitte in eam aurum vivo argento mixtum ac minutatim confractum, tenensque cum forcipe vibra manum aequaliter, et mox videbis quomodo liquefiat aurum et commisceatur vivo argento. Cumque omnino liquidum fuerit, mox funde in aquam atque lava et sicca ut supra. Hoc omnino cave, ne jejunus molas aut deaures, quia foetor vivi argenti magnum periculum est jejuno stomacho et infirmitates diversas generat, contra quas uti debes Ziduar et baca lauri, pipere et allio atque vino. Posthaec appende ipsam deauraturam in statera et divide in duo, et medietatem ejus rursum in duo, donec invenias singulos denarios, et mitte eos sigillatim in pennas anseris, ut scias quantum unicuique loco deaurando superponas. Deinde percute partem cupri rubri in similitudinem fossorii ferri et infige manubrio, summitatemque ejus lima et rade rotundam et aliquantum tenuem, quam fricabis cum vivo argento donec alba fiat, et inde possis deaurare. Postea facies confectionem ad innovandum opus deaurandum hoc modo.

Cap. XXXVII. *de invivandis et deaurandis auriculis.*

Sume vini lapidem, de qua supra diximus, et tere diligenter super lapidem siccum, addesque ei tertiam partem salis et mitte in testam ollae capacem, infundens ei aquam illam, in quam pro-

[1] egeretur [1781]

jecisti aurum noviter molitum, atque imponens modicum vivi argenti, mitte super carbones donec calidum fiat, et cum ligno commove. Habeas etiam setas porci grossitudine trium digitorum aut quatuor, ferro colligatas in medio, duas mundas, cum qua lavabis aurum et argentum, et duas cum quibus deaurabis, unam siccam et alteram humidam. His omnibus ex hoc ordine compositis, accipe auriculas argenteas ad manus, et panniculum lineum complicatum tinge in confectionem calidam, cum quo fricabis omnia loca, quae deaurare volueris in eis. Cumque coeperint invivari, calefac eas super carbones et cum setis ipsa confectione humidis frica illas fortiter, donec omnes fossurae vivo argento fiant albae, interdum calefaciendo et interdum fricando, et ubi cum setis non potueris pertingere, cum cupro deauratorio et ligno gracili fricabis, faciens hoc super scutellam deauratoriam ligneam, quae sit ad modicum opus tornatilis et capax, et ad magnum quadra, cava et aequalis. Deinde super ipsam scutellam incide deauraturam cum cultello minutatim, et cum cupro deauratorio pone diligenter per omnia, et humidis setis aequa, atque cum forcipe longo et gracili in anteriori parte duobus panniculis involuto levabis et pones super carbones donec calefiat, et setis rursum aequabis, sicque tamdiu facies usque dum aurum per omnia adhaereat. Secundo incide aurum et cum cupro superpone, atque cum igne et setis fac sicut prius. Tertio vero similiter facies. Cumque tertia vice aurum coeperit siccari, cum siccis setis fricabis diligenter per omnia, rursumque calefacies, et iterum fricabis, donec incipiat pallescere. Si vero ex neglegentia contigerit, ut aliqua macula appareat in argento, ubi aurum tenue sit et inaequaliter positum, cum cupro superpone, et cum siccis setis aequa, donec per omnia aequale sit. Quod cum videris, mitte in aquam et mundis setis lava, rursumque ponens super carbones tamdiu calefac, donec omnino croceum fiat.

Cap. XXXVIII. *de polienda deauratura.*

Tolle fila ex auricalco gracilia, complicans ea ita, ut plicaturae sint ad longitudinem minimi digiti, et cum quadruplices fuerint, colliga eos filo lineo, ut sit quasi una pars. Ex his partibus fac quatuor aut quinque vel sex ita, ut una pars habeat tres plicaturas, alia quatuor, tertia quinque, et sic ascendendo usque ad octo. Quibus omnibus sigillatim colligatis, fac modicum foramen in ligno, in quod pones ex his particulis unam, et infunde plumbum, ita ut cum frigidum fuerit et extraxeris, adhaereant sibi ipsae plicaturae quasi plumbeo nodo infixae. Hoc modo fac singulis partibus singulos nodos plumbeos, et incidens plicaturas omnes in altera parte, et lima et rade summitates earum, ut rotundae fiant et aequales, cum quibus quasi scalpendo polieris.

Pone super carbones donec calefactae in fulvum colorem convertantur, et perdant claritatem, quam poliendo acceperant, extinctasque in aqua rursum diligenter scalpendo polies, donec eximium fulgorem accipiant, sicque colorabis eas tali confectione.

Cap. XXXIX. *de colorando auro.*

Sume atramentum et mitte in testam ollae mundam et igne probatam, ponens super carbones, donec omnino liquefiat et indurescat. Deinde aufer a testa et mitte sub ipsos carbones, atque cooperi diligenter, atque cum folle suffla, donec comburatur et in rubeum colorem convertatur. Statim ablatum ab igne cum refrigeratum fuerit, tere in scutella lignea cum malleo ferreo, addens ei tertiam partem salis, temperansque cum vino sive urina, rursum fortiter tere, donec spissum fiat sicut fex. Ex hac confectione cum penna cooperi quod deauratum est sic, ut nihil auri appareat, et pone super carbones, donec exsiccetur, et fumus ex omni parte modicum appareat, et mox auferens ab igne mitte in aquam, lavans diligenter cum setis porci mundis, rursumque siccabis super carbones, involve panno mundo donec refrigeretur.

Cap. XL. *de poliendo nigello.*

Tenens vero illud in eodem panno rade diligenter omnia loca, quae nigello denigrata sunt cum ferro rasorio. Post haec habeas lapidem nigrum et mollem, qui leviter possit incidi et pene cum ungue radi, et cum illo fricabis nigellum cum saliva madefactum diligenter ac aequaliter per omnia, donec omnes tractus aperte videantur et omnino aequum sit. Habeas etiam lignum de arbore tilia, grossitudine et longitudine majoris digiti, siccum et aequaliter incisum, super quod pones pulverem illum humidum, qui procedit de lapide et saliva in fricando, et cum ipso ligno ac eodem pulvere diutissime fricabis nigellum, et leviter semperque adde salivam ut humidum sit, donec lucidum fiat per omnia. Deinde tolle sepum de auriculae tuae foramine, et cum exterseris nigellum lineo panno subtili, per omnia linies, et cum corio hircino sive cervino leniter fricabis, donec omnino clarum fiat.

Cap. XLI. *de ornando vase calicis.*

Tali modo auriculis pleniter perfectis, accipe vas calicis, cujus costas superius denigrasti dimidias, et illas, quas inter has absque nigello reliquisti, lima aequaliter et rade, ac pertrahe in eis opus quodcunque volueris, sic tamen ut aliquantulum discrepat ab opere nigelli, atque cum fossorio ferro gracili subtiliter fode. Post haec deaurabis eas, totumque vas interius et exterius excepto nigello, et polies atque colorabis sicut auriculas. Deinde cooperies et circumligabis rotundam incudem cum pergamena aequali, supra quam[1]

[1] quae [1781 und Wolfenb. Hs.]

pones vas, quod teneat puer ante te sedens utrisque manibus, coaptans unamquamque costam incudi aequaliter, secundum quod ei jusseris. Interim tolle ferrum gracile, quod foramen habet in cuspide, cujus percussura subtilissimum circulum fac, et cum illo implebis omnes campos in deauratis costis, desuper cum malleo leniter percutiendo, et opere punctorum unumquemque circulum alteri ordinatim conjungendo. Quo expleto mitte vas super carbones, donec illae percussurae interius fulvum colorem recipiant, nigellumque limabis et polies sicut superius. Deinde conjunge auriculas unamquamque in suo loco, et trans foramina, quae in eis sunt, confige eas aureis clavis cum gracili ferreo malleo desuper feriendo, et altero ferro subposito donec firmiter stent, et rade diligenter atque poli cum obtuso ferro ipsas percussuras, ut nemo percipere possit, qualiter adhaereant.

Cap. XLII. *de pede calicis.*

Post haec sume quartam partem argenti, addens ei quicquid a vase limasti et rasisti; funde ordine quo supra; unde facies pedem cum nodo sicut pedem minoris calicis, excepto quod in hoc majori formabis costas a latitudine pedis inferius ascendentes usque ad nodum, quas dimidias denigrabis, et alias fodies et deaurabis atque modis omnibus decorabis sicut in vase. Quo perfecto anulum quoque, qui ponendus est inter vas et nodum, deaurabis atque conjunges et configes sicut minorem calicem.

Cap. XLIII. *de patena calicis.*

Deinde quicquid residui fuerit argenti, funde, unde facies patenam. Quam cum attenuaveris fac in medio ejus circulum secundum latitudinem calicis, et infra hunc circulum metire octo spatia aequaliter divisa, et in unoquoque spatio fac circulum dimidium, ut sint quasi octo arcus, quos cum rotundo malleo percuties donec cavi fiant, et inferius ductili opere percuties angulos inter ipsos arcus, et limbum circa eos latitudine minoris ungulae, qui super emineat aequalitatem totius patenae, quem fodies subtiliter et denigrabis, reliquamque patenam deaurabis, et polies utrumque sicut superius.

Cap. XLIV. *de fistula.*

Fistulam quoque facies in calice hoc modo. Fac tibi ferrum longitudine palmi unius et quatuor digitorum, quod in una summitate valde sit gracile, et inde procedat grossius et grossius usque ad alteram summitatem, quae sit sicut festuca; sitque ferrum rotundum et aequaliter limatum. Cumque attenuaveris argentum purum, complica illud circa hoc ferrum, conjungens summitates aequaliter cum lima,[1] ejectoque ferro mitte in ignem et solida.

[1] cum linea, [1781 und Wolfenb. Hſ.]

Rursum imposito ferro percute cum malleo aequaliter per omnia tamdiu, donec junctura non appareat. Deinde fac nodum singulariter rotundum et cavum, sive quadrangulum et solidum, et fac in eo foramen, per quod inmittatur fistula ab inferiori parte, usque pene ad summum, sicque ejecto ferro rursum solidabis per omnia. Cumque firmum fuerit, denuo imposito percuties undique a nodo deorsum donec aequalis fiat et rigida, et a nodo sursum ea parte, quae latior et grossior est, impone tenue ferrum[1] latum secundum amplitudinem fistulae, atque cum malleolo percute super[2] incudem, ita ut foramen superius sit quadrum et tenue, quod a nodo sursum super calicem eminere debet, et ore teneri, inferius vero sit rotundum et gracile. Quo facto, si volueris, nodum cum nigello variare poteris, et reliquam fistulam ordine quo supra deaurabis. Hoc omnino cave, ut omne argentum spissum quod deaurare volueris, sive in calice, seu in scypho, vel in scutella aut ampulla, fortiter radas, quia in percutiendo ab igne et malleo cutem ex se trahit, quae si abrasa non fuerit, cum deauratur et super ignem frequenter et diu coloratur, elevantur per loca subtiles vesicae, quae cum franguntur apparet argentum, et opus deturpatur, nec potest emendari nisi deauratura omnino eradatur, et denuo deaurabis.

Cap. XLV. *de auro terrae Evilat.*

Auri multa sunt genera, ex quibus praecipuum nascitur in terra Evilat, quam Gyon fluvius circuit secundum Genesin. Cujus venas, cum sub terra invenerint viri hujus artis periti, effodiunt, et igne purificatum atque camino probatum in usus suos redigunt.

Cap. XLVI. *de auro arabico.*

Est et aurum arabicum pretiosissimum et eximii ruboris, cujus usus in antiquissimis vasis frequenter reperitur, cujus speciem moderni operarii utuntur, dum pallido auro quintam partem rubei cupri addunt, et multos incautos decipiunt. Quod hoc modo caveri potest, ut mittatur in ignem, et si purum aurum est, non amittit fulgorem, si vero ammixtum, omnino amittit fulgorem.

Cap. XLVII. *de auro hispanico.*

Est etiam aurum, quod dicitur hispanicum, quod conficitur ex rubeo cupro et pulvere basilisci et sanguine humano atque aceto. Gentiles enim, quorum peritia in hac arte probabilis est, creant sibi basiliscos hoc modo. Habent sub terra domum superius et inferius et ex omni parte lapidibus, cum duabus fenestellis tam brevibus, ut vix aliquid appareat; per eas, inquam, ponunt duos gallos veteres duodecim aut quindecim annorum, et dant eis sufficienter cibum. Qui cum ingrassati fuerint, ex calore

[1] tenue, et ferrum [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] super [fehlt 1781 und Wolfenb. Hs.]

pinguedinis conveniunt inter se et ponunt ova. Quibus positis eiciuntur galli et immittuntur bufones, qui ova foveant, quibus datur panis in cibum. Fotis autem ovis egrediuntur pulli masculi sicut pulli gallinarum, quibus post dies septem crescunt caudae serpentium, statimque si non esset pavimentum domus lapideum, terram intrarent. Quod caventes eorum magistri, habent vasa, aenea rotunda magnae amplitudinis ex omni parte perforata, quorum ora sunt constricta, quibus imponunt ipsos pullos et obstruunt ora cupreis cooperculis atque sub terra infodiunt, et ingrediente subtili terra per foramina nutriuntur sex mensibus. Post haec discooperiunt[1] et copiosum ignem apponunt, donec bestiae interius omnino comburantur. Quo facto cum refrigeratum fuerit, eiciunt et diligenter terunt, addentes ei tertiam partem sanguinis hominis rufi, qui sanguis exsiccatus tritus erit. Haec duo composita temperantur aceto acri in vase mundo; deinde accipiunt tenuissimas tabulas rubei cupri purissimi, et super eas liniunt hanc confectionem ex utraque parte atque mittunt in ignem. Cumque canduerint extrahunt et in eadem confectione extingunt et lavant, sicque tamdiu faciunt donec ipsa confectio cuprum transmordeat, et inde pondus et colorem auri suscipiat. Hoc aurum omnibus operibus aptum est.

Cap. XLVIII. *de auro arenario.*

Est aurum arenarium quod reperitur in littoribus Rheni hoc modo. Fodiuntur arenae in locis illis, ubi spes reperiendi fuerit, et ponuntur super ligneas tabulas. Deinde superfunditur aqua frequenter et diligenter, effluentibusque arenis remanet aurum subtilissimum, quod singulariter in vasculo ponitur. Cumque vas dimidium fuerit inponitur vivum argentum, et manu fortiter fricatur, donec omnino commisceatur, sicque positum subtile extorquetur vivum argentum. Quod vero remanserit ponitur in vas fusorium et funditur.

Cap. XLIX. *de fabricando aureo calice.*

Igitur cujuscunque generis aurum habueris, si calicem inde componere volueris et ornare lapidibus et electris atque margaritis, hoc modo incipias. Primum proba singulas partes auri, si possint cum malleo percuti sic ut non findantur, et quicquid non finditur singulariter pone; quod vero finditur, singulariter ut coquatur. Deinde accipe partem lateris cocti, et secundum quantitatem auri coquendi, fodi in ea fossulam quae illud capere possit; et si non habeas laterem, in lapide sabuleo idem quadro, facta fossula cum ferro, mitte in carbones et suffla. Cumque canduerit impone aurum, superjectisque carbonibus suffla diutissime atque ejectum percute

[1] disco operiunt [1781]

cum malleo; si non frangitur sufficit ei, si vero frangitur, super alium iterum repone, et hoc tamdiu facias,[1] donec percussum non frangatur. Quod si modice finditur, funde illud cum sulphure et sic emendabitur. Quo facto aurum omne pariter funde, et in unam massam[2] redige, atque super stateram eo modo, quo argentum superius divisisti, divide, parique ordine secundum formam quam volueris, sicque ut prolibuerit auriculas formabis. Quod si opere gemmato facere volueris, percute per duas partes auri tantum, ut vestigium ungulae possit ei[3] leniter imprimi, et eas incide ea forma, qua volueris auriculas habere, quae partes utraeque ad unam pertinent auriculam.

Cap. L. *de solidatura auri.*

Deinde compone solidaturam hoc modo. Tolle cineres fagineos, et fac inde laxivam, quam rursum colabis per eosdem cineres, ut spissa fiat. Rursum mitte in patellam et coque usque ad tertiam partem, et impone ei modicum smigmatis et parum arvinae suillae veteris. Cumque frigidum fuerit et resederit, cola diligenter per pannum et mitte in vas cupreum, quod sit ex omni parte solidum, excepto modico foramine, quod superius emineat, rotundum, ut possit digito obstrui. Post haec tolle partem cupri tenuem, quam[4] madefacies aqua, et fricabis super eam salem ex utraque parte, mittesque in ignem, et cum canduerit extingue in pelui munda et aqua pura, in qua servetur quicquid ex cupro comburitur. Rursumque frica salem supra cuprum et fac sicut prius, et hoc tamdiu donec sufficiat. Deinde effunde aquam et exsicca pulverem in cupreo vase, et tere eum in eodem vase cum ferreo malleo donec tenuissimus fiat, ponensque super carbones rursum combure, atque ut prius tere. Cumque inposueris smigma commisce diligenter, ponensque super prunas pariter combure ac denuo tere. Postea ex anteriori vase funde laxivam in illud, in quo est pulvis, et commisce atque fac bullire diu, et cum frigidum fuerit refunde simul cum pulvere ubi prius erat, ubi etiam quatuor particulas cupri imponas, per quas commisceatur pulvis per omnia quoties movere volueris. Hac[5] confectione solidatur aurum et argentum; sed in solidando auro commoveatur pulvis, ut supra dictum est, in argento vero solidando non moveatur.

Cap. LI. *de imponenda solidatura in auro.*

His ita compositis accipe illas duas partes auri, in quibus auriculam formasti, et pone coram te, gemmasque quas imponere volueris, colloca super eas, et margaritas unamquamque in suo loco. Deinde percute aurum gracile et longum, et trahe inde

[1] facies, [1781] [2] mansam [1781 und Wolfenb. Hs.] [3] ejus [1781 und Wolfenb. Hs.] [4] quem [1781 und Wolfenb. Hs.] [5] Hoc [1781]

fila grossa mediocria et subtilia, et lima ea ferro supradicto, ita ut in eis grana formentur. Quibus recoctis, repositis et colligatis singulariter gemmis, partem majoris fili aptabis cum forcipe subtili circa oram auris in superficie in utrisque partibus illis, et cum forcipe incisorio facies subtilissimas incisuras in circuitu, quibus confirmabis ipsa fila ne cadant, donec solidentur. Postmodum accipe partem auri tenuem et ligneo malleo aequatam, et colloca super eam fila mediocria multa ordinatim, ita ut non sibi adhaereant, sed habeant spatia inter se, in summitatibus eorum fiant subtiles incisurae in tenui auro, quibus ligentur. Acceptoque vasculo in quo est solidatura, concute fortiter, ut commisceatur pulvis, et cum penna gracili linies ipsam solidaturam super aurum illud et super fila diligenter per omnia, mittesque in ignem atque sufflabis ore et folle, donec videas ipsam solidaturam ita circumquaque discurrere, quasi aqua perfundatur. Et mox asperges aqua modice atque eicies et diligenter lavabis, rursumque linies solidaturam ac sicut prius solidabis, donec omnia fila firmiter stent. Post haec incide per particulas quasi corrigias ita, ut unaquaeque corrigia habeat filum unum, quas statim complicabis et facies inde domunculas, quibus lapides claudantur minores et majores ad mensuram unius cujusque, ordinabisque eas in suis locis. Habebis quoque farinam de simila frumenti sive siliginis, quam miscebis aqua in parvulo vasculo,[1] et pones super carbones, ut parum calefiat, in quam tinges modice domunculas illas, unamquamque in inferiorem partem, sicque stabilies in suo loco. Omnibus vero stabilitis pone super carbones partem auri super quam stabilisti, donec exsiccetur humor farinae, et mox adhaerebunt. Tolle quoque fila subtilia et percute ea modice super incudem, ita ut aliquantulum tenuia sint, et tamen grana superius et inferius non perdant formam suam, in quibus complicabis flosculos majores et minores,[2] unde complebis campos omnes inter domunculas, quos cum formaveris subtili forcipe, intinges eos in humida farina, sicque collocabis unamquamque in suo loco. Quo facto pone carbones, ut farina siccetur, statimque superlinies solidaturam, et solidabis sicut superius. Hoc modo utrisque partibus unius auriculae solidatis ac firmatis, conjunge eas et interpone ejus fundum in circuitu juxta oram interiorem, videlicet unam tenuem partem auri, quae sit lata sicut festuca, et aequalis per omnia. Quam partem eiciunt illas duas junxeris, complica tres particulas ferri tenues, et fac inde retinacula, quae teneant exteriores partes auri exterius in tribus locis, ut tertia, quae interius juxta oras circuit, non possit disjungi. Quo facto linies ex omni parte solidaturam et siccabis modice super

[1] in aqua parvulo vasculo, [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] et majores, [1781 und Wolfenb. Hs.]

ignem; dispositisque carbonibus et accensis, facies inter eos fossulam, in quam pones ipsam auriculam, et circa eam collocabis carbones ita, ut non contingant aurum, sed in similitudinem muri ascendant in circuitu, donec emineant super aurum, et tunc collocabis desuper graciles ferros duos, vel tres, qui pertranseant, super quos collocabis per omnia carbones, et cooperies diligenter, sic tamen ut aliqua foramina inter ipsos carbones remaneant, per quae possis considerare, qualiter solidatura circumfluat. Quod cum videris, statim aspersa modice[1] aqua, eicies atque lavabis leniter et siccabis, circumspiciensque diligenter si quid corrigendum est, corriges,[2] rursumque liniens sicut prius, solidabis, sicque facies, donec per omnia firmum fiat. Hoc modo partem auriculam formabis et solidabis. Quo peracto junge eas utrasque ad vas calicis in suis locis, et circa eas facies duos tractus in ipso vase cum subula, per quos possis considerare, ut recte stent in solidando. Deinde funde purum aurum et misce ei tertiam partem cupri rubei et puri, quod pariter fusum et modice percussum limabis penitus et pones in pennam anseris. Post haec accumula ante fornacem magnum aceruum carbonum, et in eos pone vas calicis, ita ut medietas eius omnino sub carbonibus sit, et illa pars desuper emineat, super quam una auris ponenda est, quam statim conjunges ei, et linies ipsum vas cum auricula interius et exterius cum solidatura, atque limatum aurum, quod in penna posueras, seminabis circa juncturas, qua auris vasi conjungitur, sicque circumposito igne aggerabis carbones in circuitu, sicut superius fecisti circa auriculam, et ferros[3] desuper carbones, quos carbonibus abundanter cooperies. In anteriori vero parte intra cauum vasis compone carbones in similitudinem modici furni, ita ut carbones in circuitu densi jaceant, et foramen in medio appareat per quod possit sufflari, ut calor inferius et superius aequalis sit. Cumque videris solidaturam circumfluere, et quasi tertio inundare, asperge diligenter modica aqua, eiciensque lava et sicca, rursumque simili modo solida, et tamdiu donec firmissime adhaereat. Conversumque vas in alteram partem, auriculam pariter eodem modo conjunge et solida.

Cap. LII. *de imponendis gemmis et margaritis.*

Quo facto tolle partem auri tenuem et conjunge ad oram vasis superiorem, atque metire ab una auricula usque ad alteram, quae pars tantae latitudinis sit, quanta est grossitudo lapidum, quos inponere volueris, et collocans eos in suo ordine, sic dispone, ut in primis stet lapis unus cum quatuor margaritis in angulo positis, deinde electrum, juxta quem lapis cum margaritis, rursumque electrum, sicque ordinabis ut juxta auriculas semper lapides stent,

[1] modica [Theophilus] [2] corrigas, [1781] [3] ferres [1781]

quorum domunculas et campos, easque domunculas, in quibus electra ponenda sunt, compones et solidabis ordine quo supra. Et in altera parte vasis similiter facies. Si vero volueris in medio ventris gemmas vel margaritas ponere, eodem modo facies. Quo facto conjunges eas et solidabis sicut auriculas. Post haec in omnibus domunculis, in quibus electra ponenda sunt, coaptabis singulas partes auri tenuis, conjunctasque diligenter eicies, atque cum mensura et regula incides corriolam auri, quod aliquantulum sit spissius, et complicabis eas circa oram unius cujusque partis dupliciter, ita ut inter ipsas corriolas subtile spatium sit in circuitu, quod spatium vocatur limbus electri. Deinde eadem mensura atque riga incides corriolas omnino subtilissimi auri, in quibus subtili forcipe complicabis et formabis opus quodcunque volueris in electris facere, sive circulos, sive nodos, sive flosculos, sive aves, sive bestias, sive imagines, et ordinabis particulas subtiliter et diligenter unamquamque in suo loco, atque firmabis humida farina super carbones. Cumque impleveris unam partem, solidabis eam cum maxima cautela, ne opus gracile et aurum subtile disjungatur aut liquefiat, sicque bis aut ter facies, donec aliquantulum singulae particulae adhaereant.

Cap. LIII. *de Electris.*

Hoc modo omnibus electris compositis et solidatis, accipe omnia genera vitri, quod ad hoc opus optaveris, et de singulis partibus parum confringens, colloca omnes fracturas simul super unam partem cupri, unamquamque tamen partem per se; mittens in ignem compone carbones in circuitu et desuper, sufflansque diligenter considerabis si aequaliter liquefiant; si sic, omnibus utere, si vero aliqua particula durior est, singulariter repone. Accipiensque singulas probati vitri, mitte in ignem singillatim, et cum canduerit, proice in vas cupreum in quo sit aqua, et statim resiliet minutatim, quod mox confringes[1] cum rotundo malleo donec subtile fiat, sicque lavabis et pones in concha munda, atque cooperies panno laneo. Hoc modo singulos colores dispones. Quo facto tolle unam partem auri solidati, et super tabulam aequalem adhaerebis cum cera in duobus locis, accipiensque pennam anseris incisam gracile sicut ad scribendum, sed longiori rostro et non fisso, hauries cum ea unum ex coloribus vitri, qualem volueris, qui erit humidus, et cum longo cupro gracili et in summitate subtili rades a rostro pennae subtiliter et implebis quemcunque flosculum volueris, et quantum volueris. Quod vero superfuerit repone in vasculum suum et cooperi, sicque facies ex singulis coloribus, donec pars una impleatur, auferensque ceram cui inhaeserat,

[1] confringas [1781]

pone ipsam partem super ferrum tenue, quod habeat brevem caudam, et cooperies cum altero ferro quod sit cauum, in similitudinem vasculi, sitque per omnia transforatum gracile, ita ut foramina sint interius plana et latiora, et exterius subtiliora et hispida, propter arcendos cineres, si forte superceciderint, habeatque ipsum ferrum in medio superius brevem anulum, cum quo superponatur et elevetur. Quo facto conpone carbones magnos et longos, incendens illos valde, inter quos facies locum et aequabis cum ligneo malleo, in quem elevetur ferrum per caudam cum forcipe; ita coopertum collocabis diligenter, atque carbones in circuitum compones et sursum ex omni parte, acceptoque folle utrisque manibus undique sufflabis donec carbones aequaliter ardeant. Habeas etiam alam integram anseris, sive alterius avis magnae, quae sit extensa et ligno ligata, cum qua ventilabis et flabis fortiter ex omni parte, donec perspicias inter carbones ut foramina ferri interius omnino candeant, sicque flare cessabis. Expectans vero quasi dimidiam horam discooperies paulatim donec omnes carbones amoveas, rursumque expectabis donec foramina ferri interius nigrescant, sicque elevans ferrum per caudam, ita coopertum pones retro fornacem in angulo donec omnino frigidum fiat. Aperiens vero tolles electrum et lavabis rursumque implebis et fundes sicut prius, sicque facies donec liquefactum aequaliter per omnia plenum sit. Hoc modo reliquas partes compones.

Cap. LIV. *de poliendo electro.*

Quo facto tolle partem caerae ad longitudinem dimidii pollicis, in quam aptabis electrum ita, ut caera ex omni parte sit, per quam tenebis, et fricabis ipsum electrum super lapidem sabuleum aequalem diligenter cum aqua, donec aurum aequaliter appareat per omnia. Deinde super duram cotem et aequalem fricabis diutissime donec claritatem accipiat, sicque super eandem cotem saliva humidam fricabis partem lateris, quae ex antiquis vasculis fractae inveniuntur, donec saliva spissa et rubea fiat, quam linies super tabulam plumbeam aequalem, super quam leniter fricabis electrum usque dum colores translucidi et clari fiant, rursumque fricabis laterem cum saliva super cotem, et linies super corium hircinum, tabulae ligneae aequaliter affixum, super quod polies ipsum electrum donec omnino fulgeat, ita ut si dimidia pars ejus humida fiat et dimidia sicca sit, nullus possit considerare, quae pars sicca quae humida sit.

Cap. LV. *de patena calicis et pede atque fistula.*

Deinde funde aurum in quo formabis pedem cum nodo, in cujus nodi medio atque in ora pedis in circuitu dispones limbum cum lapidibus et electris ut supra. Patenam quoque cum forma-

veris mensura et forma, qua volueris, circa oram ejus eodem opere et ordine limbum operaberis, faciesque[1] et fistulam auream ordine et modo quo superius argenteam. Cruces quoque et plenaria et sanctorum pignorum scrinia, simili opere cum lapidibus et margaritis atque electris ornabis.

Cap. LVI. *de colatorio.*

Facies quoque colatorium aureum sive argenteum hoc modo. Percute vas parvulum ad similitudinem modicae pelvis, latitudinem modice amplius palmae manus, cui impones caudam longitudinis unius ulnae et latitudine unius pollicis, quae cauda habebit in summitate caput leonis fusile et decentissime sculptum, quod caput tenebit pelviculam in ore suo. Habebit etiam in altera summitate caput simili modo sculptum, in cujus ore pendebit anulus, per quem inserto digito portari possit. Reliqua vero cauda inter duo capita decorari debet nigello per tota, et per loca opere fusili et punctorio et litteris versuum exarari in suo loco. Pelvicula vero quae in summitate est, in medio fundo perforari debet, latitudine duorum digitorum in rotunditate subtilissimis foraminibus per quae colari debet vinum et aqua in calice ponenda, per quae sacramentum dominici sanguinis conficitur.

Cap. LVII. *de ampulla.*

Si autem volueris componere ad fundendum vinum, percute argentum eodem modo, quo percutitur nodus pedis in calice, excepto quod venter ampullae multo latior debet formari, et collum eius super incudem longam et gracilem malleo corneo et mediocri ferro debet constringi. Interdum etiam ampulla ipsa, cum coeperit formari, impleatur cera et malleo mediocri ferreo leniter percutiatur, ut ei rotunditas ventris et effigies colli decentius et aequalius aptetur. Sicque eiecta cera super carbones iterum recoquatur et denuo cera imponatur, ac sicut prius percutiatur, donec omnino formetur. Quo facto si volueris in ipsa ampulla imagines aut bestias sive flores opere ductili facere, compone in primis confectionem ex pice et cera et tegula.

Cap. LVIII. *de confectione quae dicitur tenax.*

Tere partem lateris sive tegulae minutissime et liquefac picem in testa ollae, modicumque cerae adde. Quibus pariter liquefactis commisce pulverem tegulae et fortiter commove atque in aquam effunde. Cumque coeperit refrigerari, intinge manus utrasque in aquam et macera diu, donec possis ipsam confectionem extendere et trahere sicut pellem. Hanc confectionem statim liquefacies et implebis ampullam usque ad summum. Cumque refrigerata fuerit pertrahe in ventre et in collo quodcumque volueris, tollensque

[1] facies [Theophilus]

ferros ductorios graciles et parvulum malleum, et tu tene in sinistra manu ampullam, et dextera ferros unumquodque in suo loco, et fac puerum desuper percutere quocumque modo volueris, leniter aut fortiter, ac depone campos, ut cavi sint, et opus eleuetur. Cumque per omnia semel percusseris, apposita ampulla igni eice confectionem, recoctaque ampulla eiectaque ab igne, rursum imple eam ac sicut prius percute eam, sicque facies donec omnes campos aequaliter deponas, et omne opus ita conformes ut appareat quasi fusum sit. Hoc autem omnino procura ut argentum ampullae ita spissum sit, ut cum opus percutiendo formaveris, cum ferris fossoriis possis illud decenter incidere, fodere et radere. Quo peracto, si volueris, fac auriculam fusilem eodem modo quo formasti auriculas argentei calicis, et in anteriori parte deductorium, unde vinum effundatur, quae confirmabis solidatura, argento et cupro mixto ut supra. Deinde ubicumque volueris nigello ornabis, et reliquam deaurabis ut supra. Eodem modo facies scyphos argenteos et aureos atque scutellas, et pixides ad oblatas imponendas et capsulas thymiamatis et manubria in cultellis, et imagines in crucibus et plenariis ex auro sive argento aut cupro.

Cap. LIX. *de thuribulo ductili.*

Si vero thuribula ductili opere componere volueris in auro vel argento sive cupro, primum purificabis ordine quo supra, atque funde in fusoriis ferreis duas marcas vel tres sive quatuor, secundum quantitatem quam vis habere superiorem partem thuribuli. Deinde attenuabis in rotulam eo ordine quo superius calicem argenteum maiorem, excepto, quod hoc opus spissius et profundius ducendum est interius, ut altius sit exterius, ita ut altitudo in se ipsius latitudinem totam habeat et eius medietatem. Cujus altitudinem cum produxeris, priusquam latitudinem constringas, pertrahe in eo turres, videlicet in[1] supremo unam octoangulatam, in qua fiant eiusdem numeri fenestrae, sub qua fiant quatuor quadratae, quibus singulis imponantur tres columnellae, et inter eas duae fenestrae productae, in quarum medio super mediam columnam fiat fenestella rotunda, sub quibus in tertio loco formentur aliae turres octo; quatuor videlicet rotundae contra superiores quadras, in quibus fiant flosculi aut aviculae vel bestiolae, seu fenestellae, et inter eas quatuor quadrae, quae et latiores sint, in quibus fiant dimidiae imagines angelorum, quasi in eis cum alis suis sedentium. Sub quibus in ipsa rotunditate vasis fiant quatuor arcus in supremo modice producti, in quibus fiant quatuor evangelistae sive in specie angelorum, seu in figura animalium, inter quos arcus super ipsam oram rotunditatis ponantur quatuor capita leonum sive hominum

[1] ut [1781 und Wolfenb. Hs.]

fusilia, per quae catenae transeant. His ita pertractis cum ferri ductoriis et malleis, interius et exterius percutiantur donec omnino formentur, sicque limentur et radantur, ferrisque fossoriis fodiantur. Haec est superior pars thuribuli. Deinde percutiatur inferior cum suo pede in qua[1] fiant quatuor arcus, qui respondeant superioribus, in quibus sedeant quatuor flumina paradysi humana specie cum suis amphoris, quibus effundatur quasi species fluentis aquae. In angulis vero, quibus conjunguntur circuli, figantur capita leonum sive facies hominum de quibus supra diximus, ita ut in inferiori parte adhaereant facies in quibus firmentur catenae, et in superiori capilli vel comae, per quas transeant ipsae catenae. Quod si pes cum ipsa inferiori parte nequeat percuti, fiat singulariter sive ductili sive fusili opere, et imponatur cum solidatura argento et cupro mixta, de qua supra diximus. Lilium vero cui anulus imponendus est, et cui catenae superius infigendae sunt, fiat similiter ductili sive fusili opere, in quo formentur flores aut aviculae sive bestiolae secundum qualitatem inferioris operis. Hoc thuribulum si fuerit argenteum aut cupreum, poterit deaurari ordine quo supra. Quod si quis voluerit laborem apponere, ut thuribulum pretiosioris operis componat, similitudinem civitatis, quam vidit propheta in monte, hoc modo poterit exprimere.

Cap. LX. *de thuribulo fusili.*

Tolle argillam fimo mixtam et bene maceratam, et fac siccari ad solem, siccatamque comminue et diligenter cribra. Deinde cribratam aqua commisce et fortiter macera, et ex inde compone tibi duas massas ad magnitudinem quam vis thuribulum habere, unam inferiorem, alteram superiorem, quae altior erit; quae massae vocantur nuclei. Quos statim perforabis ligno in longitudine in quatuor costis aequaliter inciso, sicque siccabis ad solem. Post haec transduces eis ferrum, quod dicitur tornatile, longum et mediocriter gracile, quod sit in una summitate grossius et in tres costas percussum aequaliter, ac magis magisque gracile deductim usque in finem, in cujus grossiori parte imponetur aliud ferrum breve et curvum, sive lignum, cum quo possit circumverti. Deinde habebis duas columnellas ligneas super scamnum fixas et ab invicem sejunctas secundum longitudinem ferri, quae singulae habeant in anteriori parte singulos clavos similiter ligneos, ad mensuram palmi longos, et ad similitudinem gradus incisos, super quos ponetur lignum aliud rotundum, ita ut possit propius et longius removeri, super quod requiescat manus tornantis. His ita compositis inter duas ipsas columnas pone ferrum tornatile, quod nucleos continet, et coram te ad laevam manum sedente adiutore, qui circum-

[1] in quo [1781]

vertat illud, tornabis ferris acutis et latioribus ex omni parte usque ad aequalitatem, sicque formabis nucleos illos ut sibi conjungantur aequali latitudine et spissitudine in medio. Intercides vero inferiorem partem a medietate inferius, ita, ut latitudo superior duabus mensuris inferiorem superet, in qua formabis et pedem. Eadem quoque mensura intercides superiorem partem, cujus tamen altitudo tanta erit, ut ter intercidatur ad similitudinem lignei campanarii, ita ut quaelibet incisura sursum magis magisque gracilis sit. His ita tornatis eice ferrum, et cum cultello incide in latiori limbo superioris nuclei quatuor angulos usque ad incisuram, quae ei proxima est, ita ut in crucis modum formetur, et unumquodque cornu aequales habeat latitudines in tribus parietibus, sed altitudo contineat mensuram et dimidiam latitudinis, in qua etiam pinnacula ad similitudinem tectorum formabis; facies quoque in proxima turri octo costas, quatuor latiores, et quatuor strictiores, quas etiam rotundas facies, ita ut anguli latiorum promineant, et strictiorum cavi sint, ut sic rotunditas appareat, in quibus ad mensuram suam tecta convenientia formabis. Turrim vero penultimam eodem modo formabis, sic tamen ut rotundae costae super inferioris latas formentur, et inferioris rotundae sub superiorum latis aptentur. Superior vero turris octo costis aequaliter latis et absque tectis formetur. Haec erit superior pars thuribuli. Inferioris partis autem latior limbus, incisis angulis similiter in crucis modum formabis, ut superiori coaptetur, et inferior limbus in rotundum finiatur. His taliter aptatis tolle duo ligna ad longitudinem pedis et grossitudinem unius digiti, et attenuabis ea ad spissitudinem, qua caeram habere volueris, aliudque lignum tantae longitudinis rotundum et grossum ut hasta lanceae, et habebis ascellam latam longitudine pedis, et duabus ulnis longam et valde aequalem, super quam configes praedicta duo ligna, ita ut a se spatio dimidii pedis disjuncta lignum contra lignum aequaliter aptetur. Deinde tolle caeram puram quam igni appositam fortiter macerabis, sicque consideranter duo ligna super ascellam collocabis, prius aqua subposita ne adhaereant, et illud rotundum lignum madefactum utrisque manibus fortiter superducens secundum spissitudinem lignorum attenuabis. Et cum multas partes aequales cerae paraveris, sedens juxta ignem incide eas particulatim secundum spatia, quae in argilla thuribuli incideras, et unicuique spatio suam particulam modice calefactam aptabis, atque cum ferro ad hoc opus apto et calefacto circumsolidabis. Cumque hoc modo totum nucleum exterius cooperueris, accipe ferrum tenue ex utraque parte acutum in modum gracilis sagittae, cum parvula cauda ligneo manubrio infixa, et cum illo ex omni parte circumcides, et cum buxeo ligno

eodem modo formato planabis, et ut in nullo loco cera spissior sit sive tenuior quam in alio, procurabis. Deinde pertrahe in singulis frontibus singulos arcus, et in obliquis parietibus similiter, et sub singulis arcubus ex utraque singulas valvas, ita ut unaquaeque valva quartam partem spatii contineat, et duae partes in medio remaneant, in quibus spatiis pertrahes sub unoquoque arcu singulas imagines apostolorum, quae singulae teneant singulos breves in manibus, effigie qua volueris, quorum nomina scribes in limbo circa arcus. In spatiis vero triangulis, qui tectorum pinnas sustinent, formabis similitudines duodecim lapidum, disponens unicuique apostolo convenientem lapidem, secundum significationem nominis sui, quorum nomina scribes in inferiori limbo ejusdem spatii, et in singulis angulis juxta lapides facies singulas fenestellas. Haec erit similitudo de qua propheta dicit: Ab oriente portae tres, et ab occidente portae tres, et ab meridiano portae tres, et a septentrione portae tres. In quatuor autem angulis, qui sunt inter divisiones portarum formabis in caera singulas turriculas rotundas, per quas catenae transibunt. His ita dispositis facies in proxima superiori turri singulas imagines angelorum integras in quadrangulis spatiis, cum scutis et lanceis suis, quasi ad custodiam murorum stantes, et in rotundis turriculis formabis columnellas cum capitellis suis et basibus. Eodem modo facies in penultima turri, quae brevior est, dimidias imagines angelorum et pari modo columnellas. In superiori vero turri, quae gracilior erit, facies fenestras longas et rotundas, et in summitate turris propugnacula in circuitu, in quorum medio formabis agnum, et in capite ejus coronam et crucem, et circa dorsum ejus brevem arcum, in cujus summitate sit anulus, cui imponatur[1] media catena. Haec est superior pars thuribuli cum opere suo. Inferiori vero parte simili modo cooperta caera, formabis in singulis spatiis singulas imagines prophetarum cum suis brevibus, et aptabis unicuique apostolo convenientem prophetam, ut testimonia eorum, quae brevibus sunt inscribenda, sibi concordent. Circa prophetas vero non facies portas, sed tantum spatia earum[2] sint quadrangula, et in limbis[3] super capita scribantur eorum nomina. Facies quoque in angulis quatuor turres, in quibus catenae firmentur ut superioribus coaptentur. In inferiori vero rotundo spatio facies circulos quot potueris, vel volueris, in quibus formabis singulas imagines virtutum, dimidias specie feminea, quarum[4] nomina scribes in circulis. Ad postremum autem in fundo formabis pedem et tornabis, et omnia spatia circa imagines superius et inferius erunt[5] transforata. Deinde unicuique

[1] imponetur [Wolfenb. Hſ.] [2] eorum [1781 und Wolfenb. Hſ.] [3] in limbos [1781] [4] quorum [1781 und Wolfenb. Hſ.] [5] erant [1781; ebenſo Theophilus]

parti suis infusoriis atque spiraculis impositis, circumlinies diligenter argillam tenuem et siccabis ad solem, rursumque et tertio facies similiter; quae partes iam vocantur formae. Quas omnino siccatas pones ad ignem, et cum calefactae fuerint, caeram liquescentem funde in aquam, rursumque pone ad ignem, sicque facies donec caeram omnino eicias. Post haec in loco apto et aequali pones carbones grossos et frigidos, super quos stabilibis formas foraminibus inferius conversis, et circumpones eis lapides duros, qui resilire non possunt ad calorem ignis, et ordinabis eos lapidem super lapidem in similitudinem muri absque temperamento siccos, ita ut inter lapides multa foramina et parvula remaneant. Quibus ita compositis, altius quam formae sint spatio dimidii pedis, circumfunde carbones ardentes, ac deinde frigidos usque ad summum, et cave ut tanti spatii sit inter formas et lapides, ut carbones capere possit. Cumque carbones omnes incanduerint, interdum cum gracili lingno movendi sunt circumquoque per foramina inter lapides ut se conjungant, et calor ex omni parte aequalis sit. Et cum in tantum descenderint ut formas videre possis, iterum imple frigidis carbonibus usque ad summum, sicque tertio facies. Et cum videris formas exterius candescere, pone vas in ignem cum auricalco quod fundere volueris, et primum modice deinde magis magisque sufflabis, donec omnino liquefiat. Quo facto cum curvo ferro et ligno infixo diligenter commove, et vas in latus aliud converte, rursumque auricalco imple et liquefac sicque facies, donec vas plenum fiat. Quo facto cum curvo ferro denuo commovebis, et a carbonibus purgabis, et sufflatore fortiter flante cooperies magnis carbonibus. Deinde amotis lapidibus formas eicies ab igne, et argillam abundanter aqua perfusam atque in modum fecis attenuatam[1] cum panno diligenter circumlinies, sicque juxta fornacem, in quam fundis, fossa facta formas impone et terram circumquoque exaggera, et ligno inferius aequali crebrius inpingendo diligenter conprime. Statimque panniculum multipliciter complicatum et fisso ligno impositum prae manibus habeas, ejectoque vasculo ab igne cum forcipe curvato rostro, et panniculo apposito, qui sordes et favillas defendat, diligenter infunde. Hoc modo formis utrisque fusis sine sic stare, donec infusorium superius nigrescat; deinde remota terra et a fossis extractas repone in tuto loco, donec omnino frigeant, cavens summopere ne calidis formis aquam superiacias, quia interiores nuclei, si humorem persenserint, statim inflantur et omne opus disrumpetur. Cumque per se refrigeratis argillam removeris, diligenter circumspice, et si quid per negligentiam vel casu defuerit, locum illum circumlimando attenuabis,

[1] attenuatum [1781]

et apposita caera, nec non argilla superaddita, cum sicca fuerit, calefacies, sicque superfundes, donec rivo in partem decurrente, quod superfundis adhaereat. Quod cum respexeris, si minus fuerit firmum, cum combustione vinitreae petrae, et limatura ex mixtura argenti et cupri, sicut praescripsimus, solidabis. Post haec diversis limis quadrangulis, triangulis, atque rotundis campos omnes primo translimabis, deinde ferris fossoriis fodies, et rasoriis rades, ad ultimum sabulo cum lignis in summitate modice conquassatis undique purgatum opus deaurabis.

Cap. LXI. *de catenis.*

Catenas facturus primum trahe fila subtilia sive grossiora in cupro sive argento, et circumflecte cum subula in tribus auriculis, aut quatuor, vel quinque, sive sex, secundum grossitudinem quam volueris, ad mensuram uniuscujusque thuribuli minoris sive majoris. Et cum omnes catenas unius thuribuli in unam partem plexueris, tolle lignum tenue ex quercu sive fagineo, et fac in eo multa foramina cum gracili ferro rotundo et calido, per quae foramina catenam igne recoctam et refrigeratam transduces et denuo recoques, rursumque per aliud foramen transduces et recoques, sicque tam diu facies, donec per omnia aequaliter sit grossum et rotundum. Deinde incide ipsam catenam per partes ad quantitatem thuribuli, mediam partem breviorem, et reliquas longiores, aptatisque foraminibus in summitatibus utrisque catenarum, obfirmabis eas, quae longiores sunt, in inferiore parte thuribuli clavis firmis et transductis, compositae per superiorem partem impones anulos parvulos, cum quibus aptabis et obfirmabis eas ad lilium inferius, per quod manu gestari debet cum magno anulo eidem superius imposito. Mediam vero catenam, quae brevior est, obfirmabis clavo in superiori parte thuribuli in uno capite, et alterum imposito anulo aptabis inferius sub lilio; et sic procurabis ut thuribulum ex omni parte aequaliter pendeat. Possunt etiam eodem modo et ordine, quo praediximus, thuribula diversae formae et diversi operis percuti et fundi in auro et argento atque auricalco. Sed magnopere cavendum est, ut auricalcum, quod deaurari debet, omnino purum sit et purgatum a plumbo propter diversa infortunia, quae deaurantibus evenire solent. Quod auricalcum si vis componere, primo naturam cupri, ex quo efficitur, disce.

Cap. LXII. *de cupro.*

Cuprum in terra nascitur. Cujus vena cum invenitur, summo labore fodiendo et frangendo acquiritur. Est enim lapis colore viridis ac durissimus et plumbo naturaliter mixtus. Qui lapis abundanter effossus imponitur rogo et comburitur in modum calcis, nec tamen mutat colorem, sed duritiam amittit ut confrangi

possit. Deinde minutatim confractus imponitur fornaci, et follibus atque carbonibus adhibitis incessanter die ac nocte conflatur. Quod ipsum diligenter et caute fieri debet; idem ut in primo carbones imponantur, deinde lapidis minutiae superfundantur, rursumque carbones et denuo lapides;[1] sic fiat donec ad capacitatem fornacis sufficiat. Cumque lapis coeperit liquefieri per cavernulas quasdam plumbum effluit et cuprum intro remanet. Quod cum diutissime conflatum fuerit, refrigeratur et eicitur; rursum aliud imponitur eodem ordine. Huic cupro taliter fuso quinta pars stagni, et conficitur metallum, quo campanae funduntur. Invenitur etiam genus lapidis subcrocei coloris, et interdum rufus, qui calamina dicitur, qui non confractus, sed ita ut effoditur, lignis congestis et abundanter succensis imponitur, et donec omnino candeat comburitur. Qui lapis post haec refrigeratus et minutissime confractus miscetur carbonibus omnino comminutis, et supradicto cupro commiscetur in fornace, quae hoc modo componitur. Stant quatuor lapides in modum crucis, a se longitudine unius pedis separatim, partim in terra firmati, sed altitudine pedis unius super terram aequaliter prominentes, et omnes in superiori parte aequales. Super hos lapides ponuntur quatuor ferri quadranguli grossitudine unius digiti, et longitudine ut possint ab uno lapide ad alterum protendi. Inter hos medii ponuntur alii ferri ejusdem mensurae, aequali spatio, idem latitudine trium digitorum a se separati, super quos etiam in transverso ponuntur alii forma et mensura inferiorum aequali, ita ut foramina videantur esse quadrangula. His ita distinctis, super ipsos ferros ponatur argilla fortiter macerata et fimo equi commixta spissitudine trium digitorum, ita ut ipsis ferris atque lapidibus ex omni parte adhaereat, et ita sit, quasi lares rotunda super lapides jaceat. Deinde cum rotundo ligno in spatiis inter ferros foramina fiant per omnia quanto possint ampliora; et sic diligenter siccetur.

Cap. LXIII. *de fornace.*

Deinde ab ipso lare sursum fiat murus cum minutis lapidibus, et eadem argilla in modum ollae, ita ut a medietate superius aliquantulum strictior sit, et fiat altior quam latitudo sit, atque cum ligaminibus ferreis quinque aut quatuor circumligetur, et eadem argilla interius et exterius diligenter illiniatur.[2] Quo facto imponantur carbones ardentes commixti extinctis, et mox ventus per inferiora foramina ingrediens absque flatu follis educit flammas, et quicquid metalli imponitur statim per se liquescit. Deinde hoc modo componantur vascula huic operi necessaria.

[1] lapidis; [1781 und Wolfenb. Hs.]   [2] illinietur. [1781 und Wolfenb. Hs.]

Cap. LXIV. *de compositione vasorum.*

Tolle fragmina veterum vasorum, in quibus ante cuprum sive auricalcum fusum fuerat, et super lapidem minutatim confringe. Deinde terram, ex qua fiunt ollae, cujus genera sunt duo; unum album, aliud grisium; ex quibus album valet ad colorandum aurum, aliud vero ad haec vasa componenda: et cum diutissime contriveris, hanc crudam terram in mensura commisces alteri, idem conbustae, quam primum triveras, hoc modo. Accipe vasculum quodcunque et imple illud bis ex cruda terra, et ter ex cocta,[1] ita ut duae partes sint crudae et tres coctae, et ponens simul in vas magnum perfunde aqua tepida, et malleis ac manibus fortiter macera, donec omnino in se tenax sit. Deinde accipe lignum rotundum et incide illud ad mensuram, quam volueris habere vas secundum quantitatem fornacis, et super illud formabis vasculum unum, et formatum mox circumlinies cineribus siccis, et sic juxta ignem pone donec siccetur. Hoc modo conpone vasa quot volueris. Cumque diligenter siccata fuerint, pone in fornacem tria vel quatuor aut quinque, in quantum fornax capere possit, et circumfunde carbones.

Cap. LXV. *de compositione aeris.*

Cumque canduerint, tolle calaminam, de qua supra dixi, cum carbonibus minutissime tritam, et in singulis vasculis quasi ad sextam partem pone, et eam penitus cupro supradicto imple et carbonibus operi. Interdum etiam cum ligno gracili et recurvo foramina inferius inpinge, ne forte obstruantur, ut et favillae exeant ventusque magis ingrediatur. Cum vero cuprum omnino liquefactum fuerit, tolle ferrum gracile, longum et curvum, ligneoque manubrio infixum, et diligenter commove, ut calamina cupro commisceatur. Deinde forcipe longo vascula singula modicum eleva et a locis suis paululum remove, ne forte lari adhaereant, rursumque in omnibus ut prius calaminam pone, et cupro reple atque carbonibus operi. Cumque denuo penitus liquefactum fuerit, rursumque diligentissime commove, et cum forcipe vas unum eiciens, sulcis in terra fossis totum effunde, vasque in suo loco repone. Et mox calaminam ut prius impone, cuprumque quod effudisti, quantum capere possit, superpone. Eoque ut prius liquefacto commove et calaminam repone, atque effuso cupro reple et sine liquefieri. Sic singulis vasis facito. Cumque per omnia penitus fuerit liquefactum atque diutissime commotum, effunde ut prius, et serva donec opus habueris. Haec commixtio vocatur aes, unde caldaria, lebetes et pelves funduntur, sed non potest deaurari, quando ante commixtionem cuprum non fuit penitus a plumbo

[1] ter excocta, [1781]

purgatum. Deinde facturus auricalcum, quod possit deaurari, sic incipe.

Cap. LXVI. *de purificatione*[1] *cupri.*

Tolle patellam ferream cujus magnitudinis volueris, et lini eam interius et exterius argilla fortiter macerata et mixta, et diligenter exsicca. Deinde pone eam ante fornacem ferrarii super carbones, ita ut cum folles flaverint, ventus partim intus partim superius procedat et non inferius. Et circumpositis minutis carbonibus, aequaliter inpone cuprum, et superadde carbonum congeriem. Quod cum diu sufflando fuerit liquefactum, discooperi[2] et mox minutam carbonum favillam super illud proice, et cum gracili ligno et sicco quasi miscendo commove, videbisque statim plumbum conbustum ipsi favillae quasi gluten adhaerere. Quo ejecto iterum carbones superpone, et ut primo diu sufflans rursumque discooperi[2], et tunc fac ut ante fecisti. Quod tam diu facies donec plumbum omnino excoquendo eicias. Deinde infunde super infusorium, quod ad hoc aptaveris, et sic probabis si bene purum sit. Tene illud cum forcipe prius quam refrigeretur, sed ita candens, et percute grandi malleo super incudem fortiter, et si frangitur aut finditur, denuo oportebit te illud liquefieri sicut prius. Si vero sanum permanserit, refrigerabis in aqua, et aliud eodem modo coques. Hoc cuprum vocatur torridum. Ex hoc cupro quicquid facere volueris ductili opere, in imaginibus, bestiis et avibus, in thuribulis et diversis vasis, in limbis tabularum, in filis et catenis, ad deaurandum operari poteris. Ex hoc cupro perfice auricalcum cum adjectione calaminae, eodem modo quo superius aes caldariorum composuisti. Quod cum quater aut quinquies recoxeris in vasculis furno impositis, quicquid ex inde in diversorum operum varietate fuderis, optime deaurare poteris.

Cap. LXVII. *qualiter deauretur auricalcum.*

Deauraturus igitur thuribulum ex auricalco, fac eodem modo sicut superius deaurasti auriculas argentei calicis, sed cum majori cautela, quia argentum et simplex cuprum facilius deaurari possunt quam auricalcum. Debet enim morosius et diligentius invivari et spissius deaurari, et frequentius lavari, et diutius siccari. Quod cum coeperit croceum colorem trahere, si videris albas maculas inde exire, ut nolit aequaliter siccari, haec est culpa calaminae, quod non fuit aequaliter commixta, sive plumbi, quod cuprum non fuit purgatum et excoctum, quod sic emendabis. Tolle smigma et pone in vasculum mundum et infunde ei aquam et digitis tuis quasi lavando commisce diligenter, donec fiat quasi fex cerevisiae, atque cum setis porci linies illud aequaliter per omnia super de-

[1] de purificationi [1781] [2] disco operi [1781]

auratum thuribulum. Deinde pone super carbones, et tam diu calefac, donec confectio illa incipiat nigrescere, et sic elevans cum forcipe per omnia diligenter asperges[1] aqua, sicque lavabis, et cum filis ex auricalco, sicut supra dictum est, polies. Quo facto rursum circumfricabis cum confectione vinei lapidis, et vivo argento, et denuo deaurabis propter calorem carbonum, qui saepius in illud mittuntur, ne forte si tenue deauratum fuerit ipsum aurum comburatur, sicque iterum polies cum filis, ac denuo super carbones ponens diutius calefacies, donec rubeum colorem trahat, et mox refrigerabis in aqua, et cum ferris aequalibus et ad hoc aptis polies, sicque cum atramento combusto incolorabis ut praediximus.

Cap. LXVIII. *qualiter separetur aurum a cupro.*

Quod si aliquando vasa cuprea seu argentea deaurata fregeris, vel aliud quodlibet opus, hoc ordine aurum[2] adquirere poteris. Tolle ossa cujuscumque animalis, quae per plateam inveneris, et conbure, quae refrigerata minutatim tere, et tertiam partem cinerum ex phago commisce, et fac testas sicut in purificando argento superius diximus, quas igne sive sole siccabis. Deinde aurum a cupro diligenter abrades, et ipsam rasuram complicabis in plumbo tenue percusso, atque una ex testis illis coram fornace prunis imposita, iam calefactam ipsam complicaturam plumbi cum rasura impones, et superjectis carbonibus conflabis. Cumque liquefactum fuerit, eo modo quo solet argentum purificari, interdum prunas amovendo et plumbum addendo, interdum retegendo et morose flando combures, donec cupro penitus absumpto, purum aurum appareat.

Cap. LXIX. *quomodo separetur aurum ab argento.*

Cum raseris aurum de argento, imponas ipsam rursum rasuram in vasculum, in quo solet aurum et[3] argentum liquefieri, et superinprime panniculum lineum, ne forte quid inde eiciatur vento follis, atque coram fornace ponens liquefac, et mox fragmina sulphuris impone, secundum quantitatem ipsius rasurae, et cum carbone gracili diligenter commove, donec fumus eius cesset; statim infunde in ferrum infusorium. Deinde super incudem leviter percute, ne forte quid inde resiliat illius nigri, quod sulphur combussit, quia ipsum est argentum. Non enim sulphur auri quicquam consumit, sed solum argentum, quod taliter ab auro separat, quodque diligenter servabis. Rursumque in eodem vasculo sicut prius liquefac ipsum aurum et adice sulphur. Quo commoto atque effuso, quod nigrum fuerit frange et serva, sicque facies donec aurum purum appareat. Deinde omne illud nigrum, quod servasti dili-

[1] aspergens [1781] aspergensque [Wolfenb. Hs.] [2] aurum [fehlt 1781 und Wolfenb. Hs.]
[3] vel [Wolfenb. Hs.]

genter, compone super testam compositam ex osse et cinere, et adice plumbum, sicque combure, ut recipias argentum tuum. Quod si ad usum nigelli servare volueris, prius quam combures adde ei cuprum et plumbum secundum mensuram superius memoratam, et confunde cum sulphure.

Cap. LXX. *quomodo denigretur cuprum.*

De cupro supradicto, quod rubeum dicitur, fac tibi laminas attenuari, quantae longitudinis et latitudinis velis. Quas cum incideris et aptaveris operi tuo, pertrahe in illis flosculos sive bestiolas, aut aliud quod volueris, et fode cum gracili ferro fossorio. Deinde tolle oleum, quod fit de semine lini, et cum digito superlinies per omnia tenue, atque cum penna anseris aequabis, et tenens cum forcipe pones super prunas ardentes. Cumque modicum incaluerit, et oleum liquefactum fuerit, denuo cum penna aequabis rursumque impones prunis, sicque facies donec exsiccetur. Quod si videris per omnia aequaliter esse, mitte super carbones valde ignitos, et tam diu jaceat donec omnino cesset fumare. Et si satis nigrum fuerit, bene; sin autem, valde parum olei cum penna super calidum ita linies, aequatumque denuo conflatis carbonibus superpone, faciens sicut prius. Cumque refrigeratum fuerit, non in aqua sed per se, cum ferris rasoriis valde acutis rade diligenter flosculos, ita ut campi remaneant nigri. Si vero litterae fuerint, in tuo sit arbitratu,[1] utrum eas volueris esse nigras an deauratas. Cum vero lamina diligenter rasa fuerit, statim invivabis eam cum confectione vinicii lapidis et vivo argento, et mox deaurabis, deauratamque non extingues in aqua, sed per se refrigerabitur, poliesque sicut supra dictum est, et eodem modo colorabis.

Cap. LXXI. *de opere interrasili.*

Attenuato tibi laminas ex eodem cupro sicut superius, sed spissius, quas pertractas quocumque volueris opere fodies ut supra. Deinde habeas ferros graciles et latiores secundum quantitatem camporum, qui sint in una summitate tenues et acuti, in altera obtusi, qui vocantur meizel; ponensque laminam super incudem, campos omnes perforabis cum supradictis ferris percutiens cum malleo. Cumque omnes campi tali modo fuerint perforati, cum limis parvulis aequabis eos per omnia usque ad tractos. Quo facto deaurabis et polies laminam, ut supra. Eodem modo fiunt tabulae, et laminae argenteae super libros cum imaginibus, floribus atque bestiolis et avibus, ex quibus pars deauratur, videlicet coronae imaginum et capilli atque vestimenta per loca, atque pars remanet argentea. Fiunt etiam et laminae cupreae et fodiuntur, et denigrantur ac raduntur; deinde in patellam liquefacto stagno mittuntur,

[1] arbitrio, [Wolfenb. Hs.]

ut rasurae albae fiant, quasi deargentatae sint. Ex his ligantur cathedrae pictae, et sedilia atque lecti, ornantur etiam libri pauperum.

Cap. LXXII. *de opere punctili.*

Fiunt etiam laminae de cupro, modo quo superius, et fodiuntur gracili opere imaginum, florum, sive bestiarum, et ita disponitur opus, ut campi parvuli sint, deinde purgantur cum subtili sabulo, et cum ferris ad hoc opus aptis poliuntur[1] et incolorantur. Post haec ferro punctorio punctatur, quod hoc modo formatur. Ex chalybe fit ferrum ad mensuram digiti longum, in una summitate gracile, in altera grossius. Quod cum in graciliori parte aequaliter limatum fuerit, cum subtilissimo ferro et malleolo percutitur in medio ejus subtile foramen, deinde circa ipsum foramen diligenter limatur, donec ora ejus in circuitu aequaliter acuta fiat, ita ut quocunque percutiatur brevissimus circulus appareat. Post haec ipsum ferrum modice calefactum, ut vix candescat, temperetur in aqua. Deinde tene ipsum ferrum sinistra manu et malleolum dextra, sedeatque puer ante te qui laminam teneat super incudem, et aptet in locis illis in quibus percussurus es, sicque mediocriter percutiens super ferrum cum malleolo[2] imple campum unum subtilissimis circulis quanto propius possis conjungere unum alteri. Impletis campis omnibus in hunc modum pone laminam ipsam super prunas candentes donec percussiones illae fulvum colorem recipiant.

Cap. LXXIII. *de opere ductili.*

Percute tabulam auream sive argenteam quantae longitudinis et latitudinis velis ad elevandas imagines. Quod aurum vel argentum, cum primo fuderis, diligenter circumradendo et fodiendo inspice, ne forte aliqua vesica sive fissura in eo sit, quae saepe contingunt ex incuria, sive negligentia vel ignorantia aut inscitia fundentis, cum aut nimis calidum, aut nimis festinato, aut nimis productim effunditur. Cumque considerate et caute fuderis, si huiusmodi vitium in eo deprehenderis, cum ferro ad hoc apto diligenter effodies, si possis. Quod si tantae profunditatis vesica sive fissura fuerit, ut effodere non possis, rursumque oportebit te fundere, et tamdiu donec sanum sit. Quod cum fuerit, provide, ut incudes et mallei tui omnino aequales et politi sint, cum quibus operari debes, et omni diligentia procura, ut tabula aurea vel argentea ita aequaliter ex omni parte attenuetur, ut in nullo loco spissior[3] sit quam in alio. Cumque sic attenuata fuerit ut unguis impressus[4] vix ex altera parte appareat, et omnino sanissima, statim

[1] poliuntur sicque deaurantur rursumque poliuntur [Theophilus] [2] meleolo [verdruckt 1781]
[3] spissius [1781] [4] impressis [1781]

pertrahe imagines quot volueris secundum libitum tuum. Pertrahes autem in ea parte, quae sanior et decorior videtur, leniter tamen et sic ex altera parte modice appareat. Deinde cum curvo ferro bene polito fricabis leniter caput imprimis, quod altius[1] debet esse, sicque convertens tabulam in recta parte fricabis circa caput cum ferro aequali et polito, ita ut caput descendat, caput elevetur, et statim circa ipsum caput cum malleo mediocri super incudem percuties leniter,[2] sicque coram fornace superpositis carbonibus in ipso loco recoques, donec candescat. Quo facto et tabula per se refrigerata, iterum in inferiore parte cum curvo ferro fricabis leniter et diligenter fossam capitis interius, convertensque tabulam in superiori parte denuo cum aequali ferro fricabis et depones campum ut monticulum capitis elevetur, rursumque cum malleo mediocri circa ipsum leniter percutiens, appositis carbonibus recoques[3]; sic saepe facies diligenter elevando interius et exterius, et crebro percutiendo, totiensque recoquendo donec monticulus ille ducatur ad altitudinem trium digitorum aut quatuor, sive plus vel minus secundum quantitatem imaginum. Si autem ipsum aurum vel argentum adhuc aliquantum spissum[4] est, poteris interius cum longo malleo et gracili percutere et attenuare si opus fuerit. Quod si duo capita, vel tria seu plura in tabula esse debeant, circa unumquodque ita facere debes sicut dixi; usque ad altitudinem quantam volueris. Deinde cum pertractorio ferro designa corpus vel corpora imaginum, et ita deducendo et interdum percutiendo elevabis ea, quantum libuerit; hoc tamen procurans ut caput semper altius sit. Post haec designabis nares et oculorum supercilia, os et aures, capillos et oculos, manus et brachia, caeterasque vestimentorum umbras, scabella et pedes, et sic interius cum minoribus curvis ferris elevabis leniter et diligenter, summopere cavens ut non rumpatur opus aut perforetur. Quod si ex ignorantia vel negligentia contigerit, hoc modo solidari debet. Tolle ipsius auri vel argenti modicum, et admisce tertiam partem cupri, fundensque pariter limabis subtiliter, combustoque vinicio[5] lapide, et addito sale commiscebis aqua, ex quo tenuiter liniens, fracturam supersparge limaturam. Qua siccata denuo confectionem superlinies spissius, et sic inferius et superius admotis carbonibus leniter flabis, donec videas solidaturam diffluere. Quod videns statim asperge leniter aqua, et si firmum fuerit, bene; sin autem, denuo similiter fac usque dum firmum fiat. Si autem fractura lata fuerit, diligenter conjunge ei particulam ejusdem auri vel argenti aequaliter tenuem, quam soli-

[1] alterius [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] leuiter, [Wolfenb. Hs.] [3] recoquas [Wolfenb. Hs.]
[4] spissum [Wolfenb. Hs.] spissium [1781, unmittelbar vorher als Kustode jedoch] spissius
[5] vicinioque [1781]

dabis eodem modo, donec ex omni parte adhaereat. Cumque elevatura imaginum perducta fuerit usque ad subtiles tractus, si aurum fuerit, statim facies eos et polies diligenter atque colorabis cum atramento usque ad ruborem combusto, et sale, ut supra in opere calicis. Si vero argentea fuerit tabula, et volueris in ipsis imaginibus deaurare coronas, capillos et barbas, et partes vestimentorum, hoc oportet fieri prius, quam subtiles tractus fiant, hoc modo. Compone duas partes argillae simplicis,[1] subtiliter tritae, et tertiam salis, et in vasculo commisce cum fece cerevisiae mediocriter spissae, qua confectione cooperies omne argentum quod volueris ut album remaneat, et quod deaurandum[2] est, maneat intectum. Quod cum siccaveris super prunas, deaurabis loca singula diligenter sine aqua, deaurataque lavabis et polita incolorabis. Deinde cum carbonibus subtiliter tritis et lignis gracilibus et grossioribus fricabis diligenter, donec per omnia aeque clarum sit. Post haec et in auro et argento fac subtiles tractus, quos et faciendo pariter polies, donec ad perfectionem perducas.[3] Cum vero tabulas illas aureas vel argenteas pleniter elevatas atque politas configere volueris, tolle caeram et liquefac in vase fictili vel cupreo, atque commisce ei tegulam subtiliter tritam sive sabulum, ita ut sint hujus duae partes et cerae tertia. Quod cum pariter liquefactum fuerit cum cochleari ligneo fortiter commovebis et inde implebis omnes imagines in auro et argento, sive cupro, vel quodcunque in his elevatum fuerit, et refrigeratum confige ubi velis. In cupreis vero tabulis eodem modo attenuatis simile opus fit, sed majori virium instantia et diligentia, quo durioris naturae est. Quod opus cum pervenerit ad subtiles tractus, debet in exteriori parte purgari cum laneo panno et sabulo, donec nigra cutis auferatur, et sic deaurari atque poliri, perfectis tractibus incolorari, et praedicta confectione impleri.

Cap. LXXIV. *de opere quod sigillis imprimitur.*

Fiant ferri ad mensuram unius digiti spissi, tribus digitis et quatuor lati, longitudine pedis unius, qui sanissimi debent esse, ut in eis nulla sit macula, nulla fissura in superiori latere. In his sculpantur in similitudine sigillorum limbi graciles et latiores, in quibus sint flores, bestiae, et aviculae sive dracones concatenati collis et caudis, et non sculpantur profunde nimis, sed mediocriter ac studiose. Deinde attenuabis argentum multo tenuius quam ad elevandum quantae longitudinis volueris, atque purgabis cum carbonibus subtiliter tritis et panno, ac polies cum creta desuper rasa. Quo facto conjunge argentum cuicunque limbo, positoque ferro super incudem ita ut sculptura superius sit, ac superlocato ei ar-

[1] simplices, [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] deauratum [1781 und Wolfenb. Hs.] [3] perduces. [1781]

gento desuper pone plumbum spissum, percutiesque cum malleo fortiter, ita ut plumbum inpingat argentum tenue in sculpturam tam valide, ut omnes tractus in eo pleniter appareant. Quod si lamina longior fuerit trahe eam de loco ad locum, et conjunctam ferro cum forcipe aequaliter tene, ut una parte percussa, alia percutiatur, sicque fiat donec lamina tota impleatur. Hoc opus satis utile est circa limbos in fabricandis tabulis altarium, in pulpitis, in sanctorum corporum scriniis, in libris et in quibuscunque locis opus fuerit, quando elevatura decora est et subtilis, et leviter fit; fit etiam in cupro hujusmodi opus quod simili modo attenuatur, purgatur et deauratur atque politur, quod ferro superpositum, ita ut deauratura vertatur ad ferrum, plumbo superposito percutitur donec tractus appareant. Sculpitur quoque in ferro, modo supradicto, imago crucifixi domini, quae cum argento vel cupro deaurato inpingitur, et fabricantur inde phylacteria, idem capsellae reliquiarum et scriniola sanctorum; fit etiam sculptura imaginis agni dei in ferro, et imagines quatuor evangelistarum, quibus auro vel argento impressis ornantur scyphi ligni preciosi, stante rotula agni in medio scyphi, quatuor evangelistis in modum crucis in circuitu, et procedentibus quatuor limbis ab agno usque ad quatuor evangelistas, fiunt imagines pisciculorum et avium atque bestiarum, quae figuntur per reliquum scyphi campum, praebentes ornatum multum; fit etiam imago majestatis eodem modo, aliaeque imagines, cuiusque formae sive[1] sexus, quae impressae auro vel argento seu cupro deaurato, plurimum decoris praestant locis, quibus imponuntur, propter sui subtilitatem et operositatem; fiunt et imagines regum et equitum eodem opere in ferro, ex quibus auricalco hispanico impressis ornantur pelves, quibus aqua in manibus funditur, eodem modo quo ornantur scyphi auro et argento cum suis limbis eiusdem metalli, in quibus stant bestiolae vel aves et flosculi, qui tamen configuntur,(*) sed stagno solidantur.

Cap. LXXV. *de clavis.*

Fiunt autem clavi ferrei longitudine unius digiti, in una summitate grossiores, in altera graciliores, in qua etiam chalybe solidandi sunt, quorum unus limetur quadrangulus, alius triangulus, tertius rotundus, secundum convenientem grossitudinem. Deinde sculpantur in eis flosculi eodem modo, quo supra, ita ut ora ferri circa flosculum acuta fiat.[2] Cumque valde attenuatum fuerit argentum sive cuprum deauratum, vel auricalcum in superiori parte, polies sicut supra; in inferiori superstagnes valde tenue cum ferro,

(*) Fortassis legendum *non finguntur.*

[1] sit [1781 und Wolfenb. Hſ.] [2] fiant. [1781]

quo fenestrae solidantur, ponesque plumbum spissum super incudem et desuper argentum,[1] sive cuprum deauratum, ita ut deauratura superius sit, et stagnum inferius sit; sumptoque uno ex ferris, quale velis, junge sculpturam ad argentum, percutiesque cum malleo ita ut sculptura appareat, et cum acuta ora ferri in circuitu incidatur. Quod cum per totum argentum feceris, serva tibi flosculos omnes, quia illi erunt capita clavorum, quorum caudas hoc modo facies. Commisce duas partes stagni, et tertiam plumbi, et percute illud gracile et longum, deinde pertrahe per foramina ferri, in quo fila trahuntur, ita ut longissimum filum fiat, et non gracile nimis fiat sed mediocre. Post haec fac tibi ferrum gracile, longitudine pedis unius dimidii, quod in una summitate sit modice latum, ad mensuram unguis, et mediocriter cavum, et altera summitas infigatur ligneo manubrio. Deinde sedens juxta fornacem ad hoc opus aptam, ante quam stet vasculum cupreum cum cera liquefacta, tenensque sinistra manu manubrium[2] illius gracilis ferri in latiori parte calefacti, in dextra vero filum stagneum quasi globum involutum, cujus caput facies in cera liquefacta humidum ponensque super unum ex flosculis, in ea ubi stagnum est, ita ut haereat, levabis et pones in fossulam ferri candentis tenebisque donec liquefiat, statimque removebis utrumque ab igne, incidesque filum cum forcipe secundum longitudinem quam vis habere caudam clavi. Sicque facies donec expendas in huiusmodi clavis argentum illud cuprumque deauratum. Cumque clavorum copiam habueris et eos configere volueris in corrigiis ascensoriis sellae equi, sive circa capitium freni, primum cum subula fac foramina, et sic impone clavos ordinatim, ita ut sint tres aurei, tres argentei, rursumque tres aurei, et simili modo per totum. Si vero duos ordines vel tres habere volueris, pone semper unum argenteum, et alterum aureum per omnia, sicque ponens corrigiam cum capitibus super tabulam ligneam aequalem, confige caudas cum mediocri malleo; fiunt etiam eodem modo[3] clavi ex auricalco sed spissiores, quorum caudae cupreae solidantur interius stagno puro eodem modo. His configuntur vaginae cultellorum, et coria super libros, multaque hujusmodi.

Cap. LXXVI. *de solidando auro et argento pariter.*

Purificatur argentum pondere duodecim nummorum, et percutitur strictim longitudine dimidii digiti minoris, deinde percutitur aurum coctum pondere unius nummi eadem latitudine et longitudine, atque consolidantur haec duo praescripta solidatura auri, donec omnino sibi invicem adhaereant, sicque insimul percutiantur

[1] argentatum, [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] manubrium [fehlt 1781 und Wolfenb. Hs.] [3] opere [Wolfenb. Hs.]

usque dum tenuissima lamina fiat. Hoc opus videtur, quasi argentum in una parte deauratum sit, nec posset cum duobus aut tribus nummis auri tantae longitudinis lamina tam fulgide deaurari. Ex hac lamina fiunt limbi, modo quo superius impressi ferro. Inde etiam inciduntur subtiles corrigiae,[1] et in serico filando circumtorquentur, unde texuntur aurifrigia apud pauperes eodem modo quo apud divites ex auro puro.

Cap. LXXVII. *de opere ductili, quod sculpitur.*

Percute tabulam cupream quantae latitudinis et longitudinis volueris, sic spissam ut vix plicari possit, et sit sanissima ab omni fissura et macula, et pertrahe in ea imaginem, quam volueris. Deinde percute in loco capitis fossam cum mediocri malleo rotundo in inferiori parte, et ex superiori parte cum tenui malleo in circuitu, sicque recoques in prunis. Qua refrigerata per se, facies per totam imaginem cum malleis sicut fecisti in tenui cupro cum curvis ferris[2] et aequalibus, semper ex utraque parte diligenter deducendo et frequenter recoquendo. Cumque elevaveris imaginem quam alte volueris, accipe ferros ad mensuram palmi longos, in una summitate grossiores, super quos possit cum malleo percuti, et in altera graciliores, tenues et rotundos atque subtiles, quos ad hoc opus aptaveris, et sedente coram te puero hujus artis docto, tene sinistra manu tabulam, et dextera ferros puero desuper feriente cum mediocri malleo, designabis oculos et nares, capillos et manuum digitos, pedum articulos, et omnes tractus vestimentorum in superiori parte, ita ut interius appareant, ubi etiam cum eisdem ferris percuties, ut exterius eleventur tractus. Quod cum tam diu feceris donec omnino formetur, cum ferris fossoriis et rasoriis fodies circa oculos et nares, os et mentum et aures, designabisque capillos et omnes subtiles tractus vestimentorum, et ungues manuum et pedum. Quo facto, si volueris coronas imaginum ornare gemmis, electro atque margaritis, statim operare singulas partes in auro cum filis et solidatura, sicut superius in opere calicis, et adjungens vnamquamque loco suo, fac foramina, per quae configi debent, videlicet sub majoribus gemmis, et in cupro aequaliter, sicque deaurabis tabulam et polies eam in primis cum filis ex auricalco sicut supra, deinde cum ferris aequalibus, sicque colorabis et configes auri partes vnamquamque in suo loco, imponesque gemmas et circumligabis margaritas. Eodem modo si facultas in censu fuerit, potes in auro et argento facere imagines super libros evangeliorum et missales, et bestiolas atque aviculas ac flores super sellas equestres matronarum exterius. Fiunt etiam eodem opere, in scyphis aureis sive argenteis vel scutellis, in medio equites

[1] corrigae, [1781 und Wolfenb. Hs.] [2] ferreis [1781 und Wolfenb. Hs.]

contra dracones sive leones vel gryphes pugnantes, imago Samsonis vel David ora leonum confringentes, leones quoque simplices et gryphes, idem singuli singulas pecudes suffocantes, sive aliud quod libuerit, quodque secundum operis quantitatem decens vel aptum fuerit.

Cap. LXXVII. *de purganda antiqua deauratura.*

Tolle smigma et pone in pelve, sive in alio vase mundo, et superfunde ei aquam, atque digitis tuis commisce donec sit sicut fex spissum, ita ut ubicumque superponatur non possit fluere. Deinde cum setis porci linies illud diligenter super vetustam deauraturam in cupro sive argento, quae fulgorem suum perdiderit, sic ut omnino cooperiatur,[1] et sines ita permanere per diem et noctem. Secunda vero die aqua lavabis cum eisdem setis semel et iterum, ac tertio perfundes[2] limpida aqua, videbisque fulgere eam sicut placuerit oculis tuis.

(*) Cap. LXXV. *de purgando auro et argento.*

Si aurum et argentum laminis attenuatum atque clavis alicubi confixum denigratum vetustate fuerit, tolle carbones nigros et minutissime tere eos atque per pannum cribra, sumensque pannum lineum sive laneum madefactum in aqua, pones super ipsos carbones, elevansque fricabis diligenter per omnia aurum et[3] argentum, donec omnem nigredinem auferas, sicque lavabis aqua, et sole sive igne vel panno siccabis; deinde tolle cretam candidam et minutissime rade in vase, et cum lineo panno ita siccam fricabis super ipsum aurum vel argentum tamdiu, donec pristinum fulgorem recipiat. Eodem modo vasa purgantur.

Cap. LXXVI. *de organis.*

Facturus organa primum habeat lectionem mensurae, qualiter metiri debeant fistulae graves et acutae et superacutae; deinde faciat[4] sibi ferrum longum et grossum ad mensuram, qua vult esse fistulas, quod sit rotundum, in circuitu summa diligentia limatum et politum, in una summitate grossius et modice attenuatum, ita ut possit imponi in alterum ferrum curvum per quod circumducatur, juxta modum ligni, in quo volvitur runcina, et in altera summitate gracile,[5] secundum mensuram inferioris capitis fistulae, quod conflatorio debet imponi. Deinde attenuetur cuprum purum et sanissimum, ita ut unguis impressus ex altera parte appareat, quod cum fuerit secundum mensuram ferri limatum et incisum ad longiores fistulas, quae dicuntur graves, fiat secundum praeceptum lectionis foramen, in quo plectrum imponi debet, et circumradatur

(*) Hic incipit in nostro Codice manus recentior.

[1] cooperietur, [1781 und Wolfenb. Hſ.] [2] perfundas [1781 und Wolfenb. Hſ.] [3] uel [Wolfenb. Hſ.] [4] faceat [1781] [5] gracili, [1781]

modice ad mensuram fistulae, atque superlineatur stagnum cum ferro solidatorio, radaturque in una ora longitudinis interius, et[1] in altera ora exterius eadem mensura, et superstagnetur tenue. Quae stagnatura, priusquam fiat *casiteactus* noviter facti, modice calefacto cupro lineatur cum resina abietis, ut stagnum levius et citius adhaereat. Quo facto complicetur ipsum cuprum circa ferrum et circumligetur filo ferreo mediocriter grosso fortiter, ita ut stagnati tractus conveniant sibi. Quod filum primo induci debet parvulo foramini, quod est in gracili summitate ferri, et in eo bis contorqueri, sicque deduci in voluendo usque ad alteram summitatem, ibique similiter obfirmari. Deinde juncturis sibi invicem convenientibus et diligenter(*) *ingentibus priora* ipsa ligatura pariter cum ferro ante fornacem super prunas ardentes, et sedente puero ac mediocriter flante, teneatur dextera manu lignum gracile, in cujus summitate fissa haereat panniculus cum resina, et sinistra teneatur stagnum longum gracile percussum, ut mox cum fistula incaluerit, lineat juncturam cum panniculo resina infecto, appositumque stagnum liquefiat, ipsamque juncturam diligenter consolidet. Quo facto refrigerata fistula, ponatur ferrum in instrumento tornatoris modo[2] parato, impositoque curvo ferro et filo soluto circumvolvat unus ferrum curvum, alter vero utrisque manibus chirothecis iam indutis fortiter fistulas teneat, ita ut ferrum circumducatur et fistula quieta maneat, donec omnino oculis gratiosa appareat, quasi tornata sit. Deinde educto ferro percutiatur ipsa fistula cum malleo mediocri juxta foramen superius et inferius, ita ut pene usque ad medium descendat ipsa rotunditas spatio duorum digitorum, fiatque plectrum ex cupro aliquantulum spissiori, quasi dimidia rotula, et superstagnetur circa rotunditatem sicut fistula superius, sicque imponatur in inferiori parte foraminis, ita sub ipsius ora aequaliter stet, nec procedat inferius aut superius. Habeat quoque ferrum solidatorium ejusdem latitudinis et rotunditatis, qua plectrum est. Quo calefacto ponat modicas particulas stagni super plectrum parum resinae, et diligenter circumducat ferrum calidum ne plectrum moveatur, sed liquefacto stagno sic adhaereat ut in circuitu ejus nihil spiraminis exeat, nisi tantum superiori foramine. Quo facto apponat fistulam ori et sufflet primum modice, deinde amplius, sicque fortiter, et secundum quod auditu discernit, disponat vocem, ut si eam vult esse grossam, foramen fiat latius; si vero graciliorem, fiat strictius. Hoc ordine omnes fistulae fiant; mensuram vero singularum, a plectro superius, secundum magi-

(*) ab alia manu in margine emendatur: *jungentibus, ponatur.*

[1] et [fehlt Wolfenb. Hs.]   [2] more [Wolfenb. Hs.]

sterium lectionis faciat, a plectro autem inferius, omnes unius mensurae et ejusdem grossitudinis erunt.

XXVI.

Maranjon.[1]

Was ich unter dieser Aufschrift (das nj in dem Worte Maranjon stehet anstatt des Spanischen nicht doppelten sondern circumflectirten ñ, welches in unsern Druckereyen nicht gebräuchlich ist) hier mittheilen will, daran hat mich eine Stelle in der Reisebeschreibung des Antonio de Ulloa erinnert, die ich vor allen Dingen meinem Leser vorlegen muß.

Don Antonio kömmt, bey Beschreibung der Provinz Quito, auf das, was diese Gegend so besonders merkwürdig macht, den größten aller noch bekannten Flüsse, den Amazonenfluß; welchen Namen er unter uns am gewöhnlichsten zu führen pflegt. Aber es ist dieses weder sein einziger noch sein vornehmster Name, und Don Antonio drückt sich darüber folgendermaassen aus: (*) „Dieser berühmte Fluß, sagt er, „welcher unter allen denjenigen der größte ist, die in der heiligen und „weltlichen Geschichte als merkwürdige große Ströme angeführt werden, „ist unter drey verschiedenen Namen bekannt. Der Ruf von seiner „Größe hat sich so weit ausgebreitet, daß er unter jeglichen von diesen „drey Namen gleich deutlich verstanden wird. So wohl der eine, als „die andern, geben seine Majestät und Größe auf gleiche Weise zu „erkennen, und deuten den Vorzug an, welchen er unter allen denen „Strömen mit Recht fordern kann, die Europa wässern und fruchtbar „machen. Daß ihm verschiedene Namen zugeeignet werden, könnte man „ohne Zweifel so auslegen, daß ein jeglicher deren, gleichsam unter „einem dunkeln Räthsel, einen von denjenigen Strömen andeuten und „in sich begreifen sollte, welche in den übrigen drey Theilen der Welt

(*) Nach der deutschen Uebersetzung im 9ten Bande der allgemeinen Reisen. S. 284.

---

[1] [Dieser Titel fehlt 1780; vgl. oben S. 46. Dafür hat das Folgende die besondere Überschrift:] Vorbericht des Herrn Hofrath Lessing.

„die berühmtesten sind. Ich verstehe dadurch in Europa die Donau, „in Asien den Ganges, und in Africa den Nil.“

Dieses Raisonnement scheint mir ein wenig sehr spanisch, und der aufgedunsenen leeren Beredsamkeit eines Dominicaners würdiger, als der Reisebeschreibung eines Philosophen. Besonders begreife ich nicht, wie die verschiedenen Namen des Flusses, von dem die Rede ist, einer sowohl als der andere, die Majestät und Größe desselben auf gleiche Weise zu erkennen geben sollen. Dieses wird zwar nochmals wiederhohlt, aber im geringsten nicht näher erklärt. Er fährt fort:

„Die drey Namen, wodurch die Größe dieses Stromes angedeutet wird, sind folgende: der Maranjon, der Amazonenfluß „und der Orellana. Man kann aber von keinem mit Gewißheit „sagen, daß er der erste gewesen sey, den der Strom geführt, ehe die „Spanier ihn entdeckten. Man weiß auch nicht, wie ihn die Indianer genannt haben; ob es wohl glaublich ist, daß sie ihm einen, „und manchmal auch wohl mehrere Namen beygelegt haben müssen. „Da verschiedne Nationen an seinen Ufern wohnten: so war es ganz „natürlich, daß eine jegliche ihm einen besondern Namen beylegte, oder „denjenigen beybehielt, den ihm eine andere Nation gegeben hatte. „Allein die ersten Spanier, welche hierher gekommen sind, haben sich „entweder nicht genugsam darum bekümmert, oder sind gleich damals, „durch die übrigen Namen, die man diesem Strome beylegte, in Verwirrung gesetzt worden, so daß das Andenken derselben in der Geschichte nirgends aufbehalten worden ist.

„In Ansehung des Alters hat der Name Maranjon den Vorzug. Einige Schriftsteller geben zwar vor, er sey neuer, als die beyden „übrigen: man hat aber Ursache zu glauben, daß sie sich sowohl hierinnen, als auch in der Ursache, die sie davon anführen, geirret haben. „Sie setzen voraus, daß er ihm von den Spaniern beygelegt worden „sey, welche mit Pedro de Orsua, in den Jahren 1559 und 1560, „hierher gekommen sind. Es ist aber gewiß, daß er diesen Namen „schon viele Jahre zuvor geführet hat. Denn indem Pedro Martyr de Angleria in seinen Decades(*), von der Entdeckung der „Küste von Brasilien handelt, die im Jahre 1500 durch Vincent

(*) Dec. I. lib. 9.

„Yanjez[1] Pinzon geschehen ist: so erzählt er unter andern, daß er „an einen Fluß gekommen sey, der den Namen Maranjon geführet „habe. Dieses Buch wurde im Jahre 1516 gedruckt, lange zuvor, „ehe Gonzalo Pizarro die Entdeckung desselben, und die Erobe„rung zu Lande unternahm, und ehe Francisco de Orellana auf „demselben schiffete. Daher ist kein Zweifel, daß er nicht schon da„mals den Namen Maranjon geführt haben sollte. Allein es ist „nichts leichtes, die Zeit zu bestimmen, wenn er diesen Namen erhalten „hat, oder den Ursprung dessen mit einiger Gewißheit anzugeben. Man „findet von keinem von beyden solche Nachrichten, wodurch aller Zweifel „gehoben werden könnte. Einige folgen dem Augustin von Zara„te(*), und leiten diese Benennung von dem Namen eines Spani„schen Hauptmanns, Maranjon, her. Sie geben vor, weil dieser „Hauptmann zuerst darauf geschiffet sey, so habe der Strom von ihm „seinen Namen erhalten. Diese Meynung hat aber mehr Schein als „Grund. Man sieht, daß sie sich blos auf die Gleichheit der Namen „gründet, welches aber ein sehr schwacher Grund ist. Ueber dieses „findet man in den Geschichten nirgends etwas von einem solchen „Hauptmanne, wo von Entdeckung dieser Königreiche gehandelt wird. „Man findet in keiner Erzählung einige Meldung von diesem Ent„decker, oder von seiner Entdeckung. Man kann daraus schliessen, daß „Zarate daher, weil dieser Strom Maranjon genennet wurde, ge„urtheilet habe, derselbe müsse seinen Namen von jemanden erhalten „haben, der darauf geschiffet sey. Wären ihm mehr Umstände davon „bekannt gewesen: so könnte man sicherlich glauben, daß er die Nach„richten von solcher Entdeckung seiner Geschichte mit einverleibt haben „würde. Und wenn er sie auch weggelassen, und für nicht wichtig „genug gehalten hätte: so würden doch nicht alle Geschichtschreiber „eben so geurtheilet, und das Andenken eines Spaniers in die Ver„gessenheit gestellt haben, von welchem der größte Fluß, den man in „der Welt kennet, seinen Namen erhalten haben soll. Das wahr„scheinlichste scheinet zu seyn, daß Vincente Yanjez[2] Pinzon, da „er hierher kam, den Strom von den Indianern, die auf den vielen „Inseln desselben, oder an seinen Ufern, wohnten, mit diesem, oder

(*) Hist. del Peru lib. 4. c. 4.

[1] Yunjez [1780. 1781] [2] Yunjez [1780]

„einem andern Namen, der einen ähnlichen Laut hatte, nennen ge„höret, und daher geglaubet, und gesagt habe, daß er den Namen „Maranjon führe. Ueberhaupt ist unleugbar, daß der Name Ma„ranjon, wegen seines Alterthums, den Vorzug habe; und daß ihm „denselben weder Orsua, noch seine Leute, gegeben, und damit auf „die Unruhen und Zänkereyen gezielt haben, die sie unter einander „hatten, und welche im Spanischen Maranjas genannt werden. „Eben so wenig kann man auch sagen, daß er unter der grossen Menge „von Inseln verlohren worden sey, welche, wie einige Geschichtschreiber „sagen, gleichsam einen verwirrten Irrgarten von verschiednen Canälen „vorstellen.

„Der auf den vorhergehenden folgende Name ist der Amazonen„fluß. Francisco de Orellano hat dem Strome diesen Namen „deswegen beygelegt" —— Doch weiter brauche ich nicht abzuschreiben. Wer wissen will, was Don Antonio von den beiden übrigen Namen sagt, kann es bey ihm selbst nachlesen. Ich habe hier blos über den erstern eine Anmerkung zu machen, die zu einer weitern nicht unerheblichen Nachforschung Gelegenheit geben kann. Nicht zwar als ob ich nähere Nachricht eingezogen hätte, woher dieser Name ganz ungezweifelt komme. Aber eine Wahrscheinlichkeit mehr, kann aus dem, was ich sagen will, doch erwachsen, daß er sich von dem ersten Europäischen Entdecker gleiches Namens herschreibe.

Denn daß man überhaupt von keinem spanischen Hauptmanne dieses Namens wisse; daß Zarate einen solchen blos gemuthmaßt habe; daß alle andere Geschichtschreiber, als von einem Wesen der Einbildung, von ihm schweigen: das ist es, was ich dem Don Antonio widersprechen muß. Ich weiß nehmlich so zuverlässig, als man dergleichen Dinge nur wissen kann, daß es allerdings einen Maranjon gegeben, der mit seinem vollständigen Geschlechtsnamen Maranjon y Gran Para hieß, an welchen man hier wohl denken könnte, indem ihm die Entdeckungen und geographische Bestimmung eines größern Strich Landes in Amerika beygelegt wird, als nur immer von einem Seefahrer zu rühmen ist; und sich dieser nehmliche von ihm entdeckte Strich Landes gerade von dem Amazonenflusse oder Maranjon anfängt. Freylich folgt daraus noch nicht, daß dieser Fluß von ihm den Namen habe, weil ich in eben der Quelle, die

mich von seinen Entdeckungen unterrichtet, auch finde, daß er unter gleichem Himmel ohngefehr gebohren, und er eben so wohl, ja noch eher, den Namen von dem Flusse, als der Fluß den Namen von ihm erhalten haben könnte. Aber so viel folgt doch, daß das Vorgeben des Zarate nicht so gar ungegründet ist, als es Don Antonio uns gern machen möchte.

Und zwar weiß ich dieses, wovon Don Antonio nichts wissen will, aus einem kleinen aber sehr glaubwürdigen spanischen Aufsatze, wovon sich eine Abschrift unter den Manuscripten unserer Bibliothek befindet. Er enthält nemlich, dieser Aufsatz, die ausdrückliche Beschreibung der Ein Tausend und Acht und Dreyssig Meilen, welche sich von der Mündung des Amazonenflusses an, südostlich um ganz Brasilien und Parraguay bis an den Fluß de la Plata erstrecken, und vom Maranjon y Gran Para entdeckt und erobert zu seyn gesagt werden. Er ist von einem Manne verfertiget, der viele Jahre die dasigen Gegenden bereiset zu haben, versichert; und ist an einen Mann gerichtet, an den man ausgemachte Unwahrheiten wohl nicht schreiben durfte, an den Minister, Grafen von Olivares. Nun erhellet aus diesem letztern Umstande freylich, daß er nicht zur Zeit der besagten Entdeckung selbst kann geschrieben seyn. Aber um soviel unstreitiger müssen doch die Ansprüche des benannten Entdeckers gewesen seyn, wenn man noch damals, als von einer bekannten Sache, davon hat sprechen dürfen. Der Verfasser nennet sich Pedro Cudena, und die Zueignungsschrift an den Grafen von Olivares ist vom Jahre 1634. Damals hatten die Holländer ohnlängst Brasilien erobert und sich darinn festgesetzt. Vielleicht also, daß Cudena diese seine Beschreibung vornehmlich darum mit an den Grafen von Olivares richtete, um ihn mit dem Umfange und der Wichtigkeit dieses Verlustes desto bekannter zu machen, und zur baldigen Wiedereroberung destomehr aufzumuntern. ——

Was sonst diesen Aufsatz des Cudena anbelangt, so ist er in sehr mißlichen Umständen bey uns erhalten worden. Das Spanische Original ist sehr fehlerhaft copiret, und die alte Deutsche Uebersetzung, die sich dabey findet, ist so schülerhaft und kauderwelsch, daß der Urheber weder das Spanische, noch das Deutsche, noch die Sachen muß verstanden haben.

Schwerlich also, daß ich es der Mühe würde werth gehalten haben, ihn meinen Lesern in seinem ganzen Umfange vorzulegen, wenn mir nicht noch beygefallen wäre, das Urtheil eines kundigen Mannes darüber einzuhohlen. Und wer konnte dieses hier anders seyn, als der Verfasser der vortrefflichen Beschreibung des Brittischen Amerika? Ich wußte, daß dieser Gelehrte seit geraumer Zeit an einer ähnlichen Beschreibung des gesammten Amerika arbeitet; und wußte, daß ein so sorgfältiger Schriftsteller von seinem Gegenstande lieber zu wenig, als zu viel[1] gelesen zu haben wünschen würde.

Kaum aber nahm ihn unser Herr Rektor Leiste in die Hände, als er sogleich erkannte, daß wir, nach Laet und Barläus, noch bis itzt wenige oder gar keine nähere und neuere Nachrichten von Brasilien hätten, als darinn enthalten wären. Es ist kaum glaublich, wie weit wir in der Kenntniß der Amerikanischen Länder, die unter Spanischer und Portugiesischer Bothmäßigkeit stehen, seit anderthalbhundert Jahren zurück sind: und doch ist es wahr. Nur die Völker sollten die Welt besitzen, welche die Welt der Welt doch wenigstens bekannt machen!

Auch hatte Herr Leiste einen glücklichen Einfall über die Person meines Maranjon; und sahe überhaupt eine so reiche Erndte von mancherley nützlichen Anmerkungen vor sich, zu welchen die nähere Erwägung des Spanischen Aufsatzes, und die Vergleichung desselben mit hin und wieder zerstreuten Nachrichten Gelegenheit geben könnte, daß ich ihn ersuchte, sie insgesammt auf das Papier zu werfen, um in ihrer Begleitung sodann das Ganze desto sichrer und brauchbarer an den Tag zu ziehen.

Er hat die Güte gehabt, es zu thun; und ihm haben es größten Theils meine Leser sogar zu verdanken, daß der Aufsatz selbst, sowohl in seinem Grundtexte, als in seiner Uebersetzung, um ein vieles leserlicher geworden. Besonders hat er in der letztern eine Menge Ungereimtheiten verbessert; z. E. Ingenios de Açucar, welches überall Arten Zucker übersetzt war, in Zuckermühlen verwandelt, die es offenbar bedeuten: ob er sich schon nicht vermißt, dergleichen Vergehungen alle gehoben zu haben. Denn einige derselben, die selbst einem, welcher der Sprache nur ein wenig mächtig ist, sogleich in die

[1] [vielleicht doch nur verschrieben für] lieber zu viel, als zu wenig

Augen fallen, hat er auf meine Vorbitte stehen lassen, damit es doch nicht an allen Spuren des alten Wustes fehle: und andere waren zu tief verwebt, einem andern Mittel, als einer ganz neuen Uebersetzung, weichen zu wollen, die sich nicht der Mühe verlohnte. Unter jene gehört der Fehler, welcher selbst auf dem Titel stehen geblieben, durch den der alte Uebersetzer aus dem nothwendig zusammengehörenden Namen Maranjon y Gran Para zwey verschiedene Personen gemacht hat, wovon die eine Maranjon und die andere Gran Para geheissen.[1]

[1] [Hier folgt zunächst, in der Hauptsache von Christian Leiste bearbeitet, der spanische Text und die alte deutsche Übersetzung der Schrift von Cudena mit der Widmung an Don Gaspar de Gusman, Grafen von Olivares, unter dem Doppeltitel:]

Discripcion
de mil y treinta y ocho leguas de tierra
del esto de Brasil,
conquista
del Marañon y Gran Pará
per sus verdaderos rumbos,
y de setenta leguas que tienne de boca el Rio de las Amazonas, que esta en la linea Equinocial, y de quarenta y seis leguas, que tienne de boca el Rio de la Plata, que esta en treinta y seis grados de la banda del sur de la dicha linea Equinocial, como todo se muestra a baxo.

Beschreibung
der Länder von Brasil
auf 1038 Meilen,
so erobert und erfunden sind worden
[worden sind 1780]
von
Maranjon und Gran Para
durch ihre richtige Seecompas,
wie auch des Flusses de las Amazonas, welcher unter der Aequinoctial-Linie liegt, und 70 Meilen hat in seiner Mündung, wie auch des Flusses de la Plata, so 46 Meilen hat in der Mündung, und liegt 36 Grad von der Linie Aequinoctial gegen Süden, wie alles mit mehrern folget.

[Daran schließen sich:] Des Herrn Rector Leiste [Diese vier Worte fehlen 1780] Anmerkungen über vorstehenden Spanischen Aufsatz des Cudena. [Am Schlusse des Bandes steht:] Wolfenbüttel, aus der Bindseilschen Buchdruckerey, 1780. [fehlt 1780]

Entwürfe

und

unvollendete Schriften.

Glückwünschungsrede,

bey dem Eintritt des 1743sten Jahres, von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern.[1]

Die meisten alten Poeten und Weltweisen, hochzuehrender Herr Vater, haben geglaubt, daß die Welt von Jahren zu Jahren schlimmer würde, und in einen unvollkommenern Zustand verfiele. Wir können hieran nicht zweifeln, wenn wir uns erinnern, was ein Hesiodus, ein Plato, ein Virgil, ein Ovid, ein Seneca, Sallust und Strabo von den vier Altern der Welt geschrieben haben, und wie bemüht sie gewesen mit den lebhaftesten Farben die goldenen Zeiten unter dem Saturn, die silbernen unter dem Jupiter, die kupfernen unter den Halbgöttern, die eisernen aber unter den jetzigen Menschen abzubilden. Es ist zwar schwer, die eigentliche Quelle dieses sinnreichen Gedichts zu entdecken; es kann seyn, daß diese Männer etwas vom Stande der Unschuld im Paradiese gehört haben; es kann seyn, daß sie selbst einmal die heilige Schrift zu sehen bekommen haben, welche ihnen Gelegenheit zu ihren Fabeln geben müssen. Das ist aber gewiß, daß ihre ganze Erzählung, so artig sie auch klingt, ohne Grund ist, und kaum einer Möglichkeit, geschweige Wahrscheinlichkeit ähnlich sieht. Denn erstlich erzählen sie uns solches ohne Grund, ohne Beweis, ohne Zeugniß. Hernach ist auch die Erzählung selbst so beschaffen, daß sie von der Wahrheit sehr entfernt und keines Beifalls würdig zu seyn scheint. Ihre hochgepriesenen goldenen Zeiten sind ein bloßes Hirngespinst. Wir sollen glauben, daß eitle und verderbte Menschen ohne alle Gesetze, welche doch die Seele aller mensch-

[1] [Angeblich unverändert nach der jetzt längst verschollenen Handschrift mitgeteilt in „Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse. Herausgegeben von K. G. Lessing. Zweiter Theil. Berlin, 1795. In der Vossischen Buchhandlung.“ S. 103–118. Der Aufsatz dürfte im Dezember 1742 oder wahrscheinlicher erst zu Anfang des Januars 1743 entstanden sein.]

lichen Gesellschaften sind, weise, tugendhaft und glücklich gelebt haben. Sollte dies wohl möglich seyn? Wir sollen uns überreden lassen, daß eine tiefe Unwissenheit, eine rauhe Lebensart, wilde Sitten, eine unachtsame und faule Muße, unangebaute Felder und Gärten, wüste Einöden, armselige Hütten und Höhlen, nackende Leiber, eine elende und harte Kost, ein Mangel alles Umganges, aller Bequemlichkeiten und aller Annehmlichkeiten, die wahren Merkmahle der glückseligen und goldenen Zeiten gewesen sind. Wir sollen uns einbilden, als lebten wir jetzt in den eisernen, schlimmsten und elendesten Zeiten, da wir doch ganz offenbar an unsern Jahren mehrere Merkmahle der goldenen Zeiten wahrnehmen, als jene Alten gehabt haben. Denn dieses ist unstreitig eine goldene, oder die glückseligste Zeit, in welcher man die meisten und besten Mittel, und die wenigsten Hindernisse findet, die wahre Zufriedenheit der Menschen, die allgemeine Wohlfahrt und die vollkommene Glückseligkeit Aller nach Wunsche zu befördern. Sie dürfen aber nicht meynen, H. V., als wenn diese kindischen Vorurtheile und abgeschmackten Irrthümer mit unseren uralten Vorfahren alle wären begraben worden. Nein! wir finden auch unter uns einfältige, schwermüthige, mißvergnügte und undankbare Leute, welche ihnen selbst und andern mit den ungerechten und ungegründeten Klagen beschwerlich fallen, daß die Menschen wirklich jetzt in den eisernen Zeiten lebten, daß die Menschen von Jahre zu Jahre schlimmer würden, daß die Welt sich zu ihrem völligen Untergange neigte. So vieles Mitleiden ich mit den kindischen Klagen der Schwachheit habe, so gewiß getraue ich mir doch jetzt bei meinen schwachen Kräften zu erweisen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe, sondern, daß ein Jahr dem andern völlig gleich sey. Die Zeit ist eine Ordnung der Dinge, die in der Welt auf einander folgen; sie wird durch die Ordnung unserer Gedanken begriffen, welche sich die Sachen bald als vergangene, bald als gegenwärtige, bald als zukünftige vorstellen. Alles was nach und nach geschiehet, geschieht in der Zeit. Ein Jahr ist ein Theil der Zeit; dieser Theil der Zeit wird bald nach seiner Größe, bald nach seiner Beschaffenheit betrachtet, nachdem es entweder von der Meßkunst, oder von der Naturlehre, oder Sittenlehre beschrieben wird. Bei den Meßkünstlern heißt ein Jahr diejenige Zeit, da die Sonne die ganze Sommerstraße durchlaufen hat, oder eine gewisse Reihe auf einander folgender Tage, Wochen und Monathe. Sie hören gleich, H. V., daß die

Meßkünstler das Jahr nur nach ihrer[1] Größe betrachten; hier aber werde ich nicht den geringsten Widerspruch besorgen dürfen, wenn ich sage, daß ein Jahr bis auf einen geringen Unterschied so groß sey, wie das andere. Ein Naturverständiger hingegen versteht durch ein Jahr diejenigen Wirkungen, welche die Natur einen Frühling, Sommer, Herbst und Winter hindurch hervorzubringen pflegt. Ein Sittenlehrer aber redet im verblümten Verstande, wenn er ein Jahr gut oder böse, gleich oder ungleich nennet. Er versteht dadurch die guten und bösen Zufälle, die guten und bösen Handlungen der Menschen, welche die zwölf Monathe hindurch geschehen sind. Sie können leicht ermessen, H. V., daß ich hier die Jahre als ein Naturkündiger und Sittenlehrer ansehe, wenn ich zu behaupten suche, daß eins dem andern gleich sey. Sie können auch leicht einsehen, daß in diesem Verstande ein Jahr dem andern gleich sey, wenn es einerley Kräfte und Wirkungen, einerlei Zufälle, einerlei Handlungen, einerlei Absichten und Mittel mit dem andern aufzuweisen hat. Und, o! wie leicht wird mir es seyn, die Gleichheit der Jahre zu erweisen, da ich den deutlichen Ausspruch der gesunden Vernunft, das göttliche Zeugniß der heiligen Schrift, und den unverwerflichen Beifall der Erfahrung auf meiner Seite habe. Niemand läugnet, daß Gott der Schöpfer dieser Welt sey; niemand läugnet, daß Gott die Welt sehr gut erschaffen habe; niemand läugnet, daß sehr gut seyn, eben so viel heiße, als in seiner Art die größte Vollkommenheit besitzen. Hat aber die Welt in ihrer Art die größte Vollkommenheit, so werde ich ohne Bedenken sagen können, daß alles was in der Welt zugleich ist und auf einander folget, mit einander übereinstimmen müsse; und daß die Welt, so lange sie nach des Schöpfers Willen Welt bleiben soll, keine Hauptveränderung leiden könne. Denn hierin bestehet eben die wesentliche Vollkommenheit eines Dinges. Geschiehet nun in der Welt keine Hauptveränderung; stimmt in derselben alles mit einander überein: so ist nichts leichter, als den Schluß zu machen, daß auch die Jahre in der Welt mit einander übereinstimmen, daß eins dem andern gleich seyn müsse. Eben so, wie man nur diejenige Uhr vollkommen zu nennen pflegt, in welcher eine Minute, eine Stunde, ein Tag mit dem andern genau und richtig übereinstimmt. Dieser Beweis führet mich unvermerkt zu einem andern. Wir wissen und empfinden es, daß Gott nicht allein der Schöpfer, sondern auch der Erhalter aller

[1] [wohl verschrieben für] seiner

Dinge ist. Es erhält aber derselbe die Welt durch eine Menge gewisser Kräfte, welche er derselben anerschaffen hat. Allein[1] diese Kräfte sind noch in eben der Menge und Beschaffenheit vorhanden, als sie im Anfange der Welt gewesen sind. Sie sind noch in eben der Menge da, sonst müßten sie sich entweder selbst vermindert haben, oder Gott müßte sie durch seine Allmacht in ihr voriges Nichts verwandelt haben. Das erste ist nicht möglich, weil diese Kräfte nicht die Allmacht haben, die zu ihrer Zernichtung nöthig wäre. Das andere aber ist nicht glaublich, weil man nicht den geringsten Grund der Wahrscheinlichkeit angeben kann, daß Gott dieselben vermindern wollen, und aus was für einer Absicht er solches gethan hätte. Sie sind auch noch in eben der Beschaffenheit vorhanden; sonst würden sie andere Wirkungen hervorbringen müssen, welches der Erfahrung widerspricht. Sind also alle Kräfte, wodurch Gott die Welt in ihrem Wesen erhält, sowohl in ihrer Menge als Beschaffenheit annoch vorhanden, so müssen sie auch wirken. Sonst wären sie ohne Nutzen und ohne Absicht da, welches der Weisheit Gottes zuwider liefe. Ja sie müssen auch Wirkungen hervorbringen, die ihnen gleich sind; sonst hätte sich ihre Beschaffenheit verändert. Zweifelt also niemand daran, daß vom Anfange der Welt bis auf unsere Tage einerlei Kräfte und einerlei Wirkungen derselben gewesen sind; o! wer wollte doch Bedenken tragen, sicher zu schließen, es müsse auch ein Jahr dem andern gleich seyn; weil eins wie das andere einerlei Wirkungen, einerlei Kräfte der Natur aufzuweisen hat.

Sie belieben nunmehr mich mit Dero gütiger Aufmerksamkeit weiter zu begleiten. Die Menschen haben ihre Natur, ihre Menschlichkeit niemals verändert und abgelegt; die heutigen Einwohner der Welt befinden sich in eben den Hauptumständen, in welchen ihre ersten Väter vor fünftausend Jahren standen. Sie haben noch eben die wesentlichen Theile, eben die Seele, eben den Leib, eben den Verstand und Willen, eben die Hauptneigungen, eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Absichten, warum sie der Schöpfer in die Welt gesetzt, eben die Mittel, die ihnen Gott zur Erlangung derselben gegeben, eben die Hindernisse und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laster, zur Ruhe und zur Unruhe, zur Glückseligkeit und Verderben, welche jene ersten Besitzer der Erde hatten. Ist es auch glaublich, H. V., daß einerlei Samen unterschiedene Früchte trage, daß

[1] Alle [Lachmann]

einerlei Quellen unterschiedene Wasser hervorbringen, und ist es auch wahrscheinlich, daß aus einerlei guten und bösen Herzen, aus einerlei guten und bösen Absichten und Mitteln, aus einerlei guten und bösen Bewegungsgründen, unterschiedene gute und böse Handlungen, und aus diesen wiederum unterschiedene gute und böse Zufälle entspringen können? Ich weiß es, Sie geben mir gerne Beifall, wenn ich sage, daß die Handlungen und Zufälle unserer jetzt lebenden Brüder und unserer uralten Vorfahren bis auf einige sehr geringe Nebenumstände eine sehr genaue Gleichheit haben, wir wollten uns denn bereden lassen, die Menschen hätten jetzt aufgehört, Menschen zu seyn. Sie erlauben also, daß ich weiter schließe. Sind die guten und bösen Umstände, Neigungen, Handlungen, und Zufälle aller Menschen, sie mögen leben wo sie wollen, einander gleich; so werden auch die Jahre, in denen sie leben, und in welchen sie geschehn, einander gleich seyn. Ich behaupte dieses um so viel mehr, da ich einen Zeugen auf meiner Seite habe, welchen Dero Glaube und Frömmigkeit nicht verwerfen kann. Ein Zeuge, durch den der Geist der Wahrheit redet, der König, dessen Weisheit nicht nur ehemals die Welt bewunderte, sondern welchen auch noch jetzt Juden und Christen in tiefer Ehrerbietung verehren, ein Salomo, durch welchen uns Gott den Prediger aufzeichnen lassen, versichert uns eben dieses*). Was ist es, spricht er, das geschehen ist? Eben das, das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das, was mancher noch wieder thun wird; und es geschiehet nichts neues unter der Sonnen. Geschiehet auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehn in den vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind. Kann ich nicht hieraus recht sicher schließen? geschiehet nichts neues unter der Sonnen, geschiehet in unseren Zeiten nichts, das nicht schon in den vorigen Zeiten geschehen wäre; thut man in unsern Tagen nichts, das man nicht schon in den vorigen Tagen der Welt gethan hätte: so müssen auch die Jahre, in welchen es geschieht und gethan wird, einander gleich seyn. Doch sollte sich auch jemand finden, welcher sich nicht scheuete, Vernunft und Schrift in Zweifel zu ziehen, so würde sich doch niemand getrauen können, der Stimme der Erfahrung zu widersprechen. Man lese nur die alten und neuen Geschichten, welche geschickte und redliche Männer mit Sorgfalt aufgezeichnet haben; man

*) Pred. Sal. 1, 9. 10.

halte sie gegen einander, und man urtheile unpartheiisch. Wird man nicht gestehen müssen, daß uns in beiden einerlei Bewegungen und Wirkungen der Natur, einerlei gute und böse Handlungen der Menschen, einerlei glückliche und unglückliche Zufälle und Begebenheiten vorgestellt werden? Werden wir nicht mit Ueberzeugung ausrufen müssen, es geschiehet nichts neues unter der Sonnen; darum ist ein Jahr dem andern gleich! Ja ich frage euch, ihr Brüder, die ihr jetzt durch Gottes Gnade ein neues Jahr zu leben anfangt, sprecht selbst, ob in dem vergangenen Jahre etwas vorgefallen, geschehen und gethan sey, welches nicht auch in den vorigen Tagen geschehen, und in den künftigen Jahren sich zutragen wird? Wenn es gleich nicht in unserm Vaterlande, in unserm Welttheile geschehen ist; denn bei dieser Betrachtung müssen wir die Welt als einen Ort ansehen. Wird man also nicht aufrichtig gestehen müssen, ein Jahr sey dem andern gleich, weil Vernunft, Schrift und Erfahrung hier zusammen treten, und solches einstimmig versichern. Doch ich kann leicht voraussehen, daß meine Meinung bei Einigen Widerspruch finden wird. Man wird mir einwenden, daß nicht ein Jahr dem andern gleich seyn könne. Man wird mir die Wunder der göttlichen Allmacht entgegensetzen, welche gewisse Jahre von den andern unendlich unterscheiden. Man wird die Landplagen zu Beweisen anführen; man wird sich auf die Zeiten der Barbarei berufen. Man wird den Ausspruch eines erleuchteten Paulus entgegensetzen, welcher vorher gesagt*), daß in den letzten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden. Allein alle diese Zweifel werden wegfallen, wenn man erwägt, daß ich hier nicht von den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche selten geschehen, sondern von den ordentlichen Wirkungen der Natur rede. Wenn man voraussetzt, daß ich nicht von einzelnen Theilen des Erdbodens, sondern von der ganzen Welt überhaupt spreche. Und ich rede mit der Erfahrung, wenn ich behaupte, daß fast kein Jahr zu finden, in welchem man nicht in einem Theile der Welt den Anfall der Landplagen empfunden habe. Denn auch diese sind Mittel, wodurch die weiseste Vorsehung Gottes die Welt in ihrer Vollkommenheit zu erhalten pflegt. Die Barbarei hat auch keine Hauptveränderung in der Zeit gemacht. Die Erfahrung behauptet, daß dieselbe nur in gewissen Theilen der Welt geherrscht, so lange fast die Welt steht. Was endlich das Zeugniß des heiligen Paulus anlangt, so widerspricht dasselbe

*) 2. Timoth. 3, 1.

meinem Satze nicht. Denn der heilige Gesandte Gottes saget nichts mehr, als daß die Tage des neuen Bundes eben so wenig als die Tage des alten Testaments von allen Irrthümern, Lastern und bösen Menschen frei seyn würden. Er führet auch lauter solche Laster an, die nicht neu, sondern alt sind, und welche er schon in dem Anfange seines Briefes an die Römer bestrafet. Kurz, Timotheus wird von ihm ermahnet, dergleichen lasterhafte Menschen zu meiden. Darum müssen sie zu Timotheus Zeiten gelebt haben. Es bleibt also dabei, daß ein Jahr dem andern gleich sey. Ist dieses wahr, o wie wenig Grund bleibt uns noch übrig, die Tage unserer Väter als die goldenen, die besten, die glückseligsten mit neidischen Augen anzusehen und mit seufzender Stimme andern anzupreisen! Warum scheuen wir uns nicht, mißvergnügte Verläumder und undankbare Verächter unserer Jahre zu seyn? Warum schreien wir dieselben als eiserne, als schlimme, als unglückselige Zeiten aus? Warum seufzen wir so ängstlich voller Unzufriedenheit nach bessern Zeiten? da doch unsere Tage durch Gottes weise Güte besser sind, als wir sie verdienen, und es nur an uns liegt, daß wir dieselben nicht besser gebrauchen und uns zu Nutze machen. Warum hoffen wir ohne genugsamen Grund? Warum lassen wir uns endlich nicht als vernünftige Menschen den heiligen Willen Gottes, seine weise Einrichtung der Welt, seine weise Regierung der Zeit in zufriedener Gelassenheit gefallen, und bedienen uns der Jahre, die uns die weise Vorsehung gönnet und die für uns allezeit die besten sind? So wie es unsere Gemüthsruhe, die allgemeine Wohlfahrt und unsere Glückseligkeit erfordert. Kluge Christen, glückliche Seelen, die sich in die Zeit zu schicken wissen; unglückliche Thoren, welche ohne Noth klagen und ohne Grund hoffen! Sie, H. V., haben nunmehr wiederum ein Jahr geendet, das dem vorigen gleich ist. Sie haben durch Gottes Gnade ein neues angefangen, bei dem ich schon im Voraus so viel Aehnlichkeit mit dem vergangenen und zukünftigen erblicke, daß ich fast Bedenken trage, dasselbe ein neues Jahr zu nennen. Das alte Jahr war voll von den ehrwürdigen Wundern der Weisheit, Macht und Güte Gottes, deren Sie und alle die Unsrigen erfreute Zeugen sind, und das neue wird daran nicht leer seyn, wie wir sicher hoffen können. Die Kräfte der Natur sind auf den Wink der höchsten Vorsehung im vergangenen Jahre geschäftig gewesen, alles reichlich hervorzubringen, was zur Erhaltung der Welt, unseres Wesens und Wohlseyns dient. Und sie werden in dem gegen-

wärtigen, wenn es Gott gefällt, nicht Muße haben. Das zwei und vierzigste Jahr dieses Jahrhunderts hat uns überflüßige Mittel angeboten, die hohen Absichten unseres Schöpfers, weswegen wir leben und da sind, zu erfüllen. Und das drei und vierzigste wird gegen uns Unwürdige eben so freigebig seyn, wenn wir es erkennen wollen, und es an nichts fehlen lassen, was zu unserm und der ganzen menschlichen Gesellschaft Besten dienet. Hatte das vorige Jahr seine Plagen, die uns der starke Arm des Höchsten überwinden half, so wird auch das jetzige zu unserer Prüfung seine Uebel haben. Doch getrost, wir sind in Gottes Hand! Jetzt verehre ich die allerhöchste Majestät in tiefster Demuth, und danke ihr mit der reinesten Regung meiner Seele für alles das Gute, das sie die Welt und uns hat genießen lassen, und welches sie uns fernerhin, wie mich mein Glaube versichert, erzeigen wird. Ich preise nebst Ihnen die weise und mächtige Liebe des höchsten Regenten, die Zeit, und auch unsere Tage, die gegen[1] uns stets neu ist, und niemals alt wird, mit vergnügtem und zufriedenem Herzen. Ich wünsche endlich mit der Redlichkeit und mit dem Eifer, der Christen gebührt, der Geist des Höchsten wolle uns also regieren, daß wir uns Gottes Willen allezeit gefallen lassen, daß wir die beständige Mischung des Guten und Bösen von seiner Hand also annehmen, daß wir dabei weder übermüthig noch kleinmüthig werden, daß wir die Kräfte und Wirkungen der Welt also gebrauchen, daß wir sie nicht mißbrauchen, daß wir die Mittel zu unsrer Seelenruhe und unsrer Glückseligkeit und der allgemeinen Wohlfahrt so anwenden, wie es die Ehre unsers Herrn erfordert. Mir wünsche ich von Ihnen in diesem Jahre gleiche Liebe, gleiches Gebet, gleiche Vorsorge, gleiche Treue und gleichen Beistand. Ich verspreche Ihnen dafür gleiche Dankbeflissenheit, gleiche Ehrerbietung, gleichen Gehorsam, gleiche Begierde, Ihnen gefällig zu werden, gleichen Eifer, Gott für Dero Wohlseyn anzuflehn. So werden wir in der That erfahren, daß wir in den goldenen Zeiten leben, daß ein Jahr dem andern gleich ist.

[1] [wohl verdruckt für] die alle Zeit, und auch unsere Tage, gegen

Vorträge,

in der Fürstenschule zu Meißen gehalten.
1745–1746.

De uitae breuis felicitate.[1]

De Christo, Deo abscondito.[2]

Quid actum in Germania de re sacra sit A. C. MDXXXXV.[3]

De Mathematica barbarorum.[4]

---

[1] [Nach dem Rektoratsalbum der Schule zu Meißen hielt am 9. September 1745 Friedrich Traugott Wehse in lateinischer Prosa seine Abschiedsrede „de causis longaeuitatis primaeuorum hominum“. „Ihm respondirete uernacula uorsa G o t t h o l d E p h r a i m L e ß i n g Camentianus d e u i t a e b r e u i s f e l i c i t a t e.“ Vgl. Hermann Peter, Das Urkundliche über G. E. Lessings Aufenthalt auf der Landesschule St. Afra 1741–1746, im Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. X, S. 293 (Leipzig 1881). Die Handschriften sämtlicher Schulaufsätze Lessings aus der Meißner Zeit sind verloren gegangen.]

[2] [An dem auf den 16. Januar 1746 verschobenen Weihnachtsfestactus „perorierte“ Lessing in lateinischer Prosa de Christo Deo abscondito. Vgl. Peter a. a. O. S. 293 f.]

[3] [Bei einer schon für den Anfang des Dezembers 1745 geplanten, dann aber auf den 9. März 1746 („ad diem igitur VIII. Id. Mart., qui n o n u s huius mensis erit“) verschobenen Schulfeier, zu der Rektor Th. Grabner in einem lateinischen Programm über Joh. Gg. Wachters „Glossarium Germanicum“ einlud, hatte Lessing „prorsa uernacula“ über die kirchlichen Vorgänge in Deutschland während des Jahres 1545 zu sprechen. Vgl. Peter a. a. O. S. 294 f.]

[4] [Am 30. Juni 1746 hielt Lessing seine Abschiedsrede „de Mathematica barbarorum“ in lateinischer Prosa. Vgl. Peter a. a. O. S. 302 f. Da solche Reden damals nicht niedergeschrieben in der Schulbibliothek aufbewahrt wurden, suchte E. A. Diller schon 1841 vergebens nach der Handschrift. Vorarbeiten für diese Abschiedsrede fand Karl Lessing (G. E. Lessings Leben, Berlin 1793, Teil I, S. 39) noch in zwei nachgelassenen Manuskripten seines Bruders. „Das erste ist eine Deutsche Uebersetzung des 2ten, 3ten und 4ten Buchs des Euklides, und das andere betrifft die Geschichte der Mathematik. Man sieht aus dem letztern zugleich, daß er auch die gelehrten Zeitungen auf der Schule gelesen, und sich manche Anekdote daraus gezogen.“ Auch diese Vorarbeiten sind jetzt verschollen; wahrscheinlich wurden sie nach dem Tode Karl Lessings 1812 mit andern Papieren aus dem Nachlasse seines Bruders verschleudert.]

Abhandlung

von den

Pantomimen der Alten.[1]

§. 1.

Es werden wenige von meinen Landes Leuten seyn, welche nicht jezo das Wort **Pantomimen** unzehlichemahl gehört und selbst sollten im Munde geführt haben, ohne vielleicht zu wißen was es eigentlich bedeute. Und wer weiß ob Herr Nicolini selbst den wahren Begriff davon mag gewust haben, sonst würde er uns wohl schwerlich seine stummen Poßenspiele unter diesem Namen aufgedrungen haben. Doch was wird er sich darum viel bekümmern? Hat er doch überall seinen Endzweck er-

[1] [Die erste Anregung zu der Abhandlung von den Pantomimen der Alten fällt wohl in die Jahre 1747 und 1748, in denen Nicolini mit seinen Kinderballetten in Leipzig Aufsehen erregte; vgl. in dieser Ausgabe Bd. IV, S. 13 und Bd. V, S. 68 f. Nach der ersten dieser beiden Stellen scheint es fast, als ob Lessing schon im Sommer 1748 eine solche Abhandlung geplant, die Absicht dann aber wieder aufgegeben und bis zum März 1749, als er eine Hamburger Schrift über den gleichen Gegenstand in der Vossischen Zeitung besprach, nicht wieder aufgenommen hätte. Zur wirklichen Ausführung schritt Lessing wohl erst, als er sich in Berlin ernstlicher mit dem Gedanken beschäftigte, sich um eine Stelle an der Göttinger Universität zu bewerben, also im April 1749. Die Abhandlung sollte dazu dienen, ihn bei den Göttinger Gelehrten würdig einzuführen. Die Arbeit daran scheint sich mit mancher Unterbrechung bis gegen Ende des Jahres 1750 hingezogen zu haben. Noch am 2. November 1750 versprach Lessing seinem Vater, um ihre Vollendung sich zu bemühen. Am 8. Februar 1751 aber äußerte er sich ganz und gar ablehnend über den Göttinger Plan. Damals oder schon etwas früher wird er also auch die Arbeit an der für Göttingen bestimmten Abhandlung endgültig aufgegeben haben. Veröffentlicht wurde der unvollendete Aufsatz zuerst mit mehreren sachlichen, sprachlichen und orthographischen Änderungen, die für die Textkritik wertlos sind, von Karl Lessing im zweiten Teil von G. E. Lessings „Theatralischem Nachlaß" (Berlin, bei Christian Friedrich Voß und Sohn, 1786), S. 223—244 und im zweiundzwanzigsten Teil seiner sämtlichen Schriften (Berlin 1794), S. 243—258. Der folgende Abdruck beruht ausschließlich auf Lessings eigenhändiger Handschrift, die auch von Lachmann und den späteren Herausgebern nicht ganz genau und lückenlos mitgeteilt worden ist. Sie befindet sich in der Breslauer königlichen und Universitätsbibliothek, umfaßt, abgesehen von dem Titelblatte, 28 Seiten 4° und ist auf dünnes, vergilbtes Büttenpapier mit deutlichen und festen Zügen geschrieben. Sie weist mehrere, von mir vollständig mitgeteilte Korrekturen des Verfassers auf. Lessings Entwurf stützt sich großenteils auf die Schrift „De ludis scenicis mimorum et pantomimorum" von Nikolaus Calliachius, die 1718 zu Haag im zweiten Bande des „Novus thesaurus antiquitatum Romanarum" von A. H. de Sallengre, S. 699—768 erschienen war. Aus ihr merkte sich Lessing namentlich auch mehrere Citate an, die er erst später nachzuschlagen gedachte, vorläufig also noch nicht auf ihre Genauigkeit prüfte; einzelne schrieb er auch selbst unrichtig ab. Im folgenden Abdruck sind diese Irrtümer, soweit ich sie nachweisen konnte, sämtlich verbessert.]

langt. Und er ist es werth, daß er ihn erlangt hat, da er auf eine so anlockende Art sich die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack der jezigen Zeiten zinnsbar zu machen gewust hat. Doch mit seiner und aller derer Erlaubniß, welche ihn bewundert haben, behaupte ich, daß seine kleinen Affen nichts weniger, als Pantomimen, sind.[1] Er darff deßwegen eben nicht auf mich böse werden, denn ich stehe ihm dafür, daß er dieser Anmerkung halber[2] gewiß keinen einzigen Zuschauer weniger bekommen wird. Denn ich zweiffle sehr, ob einer von denen, die ihn so offt besucht haben und noch besuchen werden,[3] meine Abhandlung lesen wird. Nach dem Geschmake dieser Herren und Damen wird sie wohl nicht seyn; die es vielleicht lieber sehn würden,[4] wenn ich einen Commentar über die Geburt des Arlequins oder über den hinkenden Teuffel schrieb, und ihnen darinnen die schönen Verwandlungen, die niedlichen Posituren und den kunstreichen Zusammenhang des ganzen[5] Stückes auf die lebhaffteste Art vorstellte, als daß ich sie mit alten Erzehlungen vergnügen will. Und gesezt auch ich[6] würde von allen gelesen, und gesezt auch er würde mit seiner Benennung von allen ausgelacht, so kan er sich doch gewiße Rechnung machen, so lange seine Kunst was neues ist, daß es ihm niemals an einem vollen Schauplaze fehlen wird. Es sind keine Pantomimen, wird man allenfalls sagen, es sind aber doch Leute die einem die Zeit auf eine ganz artige Art vertreiben. O wenn das ist, Verdienst genug für die heutge Welt! Ist wohl was verdrüßlicher als Langeweile!

§. 2.

Dem Nahmen nach heißen Pantomimen Leute, welches alles nachahmen. Und eine richtige Beschreibung zu machen, welche sich so wohl auf die griechischen als römischen Pantomimen schikt, so waren es Leute, welche tanzend alle Personen eines dramatischen Stüks vorstellen und jeder Person Charakter, Affekten und Gedanken durch die Bewegung ihrer Gliedmaßen ausdrücken konnten (*).

(*) Cassiodorus variarum IV. epistola ultima. Pantomimi nomen a multifaria imitatione nomen est.[7] Idem corpus Herculem designat et Venerem, foeminam praesentat et marem: regem facit et militem: senem reddit et juvenem, ut in uno videas esse multos, tam varia imitatione discretos.

[1] [Ursprünglich in der Hs.:] gewesen sind. [2] [Ursprünglich:] deßwegen [3] und noch besuchen werden [nachträglich eingefügt] [4] [Ursprünglich:] Und sie würden es vielleicht lieber sehn, [5] ganzes [verschrieben Hs.] [6] [Ursprünglich:] sie [7] [Das Citat aus Cassiodor ist von Lessing frei umgebildet und dabei das Wort nomen aus Versehen zweimal gesetzt worden]

§. 3.

Den ersten Ursprung der Pantomimen müßen wir bey dem Ursprunge des Tanzens suchen. Denn die Tänze der Alten drückten alle etwas aus. Calliachius leitet sie von den Mimis her.

Salmas. in Not. ad Vopis.

Quid vero illis opponemus, qui ejus inventorem Pyladem perhibent? Interpretandi nobis sunt non refutandi: nam et verum illi dixerunt, si recte capiantur. Saltatio qualis[1] Augusti temporibus in Scena versabatur, et quae post illa tempora passim viguit, quaeque nihil amplius commune aut conjunctum habebat cum C. atque T. sed seorsum in Orchestram veniebat, inventum procul dubio Pyladis fuit et Bathylli, res vero ipsa et ars illa, saltandi modus, quo omnia, quae dicerentur, manibus expediebantur, quoque ipse etiam Pylades in sua saltatione usus est, longe ante Pyladem nota Scenae et in usu posita fuere; sed in Tragoedia tantum et Comoedia et Satyris locum habebant:[2] nusquam enim sola per se ante id tempus ὄρχησις in Orchestra comparuerat. Primus Pylades saltationis artem a. T. et C. separatam in Scenam Latinam introduxit.[3]

Dieses wiederlegt Calliachius[4] mit der Stelle Lib. V. c. 7.:[5] Ex quibus omnibus colligendum est, saltationem pantomimicam non fuisse Pyladis inventum: nec ab ipso primum extra Comoediam et Tragoediam in Scenam Latinam invectam, sed magis excultam, atque exornatam, atque cum tibiis pluribus, fistulis atque Choro exhibitam. Ratione cujus novitatis, et majoris etiam fortassis in saltando dexteritatis, et concinnitatis adeo commendatus est, ut Inventor illius salt. per hyperbolen audiverit.

Euseb. in Chron. Pyl. Cilix Pant. πρῶτος τὰς σύριγγας καὶ τὸν Χορὸν ἑαυτῷ ἐπᾴδειν ἐποίησε.

Macrob. Sat. lib. 3. cap. 14.

Diomedes lib. II.[6] cap. de variis Poematum generibus.

Arist. art. poet. 5.[7] Αὐτῷ δὲ τῷ ῥυθμῷ ꝛc.

Donat. in Proleg. ad Terent.

---

[1] quaevis [Hs.] [2] habebat: [Hs.] [3] [Der folgende Abschnitt bis S. 147, Z. 7 steht in der Hs. erst hinter dem nächsten, irrtümlich wieder als § 3 bezeichneten Paragraphen mit der ungenauen Überschrift] ad § 2 [statt § 3] [4] Callichius [verschrieben Hs.] [5] [Das Citat bezieht sich vielmehr auf Liv. dec. I. l. 7. c. 2.] [6] [vielmehr lib. III.] [7] [im ersten Kapitel]

Plutarch. lib. 9. Sympos.[1]

Servius ad illud Eclog. 5. v. 73. Saltantes Satyros ꝛc.

Suet. in Aug. c. 43. et 45. Lip. in Comment. ad Tacit. cap. 54.[2]

Lesbonax Mitylaenus.

Bulengerus.

Hieroni Siciliae tyranno.

§. 3.

Wie man aber angefangen hatte, das Tanzen auch mit auf den Schauplaz zu bringen, so bemühte man sich immer mehr und mehr damit auszudrücken, und zwar das was in dem vorgestellten Stücke war gesagt oder gethan worden. Einer der ältesten[3] von diesen Tänzern, war der Tänzer des Aeschylus, von welchem uns Athenäus(*) Nachricht giebt. Er hieß Telesis oder Telestis. Er erfand unterschiedne Arten die Reden durch die Hände sehr deutlich auszudrucken. Und wie Aristocles erzehlt so soll er sonderlich, da er die sieben Helden vor Theben getanzt, alle ihre Thaten wohl vorgestellet haben.

§. 4.

Bey den Griechen waren die pantomimischen Tänze[4] allezeit entweder mit der Tragoedie oder Comoedie verbunden, zwischen deren Handlungen sie aufgeführet wurden. Der erste aber der sie bey den Römern bekant machte war der Käyser Augustus, der sie, um den müßigen Pöbel durch sinnliche Vergnügungen im Zaume zu halten, von der Comoedie und Tragoedie abgesondert auf den Schauplatz brachte. Dieses bezeugen Svidas(**), Zosimus,

(*) Athenaeus lib. I.

Τέλεσις ἢ Τελέςης, ὁ ὀρχηςοδιδάσκαλος, πολλὰ ἐξεύρηκε σχήματα, ἄκρως ταῖς χερσὶ τὰ λεγόμενα δεικνυούσαις. Ἀριςοκλῆς γοῦν φησιν, ὅτι Τελέςης, ὁ Αἰσχύλου ὀρχηςὴς, οὕτως ἦν τεχνίτης, ὥς τε ἐν τῷ ὀρχεῖσθαι τοὺς ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας, φανερὰ ποιῆσαι τὰ πράγματα δι᾽ ὀρχήσεως.

(**) Suidas sub voce *ὄρχησις παντόμιμος.*[5]

Ταύτην ὁ Αὔγουςος Καῖσαρ ἐφεῦρε, Πυλάδου καὶ Βαθύλλου πρώτων αὐτὴν μετελθόντων.

idem sub voce *Ἀθηνόδωρος.*

Ἀθηνόδωρος, Στωικὸς φιλόσοφος, ἐπὶ Ὀκταουϊανοῦ βασιλέως Ῥωμαίων

[1] [Diese Zeile ist erst nachträglich am Rande der Hs. eingefügt] [2] [Gemeint ist der Kommentar des Justus Lipsius zu Tac. ann. I, 54] [3] [Ursprünglich:] Der älteste [4] [Ursprünglich:] Stücke [5] *παντομίμος.* [Hs.]

§. 5.

Die ersten und berühmtesten Pantomimen zu des Augustus Zeiten, waren Pylades und Bathyllus. Wie Svidas in dem eben angeführten Orte bezeugt.

§. 6.

Pylades war ein Cilicier, aus dem Flecken der Misthαrner. Seine Tanz Art, wo von er der Erfinder war, wurde die italienische genannt. Worüber er auch einen ganzen Commentar geschrieben hat, welcher aber verlohren gegangen. Dieses bezeugt Athenäus, und Svidas welcher jenem gefolgt ist, den Ort aber, welchen er ausgeschrieben, ganz falsch verstanden hat. Athenäus(*) sagt, er habe einen Tractat verfertiget, von der italienischen Tanzart, welche Italienische Tanzart aus der comischen, tragischen und satyrischen Tanzart bestünde. Dieses hat Svidas so genommen, als hätte Pylades 4 Bücher geschrieben, eins von der Italienischen, das andre von der comischen, das dritte von der tragischen, das vierte von der satyrischen Tanzart.

Chironomiam magnopere expolivit. Nam primus pro una tibia adhibuit plures; item fistulas, quod antea non factum; et choraulem cum choro cum ante Pythaules accineret sine Choro. Hieronymi est in Chronico Eusebiano. Pylades Cilix pantomimus primus romae chorum sibi et fistulas praecinere fecit.

- - - - *μάλιϛα ταῖς Ἀθηνοδώρου τούτου συμβουλίαις ἐπείσθη* - - - *Κατὰ δὲ τοὺς καιροὺς*[1] *ἐκείνους, καὶ ἡ παντόμιμος ὄρχησις εἰσήχθη, οὔ πω*[2] *πρότερον οὖσα· καὶ προσέτι γε ἕτερα πολλῶν κακῶν αἴτια γεγονότα.*

(*) Die Stelle aus dem Athenäus steht im ersten Buche p. 20 und heißt so:

Τοῦτον τὸν Βάθυλλον φησὶν Ἀριϛόνικος, καὶ Πυλάδην, οὗ ἐϛι καὶ σύγγραμμα[3] *περὶ ὀρχήσεως, τὴν Ἰταλικὴν συϛήσασθαι ἐκ τῆς Κωμικῆς,*[4] *ἣ ἐκαλεῖτο Κόρδαξ, καὶ τῆς τραγικῆς, ἣ ἐκαλεῖτο Ἐμμέλεια, καὶ τῆς σατυρικῆς, ἣ ἐλέγετο Σίκιννις.*

Die Stelle aus dem Svidas, unter dem Titel Pylades, ist diese:

Πυλάδης, Κίλιξ, ἀπὸ κώμης Μισθαρνῶν ἔγραψε περὶ ὀρχήσεως τῆς Ἰταλικῆς, ἥτις ὑπ' αὐτοῦ εὑρέθη. περὶ τῆς κωμικῆς[4] *καλουμένης ὀρχήσεως, ἥτις ἐκαλεῖτο Κόρδαξ. καὶ τῆς τραγικῆς, ἣ ἐκαλεῖτο Σίκιννις· καὶ τῆς σατυρικῆς, ἥτις Ἐμμέλεια.*

Vossius lib. II. Institut. poeticarum will Suidam entschuldigen, indem er sagt man müße lesen nicht *περὶ* sondern *ἀπὸ τῆς κωμικῆς.*[4] Salmasius in Notis ad Vopiscum p. 497.

[1] *καίρους* [Hs.] [2] *τῷ* [Hs.] [3] *συγγράμμα* [Hs.] [4] *Κομικῆς* [Hs.]

§. 7.

Der andre berühmte Pantomime zu des Augustus Zeiten war Bathyllus. Er hatte es sonderlich in den comischen Tänzen sehr weit gebracht da ihn gegentheils Pylades in tragischen übertraff.(*) Deßwegen nennt ihn Juvenalis mollem Bathyllum.(**) Er war aus Alexandrien. Und ein Freygelaßner des Mäcenas.(***) Welches der alte Interpres des Persius in der 5 Satyre bezeuget.(†)

§. 8.

Die Erfindung der italienischen Tanz Art wird von Svidas dem Pylades, vom Athenäo aber und Aristonico dem Pylades und Bathyllus zugleich zugeschrieben. Wie aus den oben angeführten Stellen des Svidas und Athenäus zu ersehen. Sie bestand aus tragischen, comischen und satyrischen Tänzen. Die Comischen hießen Kordax. Die Tragischen Emmeleia. Die Satyrischen Sikinnis.(††)

§. 9.

Κόρδαξ.(†††)

(*) Dieses bezeugt Marcus Annäus Seneca, in den Excerptis aus dem dritten Buche Controversiarum und zwar in der Vorrede:

Et ut ad morbum te meum vocem, Pylades in comoedia, Bathyllus in Tragoedia multum a se aberant.

(**) In der 6ten Satyre

molli saltante Bathyllo.

(***) Deßwegen nennt ihn Seneca in der Vorrede des 5. Buchs Controversiarum, Bathyllum Maecenatis. Was aber das Scriptum Labieni pro Bathyllo Maecenatis sey, deßen er daselbst gedenkt ist unbekannt.

(†) Der Vers bey dem Persius heißt.

Sed nullo thure litabis
Haereat in stultis brevis ut semiuncia recti.
Haec miscere nefas: nec, quum sis caetera fossor,
Treis tantum ad numeros Satyri moveare Bathylli.

Tacit. Anal. cap. 54. dum Maecenati obtemperat effuso in amorem Bathylli: deinde quod civile rebatur misceri voluptatibus vulgi. Cassiodorus l. I. ep. 20. Livius lib. 7. Suetonius in Caligula c. 54. Seneca e. 121.

(††) Julius Pollux lib. 4. cap. 14. §. 99.

Εἴδη δὲ ὀρχημάτων, ἐμμέλεια τραγική, κόρδακες[1] κωμική, σίκιννις[2] σατυρική.

(†††) Julius Pollux l. 4. Onomast. c. 14.

Demosthenes in secunda Olynthiaca.

---

[1] *κορδακης* [Hſ.] [2] *σικιννις* [Hſ.]

§. 10.

Ἐμμέλεια.(*)

§. 11.

Σίκιννις,

Plato, Interpres Aristoph. ad nubes et Hesych.

§. 12.

Einer von den berühmtesten Schülern des Pylades zu Zeiten Augusti[1] war Hylas. Er hatte ihn in seiner Kunst so unterwiesen, daß ihn das Volk seinem Meister fast gleich hielt. Dieser Hylas tanzte einsmals einen Gesang der sich schloß *τὸν μέγαν Ἀγαμέμνονα.* Dieses recht auszudrücken dehnte sich Hylas aus und trat auf die Zehen. Seinem Meister aber wollte das nicht[2] gefallen, und schrie ihm zu *σὺ μακρὸν οὐ μέγαν ποιεῖς.* Hierauf verlangte das Volk von ihm, er sollte eben diesen Gesang tanzen. Er that es, und als er auf obige Stelle kam, blieb er stehen und stellte eine Person in tieffen Gedanken vor: weil er glaubte es sey einem großen Feldherrn nichts anständiger, als vor allen Dingen zu denken. Eben dieser Hylas tanzte einsmals den Oedipus: er tanzte ihn aber mit offnen Augen, weßwegen ihn gleichfalls sein Meister tadelte und ihm zuschrie: *σὺ βλέπεις.*(**)

Theophrastus in Charact. c. VII.
Theodor. Marcil. ad Horat.
Ulpian. Demosthen. Interpres ad Olynth. 2. pag. 215. Hesych. Pollux.

(*) Pollux et Hesych. Suidas.

Ἐμμέλεια, χορικὴ ὄρχησις. διχῶς, ἐμμελεία[3] *καὶ ἐμμελία, ἡ εὐρυθμία. Οἶσθα γὰρ, ὅπως διακείμεθα περὶ τὴν ἐμμελείαν*[4] *τὴν σήν. καὶ ἡ μετὰ μέλους τραγικὴ ὄρχησις.* Und gleich vorher: - - - - *εἶδος ὀρχήσεως, ἔςι δὲ ἡ τῶν τραγῳδῶν.*

Pollux lib. 4. cap. 14. §. 105.

Καὶ μὴν τραγικῆς ὀρχήσεως τὰ σχήματα, σιμὴ χεὶρ, ὁ καλαθίσκος, χεὶρ καταπρανὴς, ξύλου παράληψις, διπλῆ, θερμαυστρὶς, * *κυβίστησις,* ** *παραβῆναι τέτταρα.*

* Forte a *θερμάν*, quod *θρᾴκιόν ἔςι πόλισμα.* Suidas.

** Forte a *κυβιςᾶν* quod Kusterus mutavit in *κυβηβᾶν.* est autem *κυβιςᾶν τὸ ἐπὶ κεφαλῆς ῥίπτειν.* vide Suidam.

(**) Dieses erzehlt uns Macrobius in dem II Buche Saturnaliorum im 7. Kapitel:

Sed quia semel ingressus sum scenam loquendo, non Pylades histrio

---

[1] zu Zeiten Augusti [nachträglich eingefügt] [2] nicht [fehlt Hs.] [3] *ἐμμέλεια* [Suidas] [4] *ἐμμελίαν* [Suidas]

§. 13.

Die Schüler des Pylades und Bathyllus dauerten auch lange Zeit nach den Zeiten Augusti. Die einen wurden Pyladae die andern Bathylli genannt.(*)

nobis omittendus est, qui clarus in opere suo fuit temporibus Augusti, et Hylam discipulum usque ad aequalitatis contentionem eruditione provexit. Populus deinde inter utriusque suffragia divisus est. Et cum canticum quoddam saltaret, cujus clausula erat *τὸν μέγαν Ἀγαμέμνονα,* sublimem ingentemque Hylas velut metiebatur. Non tulit Pylades, et exclamavit a cavea:[1] *σὺ μακρὸν οὐ μέγαν ποιεῖς.* Tunc eum populus coegit idem saltare canticum. Cumque ad locum venisset, quem reprehenderat, expressit cogitantem: nihil magis ratus magno duci convenire quam pro omnibus cogitare. Saltabat Hylas Oedipodem et Pylades hac voce securitatem saltantis castigavit, *σὺ βλέπεις.*

(*) Seneca lib. VII. q. n. cap. 32.

Inscriptionum Gruterianae Collect. p. 1024. num. 5. et p. 331. num. 1. Adde Scaligerum in animadvers. ad Manilium. et Salmasii notae in Vopiscum. Brodaei notae in *Ἀνθολογίαν* tit. II. epig. 2.

Tranquillus, in vita Neronis cap. 54.

Plinius lib. VII. nat. hist. cap. 53.[2] Temporibus Neronis ac Vespasiani.

Suetonius in Nerone.[3]

Tertullianus Apol. 217.

Apulejus lib. 10. Miles. p. 223.

Appianus Alexandrinus in Parthicis. de capite Crassi.

Astyanactem videmus, ubi Hector est?

Anth. l. 3. c. 7. de Chrysomalo Pantomimo.

Artemidorus[4] lib. 2. cap. 38.[5]

Athenaeus l. I. de saltatore, nomine Memphis, eodemque Philosopho Pythagoraeo.

Columella de re rustica. lib. I.

Tacitus annal. I. 77.

Plinius I. 29.[6] Nullius Histrionis equorumve trigarii comitatior[7] egressus in publico erat.

Seneca epist. 47.[8]

Galenus de praecognit. ad Posth. c. 6.

Ammianus Marcellinus lib. 14. cap. 6.

Seneca cap. 12. de Consolat.

Manilius lib. 5. Astron.

Apulejus Metamorph. lib. 10. prope finem.

Dio. lib. 54. p. 533. *Ὅθενπερ, πάνυ σοφῶς ὁ Πυλάδης ἐπιτιμώμενος*

[1] e cavea: [Macrobius] [2] [So Hs.; das Citat ist aber falsch] [3] [So Hs.; das Citat bedeutet natürlich dasselbe wie das auf Zeile 18] [4] Artemidorum [Hs.] [5] [vielmehr lib. 1 cap. 78, wie Calliachius richtig angibt] [6] [vielmehr XXIX. 1] [7] comitator [Hs.] [8] epist. 4. 7. [Hs.]

§.

Von dem Theater zog man endlich auch gar die Pantomimen an die Gastereyen. Juvenalis Sat. 5. 120.

§.

Fugientes reliquiae Pant. durare videntur in eo ludionis sive saltatorum genere qui in Gallia Cisalpina *Mattaccini* appellantur. Eorum vestitus, quo agiliores sint, corpori adpressus, et membra exprimens. Persona sive larva antiquo more sine barba, neque admodum venusta, prominente mento, et qualis vetularum facies

ὑπ' αὐτοῦ, ἐπεὶ Βαθύλλῳ ὁμοτέχνῳ τε ὄντι, καὶ τῷ Μαικείνᾳ προσήκοντι διεςασίαζεν, εἰπεῖν λέγεται, ὅτι συμφέρει σοι, Καῖσαρ, περὶ ἡμᾶς τὸν δῆμον ἀποδιατρίβεσθαι.

Jacobus[1] Pontanus in Macrobinm notis.

Nonus lib. 2. Dionys. et lib. 19.

Lib. II. c. 38. Anthol.

Πάντα καθ' ἱςορίην ὀρχούμενος, ἓν τὸ μέγιςον[2]
Τῶν ἔργων παριδὼν, ἠνίασας μεγάλως.
Τὴν μὲν γὰρ Νιόβην ὀρχούμενος, ὡς λίθος ἔςης,
Καὶ πάλιν ὢν Καπανεὺς, ἐξαπίνης ἔπεσες·
Ἀλλ' ἐπὶ τῆς Κανάκης ἀφυῶς, ὅτι καὶ ξίφος ἦν σοι
Καὶ ζῶν ἐξῆλθες· τοῦτο παρ' ἱςορίην.

Omnia juxta historiam saltans, unum maximum
Negligens molestia nos affecisti.
Nioben enim saltans stetisti ut lapis,
Et rursus Capaneus statim concidisti:
Sed in Canace inepte, quod ensis esset tibi
Et vivus existi: hoc contra historiam.

Lib. 3. c. 7. de Chrysomalo Pantomimo.

Σιγᾷς χρυσεόμαλε τὸ χάλκεον· οὐκ ἔτι δ' ἡμῖν
Εἰκόνας ἀρχεγόνων ἐκτελέεις μερόπων
Νεύμασιν ἀφθόγγοισι. Τεῇ δ' ὄλβιζε σιωπῇ
Νῦν ςυγερῇ τελέθει, τῇ πρὶν ἐθελγόμεθα.

Tacit. Anal. l. 1. c. 77.

Livius. lib. VII.

Juvenalis sat. 5, vers. 120.

Herodotus l. 6. de Clisthene Sicyoniorum rege, de ejus filia et Hypoclida Atheniensi.

Juvenal gedenkt auch eines Pantomimen des Paridis, des Freygelaßnen der Domitiae, Neronis amitae. Sat. VII. v. 87.

[1] [vielmehr Isaac] [2] *μέχιςον* [Hs.]

est. Hi per urbem saltantes discurrunt, obvios loris et scutis, quod veteres Luperci faciebant, incessentes. Manum fronti obtendunt, quod Fauni ac Sileni agebant ad Solem defendendum, quod essent calvi. Incredibili agilitate currus ac rhedas saltu transcendunt, per parietes repunt, in fenestras enituntur, citatique et intento crure corpus in sublime vibrant. Sed et diversos actus saltatione ac gestu imitantur, tonsorem, fabrum, sutorem et id genus scite referentes. Mox et simulacra pugnae taciti edunt, rudibus concurrunt et digladiantur.

(Athen. lib. I.[1] *ὁπλοποιΐαν,* Pyrrhica a Pyrrho. Xenopho in Cyri expedit. in convivio apud Thraces in Graecia.)

Den[2] Calliachius hat Rambach bey den Poeten nicht.
Und ist er mit dem Callichius einerley?

Quid sit *Κορδαξ Σικιννις* et *Εμμελεια,*
vide

Aristoph. Schol. *εν Νεφ.* p. 90.

Hesych. et M. Etymol.

Κορδαξ Comica saltatio et lascivior et ab ebriis fere solis saltabatur. vide Demosth. Ol. II. Theophr. in Eth. Char. *περι απονοιας.* Meurs. Orch.

Σικιννις, Athen. I. ab inventore sic dicto sicinnium. Reines. Var. lect. 100. Inventorem hujus Clemens Alex. praeceptorem liberorum Themistoclem[3] facit *Παιδ.* 1. 7. p. m. 130.

Εμμελεια. V. 9. 26. et Plat. de legibus VII. saltatio *ειρηνικη* i. e. sine armis.

[1] [vielmehr lib. XIV.] [2] [Die folgenden Bemerkungen, bisher ungedruckt, sind von Lessing nachträglich auf dem Titelblatt der Hs. beigefügt] [3] [verschrieben für] Themistoclis

Gedanken über die Herrnhuter.

— — oro atque obsecro ut multis injuriis jactatam atque agitatam aequitatem in hoc tandem loco confirmari patiamini.

Cicero pro Publ. Quintio.

1750.[1]

Die Siege geben dem Kriege den Ausschlag: sie sind aber sehr zweydeutige Beweise der gerechten Sache: oder vielmehr sie sind gar keine.

Die gelehrten Streitigkeiten sind eben sowol eine Art von Kriegen, als die kleinen Zuzus eine Art von Hunden sind. Was liegt daran, ob man über ein Reich oder über eine Meynung streitet; ob der Streit Blut oder Dinte kostet? Genug man streitet.

Und also wird auch hier der, welcher Recht behält, und der, welcher Recht behalten sollte, nur selten einerley Person seyn.

Tausend kleine Umstände können den Sieg bald auf diese, bald auf jene Seite lenken. Wie viele würden aus der Rolle der Helden auszustreichen seyn, wenn die Wirkung von solchen kleinen Umständen, das Glück nemlich, seinen Antheil von ihren bewundernswürdigen Thaten zurücknehmen wollte?

Laßt den und jenen großen Gelehrten in einem andern Jahrhunderte gebohren werden, benehmt ihm die und jene Hülfsmittel, sich zu zeigen, gebt ihm andre Gegner, sezt ihn in ein ander Land; und ich zweifle, ob er derjenige bleiben würde, für den man ihn jezo hält. Bleibt er es nicht, so hat ihn das Glück groß gemacht.

Ein Sieg, den man über Feinde davon trägt, welche sich nicht vertheidigen können oder nicht wollen, welche sich ohne Gegenwehr gefangen nehmen oder ermorden lassen, welche, wann sie einen Gegenstreich führen,

[1] [Die Gedanken über die Herrnhuter, 1750 entstanden (vgl. Erich Schmidt, Lessing, Bd. I, S. 198 ff.), wurden nach der nunmehr verschollenen, 2½ Bogen starken Handschrift, die höchst wahrscheinlich auch auf dem Titelblatte die Jahreszahl 1750 enthielt, zuerst von Karl Lessing im „Theologischen Nachlaß" seines Bruders (Berlin, bei Christian Friedrich Voß und Sohn, 1784), S. 255—268 veröffentlicht und darnach 1793 im siebzehnten Teil der sämtlichen Schriften, S. 302—323 abgedruckt.]

aus Mattigkeit durch ihren eigenen Hieb zu Boden fallen; wie ist so ein Sieg zu nennen? Man mag ihn nennen, wie man will; so viel weiß ich, daß er kein Sieg ist; ausser etwa bey denen, die, wenn sie siegen sollen, ohne zu kämpfen siegen müssen.

Auch unter den Gelehrten giebt es dergleichen Siege. Und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die Siege unserer Theologen, die sie bisher über die Herrnhuter erhalten zu haben glauben, von dieser Art wären.

Ich bin auf den Einfall gekommen, meine Gedanken über diese Leute aufzusetzen. Ich weiß es, sie sind entbehrlich; aber nicht entbehrlicher, als ihr Gegenstand, welcher wenigstens zu einem Strohmanne dient, an dem ein junger und muthiger Gottesgelehrter seine Fechterstreiche in Uebung zu bringen, lernen kann. Die Ordnung, der ich folgen werde, ist die liebe Ordnung der Faulen. Man schreibt wie man denkt: was man an dem gehörigen Ort ausgelassen hat, holet man bey Gelegenheit nach: was man aus Versehen zweymal sagt, das bittet man den Leser das andremal zu übergehen.

Ich werde sehr weit auszuholen scheinen. Allein, ehe man sichs versieht, so bin ich bey der Sache.

Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. Aber eben deswegen, weil er nicht dazu erschaffen ward, hängt er diesem mehr als jenem nach. Seine Bosheit unternimmt allezeit das, was er nicht soll, und seine Verwegenheit allezeit das, was er nicht kann. Er, der Mensch, sollte sich Schranken setzen lassen?

Glückselige Zeiten, als der Tugendhafteste der Gelehrteste war! als alle Weisheit in kurzen Lebensregeln bestand!

Sie waren zu glückselig, als daß sie lange hätten dauern können. Die Schüler der sieben Weisen glaubten ihre Lehrer gar bald zu übersehen. Wahrheiten, die jeder fassen, aber nicht jeder üben kann, waren ihrer Neubegierde eine allzuleichte Nahrung. Der Himmel, vorher der Gegenstand ihrer Bewunderung, ward das Feld ihrer Muthmaßungen. Die Zahlen öfneten ihnen ein Labyrinth von Geheimnissen, die ihnen um so viel angenehmer waren, je weniger sie Verwandschaft mit der Tugend hatten.

Der weiseste unter den Menschen, nach einem Ausspruche des Orakels, in dem es sich am wenigsten gleich war, bemühte sich die Lehr-

begierde von diesem verwegenen Fluge zurückzuholen. Thörichte Sterbliche, was über euch ist, ist nicht für euch! Kehret den Blick in euch selbst! In euch sind die unerforschten Tiefen, worinnen ihr euch mit Nutzen verlieren könnt. Hier untersucht die geheimsten Winkel. Hier lernet die Schwäche und Stärke, die verdeckten Gänge und den offenbaren Ausbruch eurer Leidenschaften! Hier richtet das Reich auf, wo ihr Unterthan und König seyd! Hier begreifet und beherrschet das einzige, was ihr begreifen und beherrschen sollt; euch selbst.

So ermahnte Sokrates, oder vielmehr Gott durch den Sokrates.

Wie? schrie der Sophist. Lästerer unserer Götter! Verführer des Volks! Pest der Jugend! Feind des Vaterlandes! Verfolger der Weisheit! Beneider unsers Ansehens! Auf was zielen deine schwärmerische Lehren? Uns die Schüler zu entführen? Uns den Lehrstuhl zu verschließen? Uns der Verachtung und der Armuth Preiß zu geben?

Allein was vermag die Bosheit gegen einen Weisen? Kann sie ihn zwingen, seine Meynung zu ändern? die Wahrheit zu verleugnen? Beweinenswürdiger Weise, wenn sie so stark wäre. Lächerliche Bosheit, die ihm, wenn sie es weit bringt, nichts als das Leben nehmen kann. Daß Sokrates ein Prediger der Wahrheit sey, sollten auch seine Feinde bezeugen, und wie hätten sie es anders bezeugen können, als daß sie ihn tödteten?

Nur wenige von seinen Jüngern giengen den von ihm gezeigten Weg. Plato fieng an zu träumen, und Aristoteles zu schließen. Durch eine Menge von Jahrhunderten, wo bald dieser, bald jener die Oberhand hatte, kam die Weltweisheit auf uns. Jener war zum göttlichen, dieser zum untrüglichen geworden. Es war Zeit, daß Cartesius aufstand. Die Wahrheit schien unter seinen Händen eine neue Gestalt zu bekommen; eine desto betrüglichere, je schimmernder sie war. Er eröfnete allen den Eingang ihres Tempels, welcher vorher sorgfältig durch das Ansehen jener beyden Tyrannen bewacht ward. Und das ist sein vorzügliches Verdienst.

Bald darauf erschienen zwey Männer, die, trotz ihrer gemeinschaftlichen Eifersucht, einerley Absicht hatten. Beyden hatte die Weltweisheit noch allzuviel praktisches. Ihnen war es vorbehalten, sie der Meßkunst zu unterwerfen. Eine Wissenschaft, wovon dem Alterthume kaum die ersten Buchstaben bekannt waren, leitete sie mit sichern Schritten bis zu

den verborgensten Geheimnissen der Natur. Sie schienen sie auf der That ertappt zu haben.

Ihre Schüler sind es, welche jezo dem sterblichen Geschlechte Ehre machen, und auf den Nahmen der Weltweisen ein gar besonders Recht zu haben glauben. Sie sind unerschöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinsten Raum können sie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimnisse klar machen, wozu Aristoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, unterdessen da das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh herunter gesezt wird.

Allein mein Leser wird ungeduldig werden. Er erwartet ganz was anders, als die Geschichte der Weltweisheit in einer Nuß. Ich muß ihm also sagen, daß ich blos dieses deswegen vorangeschickt, damit ich durch ein ähnliches Beyspiel zeigen könne, was die Religion für ein Schicksal gehabt hat: Und dieses wird mich weit näher zu meinem Zwecke bringen.

Ich behaupte also: es gieng der Religion wie der Weltweisheit.

Man gehe in die ältesten Zeiten. Wie einfach, leicht und lebendig war die Religion des Adams? Allein wie lange? Jeder von seinen Nachkommen sezte nach eignem Gutachten etwas dazu. Das Wesentliche wurde in einer Sündfluth von willkührlichen Säzen versenkt. Alle waren der Wahrheit untreu geworden, nur einige weniger, als die andern; die Nachkommen Abrahams am wenigsten. Und deßwegen würdigte sie Gott einer besondern Achtung. Allein nach und nach ward auch unter ihnen die Menge nichts bedeutender und selbst erwählter Gebräuche so groß, daß nur wenige einen richtigen Begrif von Gott behielten, die übrigen aber an dem äusserlichen Blendwerke hängen blieben, und Gott für ein Wesen hielten, das nicht leben könne, wenn sie ihm nicht seine Morgen- und Abendopfer brächten.

Wer konnte die Welt aus ihrer Dunkelheit reissen? Wer konnte der Wahrheit den Aberglauben besiegen helfen? Kein Sterblicher. *Θεος ἀπο μηχανης*.

Christus kam also. Man vergönne mir, daß ich ihn hier nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer ansehen darf. Waren seine Absichten etwas anders, als die Religion in ihrer Lauterkeit wieder herzustellen,

und sie in diejenigen Gränzen einzuschließen, in welchen sie desto heilsamere und allgemeinere Wirkungen hervorbringt, je enger die Gränzen sind? Gott ist ein Geist, den sollt ihr im Geist anbeten. Auf was drang er mehr als hierauf? und welcher Satz ist vermögender alle Arten der Religion zu verbinden, als dieser? Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftgelehrten wider ihn erbitterte. Pilatus, er lästert unsern Gott; kreuzige ihn! Und aufgebrachten Priestern schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab.

Ich sage es noch einmal, ich betrachte hier Christum nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer. Ich lehne aber alle schreckliche Folgerungen von mir ab, welche die Bosheit daraus ziehen könnte.

Das erste Jahrhundert war so glücklich Leute zu sehen, die in der strengsten Tugend einhergiengen, die Gott in allen ihren Handlungen lobten, die ihm auch für das schmählichste Unglück dankten, die sich um die Wette bestrebten, die Wahrheit mit ihrem Blute zu versiegeln.

Allein so bald man müde wurde, sie zu verfolgen, so bald wurden die Christen müde, tugendhaft zu seyn. Sie bekamen nach und nach die Oberhand und glaubten, daß sie nun zu nichts weniger als zu ihrer ersten heiligen Lebensart verbunden wären. Sie waren dem Sieger gleich, der durch gewisse anlockende Maximen sich Völker unterwürfig macht; so bald sie sich ihm aber unterworfen haben, diese Maximen zu seinem eigenen Schaden verläßt.

Das Schwerdt nutzt man im Kriege, und im Frieden trägt man es zur Zierde. Im Kriege sorgt man nur, daß es scharf ist. Im Frieden putzt man es aus, und giebt ihm durch Gold und Edelsteine einen falschen Werth.

So lange die Kirche Krieg hatte, so lange war sie bedacht, durch ein unsträfliches und wunderbares Leben, ihrer Religion diejenige Schärfe zu geben, der wenig Feinde zu widerstehen fähig sind. So bald sie Friede bekam, so bald fiel sie darauf, ihre Religion auszuschmücken, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen, und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen.

In diesen Bemühungen war sie so glücklich, als man es nur hoffen konnte. Rom, das vorher allen besiegten Völkern ihre väterlichen Götter ließ, das sie sogar zu seinen Göttern machte, und durch dieses kluge Verfahren höher als durch seine Macht stieg, Rom ward auf einmal zu

einem verabscheuungswürdigen Tyrannen der Gewissen. Und dieses, so viel ich einsehe, war die vornehmste Ursache, warum das römische Reich von einem Kaiser zu dem andern immer mehr und mehr fiel. Doch diese Betrachtung gehöret nicht zu meinem Zweck. Ich wollte nur wünschen, daß ich meinen Leser Schritt vor Schritt durch alle Jahrhunderte führen und ihm zeigen könnte, wie das ausübende Christenthum von Tag zu Tag abgenommen hat, da unterdessen das beschauende durch phantastische Grillen und menschliche Erweiterungen zu einer Höhe stieg, zu welcher der Aberglaube noch nie eine Religion gebracht hat. Alles hieng von einem Einzigen ab, der desto öfterer irrte, je sicherer er irren konnte.

Man kennt diejenigen, die in diesen unwürdigen Zeiten zuerst wieder mit ihren eigenen Augen sehen wollten. Der menschliche Verstand läßt sich zwar ein Joch auflegen; so bald man es ihm aber zu sehr fühlen läßt, so bald schüttelt er es ab. Huß und einige andre, die das Ansehen des Statthalters Christi nur in diesem und jenem[1] Stücke zweifelhaft machten, waren die gewissen Vorboten von Männern, welche es glücklicher gänzlich über den Haufen werfen würden.

Sie kamen. Welch feindseliges Schicksal mußte zwey Männer über Worte, über ein Nichts uneinig werden lassen, welche am geschicktesten gewesen wären, die Religion in ihrem eigenthümlichen Glanze wieder herzustellen, wenn sie mit vereinigten Kräften gearbeitet hätten? Selige Männer, die undankbaren Nachkommen sehen bey eurem Lichte, und verachten euch. Ihr waret es, die ihr die wankenden Kronen auf den Häuptern der Könige feste setztet, und man verlacht euch als die kleinsten, eigennützigsten Geister.

Doch die Wahrheit soll bey meinem Lobspruche nicht leiden. Wie kam es, daß Tugend und Heiligkeit gleichwol so wenig bey euren Verbesserungen gewann? Was hilft es, recht zu glauben, wenn man unrecht lebt? Wie glücklich, wenn ihr uns eben so viel fromme als gelehrte Nachfolger gelassen hättet! Der Aberglaube fiel. Aber eben das, wodurch ihr ihn stürztet, die Vernunft, die so schwer in ihrer Sphäre zu erhalten ist, die Vernunft führte euch auf einen andern Irrweg, der zwar weniger von der Wahrheit, doch desto weiter von der Ausübung der Pflichten eines Christen entfernt war.

Und jetzo, da unsre Zeiten — soll ich sagen so glücklich? oder so

[1] jenen [1784]

unglücklich? — sind, daß man eine so vortrefliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worinne man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden kann, worinne eine die andere schwächt, indem diese den Glauben durch Beweise erzwingen, und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen soll; jetzo, sage ich, ist durch diese verkehrte Art, das Christenthum zu lehren, ein wahrer Christ weit seltner, als in den dunklen Zeiten geworden. Der Erkenntniß nach sind wir Engel, und dem Leben nach Teufel.

Ich will es dem Leser überlassen, mehr Gleichheiten zwischen den Schicksalen der Religion und der Weltweisheit aufzusuchen. Er wird durchgängig finden, daß die Menschen in der einen wie in der andern nur immer haben vernünfteln, niemals handeln wollen.

Nun kömmt es darauf an, daß ich diese Betrachtung auf die Herrnhuter anwende. Es wird leicht seyn. Ich muß aber vorher einen kleinen Sprung zurück auf die Philosophie thun.

Man stelle sich vor, es stünde zu unsern Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigsten Verrichtungen unserer Gelehrten von der Höhe seiner Empfindungen verächtlich herabsehen könnte, welcher mit einer sokratischen Stärke die lächerlichen Seiten unserer so gepriesenen Weltweisen zu entdecken wüßte, und mit einem zuversichtlichen Tone auszurufen wagte:

Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit!

Gesezt, alle seine Ermahnungen und Lehren zielten auf das einzige, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns, des Reichthums entbehren, ja ihn fliehen. Er lehrte uns, unerbittlich gegen uns selbst, nachsehend gegen andre seyn. Er lehrte uns, das Verdienst, auch wenn es mit Unglück und Schmach überhäuft ist, hochachten und gegen die mächtige Dummheit vertheidigen. Er lehrte uns, die Stimme der Natur in unsern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns, Gott nicht nur glauben, sondern was das vornehmste ist, lieben. Er lehrte uns endlich, dem Tode unerschrocken unter die Augen gehen, und durch einen willigen Abtritt von diesem Schauplatze beweisen, daß man überzeugt sey, die Weisheit würde uns die Maske nicht ablegen heissen, wenn wir unsere Rolle nicht geendigt hätten. Man bilde sich übrigens ein, dieser Mann besäße nichts von aller der Kenntniß, die

desto weniger nüzt, je prahlender sie ist. Er wäre weder in den Geschichten, noch in den Sprachen erfahren. Er kenne die Schönheiten und Wunder der Natur nicht weiter, als in soferne sie die sichersten Beweise von ihrem großen Schöpfer sind. Er habe alles das unerforscht gelassen, wovon er, bey Thoren zwar mit weniger Ehre, allein mit desto mehr Befriedigung seiner selbst, sagen kann: ich weiß es nicht, ich kann es nicht einsehen. Gleichwol mache dieser Mann Anspruch auf den Titel eines Weltweisen. Gleichwol wäre er so beherzt, ihn auch Leuten abzustreiten, welchen öffentliche Aemter das Recht dieses blendenden Beynahmens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Gesellschaften der falschen Weisheit die Larve abriß, dahin brächte, daß ihre Hörsäle, ich will nicht sagen leer, doch minder voll würden; ich bitte euch, meine Freunde, was würden unsere Philosophen mit diesem Manne anfangen? Würden sie sagen: Wir haben geirret? Ja, er hat Recht. Man muß keinen Philosophen kennen, wenn man glaubt, er sey fähig zu widerrufen.

Hu! würde ein stolzer Algebraist murmeln, Ihr mein Freund ein Philosoph? Laßt einmal sehen. Ihr versteht doch wohl einen hyperbolischen Afterkegel zu cubiren? Oder nein — — Könnet Ihr eine Exponential-Größe differentiren? Es ist eine Kleinigkeit; hernach wollen wir unsre Kräfte in was größern versuchen. Ihr schüttelt den Kopf? Nicht? Nu da haben wirs. Bald wollte ich wetten, Ihr wißt nicht einmal, was eine Irrational-Größe ist? Und werft Euch zu einem Philosoph auf? O Verwegenheit! o Zeit! o Barbarey!

Ha! Ha! fällt ihm der Astronom ins Wort, und also werde auch ich wohl eine schlechte Antwort von Euch zu erwarten haben? Denn wenn Ihr, wie ich höre, nicht einmal die ersten Gründe der Algebra inne habt, so müßte Gott es Euch unmittelbar eingegeben haben, wenn Ihr eine bessere Theorie des Monds hättet, als ich. Laßt sehen, was Ihr davon wißt? Ihr schweigt? Ihr lacht gar?

Platz! Ein paar Metaphysiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden eine Lanze zu brechen. Nun, schreyt der eine, Ihr glaubt doch wohl Monaden? Ja. Ihr verwerft doch wohl die Monaden, ruft der andre? Ja. Was? Ihr glaubt sie und glaubt sie auch nicht? Vortreflich!

Umsonst würde er es wie jener Bauerjunge machen, den sein Pfarr

fragte: kannst du das siebende Gebot? Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen, und sezte hinzu: Herr Pfarr könnet Ihr das? Doch ich will ernsthafter reden. Umsonst, sage ich, würde er seinen Hohnsprechern[1] andere wichtige Fragen vorlegen. Vergebens würde er sogar beweisen, daß seine Fragen mehr auf sich hätten, als die ihrigen. Könnt Ihr, würde er etwa zu dem ersten sagen, Euren hyperbolischen Stolz mäßigen? Und zu dem andern: seyd Ihr weniger veränderlich, als der Mond? Und zu dem dritten: kann man seinen Verstand nicht in etwas bessern üben, als in unerforschlichen Dingen? Ihr seyd ein Schwärmer! würden sie einmüthig schreyen. Ein Narr, der dem Tollhause entlaufen ist! Allein man wird schon Sorge tragen, daß Ihr wieder an Ort und Stelle kommt.

Gott sey Dank, daß so ein verwegener Freund der Layen[2] noch nicht aufgestanden ist, und zu unsern Zeiten auch nicht aufstehen möchte: denn die Herrn, welche mit der Wirklichkeit der Dinge so viel zu thun haben, werden schon sorgen, daß meine Einbildung nimmermehr zur Wirklichkeit gelangt.

Wie aber, wenn so ein Schicksal unsre Theologen betroffen hätte? Doch ich will mich ohne Umschweif erklären. Ich glaube, das, was so ein Mann, wie ich ihn geschildert habe, für die Weltweisen seyn würde,[3] das sind anjetzo die Herrnhuter für die Gottesgelehrten. Sieht man bald wo ich hinaus will?

Eine einzige Frage, die man, wenn man die geringste Billigkeit hat, nimmermehr bejaen kann, wird deutlich zeigen, daß meine Vergleichung nicht ohne Grund ist. Haben die Herrnhuter, oder hat ihr Anführer, der Graf von Z. jemals die Absicht gehabt, die Theorie unsers Christenthums zu verändern? Hat er jemals gesagt, in diesem oder jenem Lehrsatze irren meine Glaubensgenossen? Diesen Punkt verstehen sie falsch? Hier müssen sie sich von mir zu Rechte weisen lassen? Wenn unsre Theologen aufrichtig seyn wollen, so werden sie gestehen müssen, daß er sich nie zu einem Religionsverbesserer aufgeworfen hat. Hat er ihnen nicht mehr als einmal die deutlichsten Versicherungen gethan, daß seine Lehrsätze in allem dem augspurgischen Glaubensbekenntniß gemäß wären? Schon gut, werden sie antworten; allein warum behauptet er

[1] seinem Hohnsprecher [1784] [2] Lügen [verdruckt 1784] [3] würden, [1784]

in seinen eigenen Schriften Sachen, die diesen Versicherungen offenbar widersprechen? Haben wir ihn nicht der abscheulichsten Irrthümer überführt? Man erlaube mir, daß ich die Beantwortung dieses Punkts ein wenig verspare. Genung wir haben sein Bekenntniß; er verlangt nichts in den Lehrsätzen unserer Kirche zu verändern. Was will er denn? — — — — —

Übersetzungen.[1]

Aus Senecas Briefen.[2]

Aus Aristoteles' Poetik.[3]

Aus Cervantes' Musternovellen.[4]

Aus Baniers Mythologie.[5]

---

[1] [Die jetzt verschollenen Handschriften dieser Übersetzungen und Auszüge erhielt großenteils Georg Gustav Fülleborn von Karl Lessing zur Prüfung, schloß sie aber als unbrauchbar von der Ausgabe des Lessingischen Nachlasses aus. (G. E. Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse. Herausgegeben von K. G. Lessing. Berlin, 1795. Teil III, S. VI ff.) Nach seiner Angabe stammen alle diese Arbeiten aus Lessings Jugendzeit.]

[2] [„Ein Anfang einer Uebersetzung von Seneca's Briefen ist so holpricht, daß er gewiß unter die allerersten Jugendarbeiten Lessings gehört", urteilt Fülleborn a. a. O. S. VIII. Die Übertragung dürfte, wenn nicht früher, doch wenigstens etwa in die Jahre 1749—1751 fallen, da Lessing um diese Zeit besonders gern Seneca citierte. Vgl. unter anderm in diesem Bande S. 149, 151, 171.]

[3] [Fülleborn fand nur „hin und wieder auf einzelnen Blättern Perioden aus Aristoteles Poetik übersetzt", die Lessing später in der „Dramaturgie" weit richtiger und deutscher wiedergegeben habe. Wahrscheinlich fallen diese Versuche vor das Jahr 1753, in welchem die Verdeutschung des Aristotelischen Werkes von Curtius erschien (vgl. oben Bd. V, S. 194 f.); vielleicht reichen sie bis in die Zeit der Arbeit an den „Theatralischen Beiträgen" (1750) oder gar in die Studentenjahre zurück.]

[4] [Von Fülleborn nicht erwähnt. Lessing hatte die Übersetzung der „neuen Beyspiele des Cervantes" aus dem Spanischen schon im November 1750 geplant oder begonnen (vgl. den Brief an seinen Vater vom 2. November 1750) und im folgenden Februar „in der Arbeit" (vgl. oben Bd. IV, S. 206), scheint sie aber gegen Ende des Jahres 1752 endgültig aufgegeben zu haben, als ein ungenannter Übersetzer eine Auswahl dieser „Musternovellen", nach der ungenauen französischen Übertragung schlecht verdeutscht, erscheinen ließ (vgl. oben Bd. V, S. 14).]

[5] [Von Fülleborn nicht erwähnt. Nach dem Brief an Johann Adolf Schlegel vom 23. Januar 1753 beschäftigte sich Lessing seit der Mitte des Jahres 1751 mit der Übersetzung von Baniers „Fabellehre" und hatte schon 1752 den Anfang derselben der Druckerei übergeben; die zwei ersten Teile der deutschen Ausgabe sollten Ostern 1753 erscheinen. Doch unterblieb die Veröffentlichung mit Rücksicht auf die Übertragung des gleichen Werks, die Schlegel 1753 ankündigte und seit 1754 erscheinen ließ (vgl. oben Bd. V, S. 157 f., 409 f.). Von den angeblich im Januar 1753 bereits gedruckten, jedenfalls nicht sehr umfangreichen Bruchstücken der Lessingischen Arbeit hat sich nichts erhalten.]

Aus
Aldrete und Susa.[1]

Aus
Cerceaus Gesprächen über die Beredsamkeit.[2]

Aus dem
Schreiben über den Charakter der Italiener.[3]

Aus
Bekkers Bezauberter Welt.[4]

[1] [Von Fülleborn nicht genannt. Gottlob Samuel Nicolai erwähnt in seinem „Antwortsschreiben an Herrn Pastor Lange in Laublingen" (Frankfurt und Leipzig 1754) S. 11 aus einem wohl noch dem Jahre 1752 angehörenden Briefe Lessings „Vorschläge von seiner Uebersetzung der spanischen Bücher des Aldrete und Susa" (vgl. oben Bd. V, S. 262 Anm.). Unter dem ersten Werke sind die 1614 erschienenen „Varias antiguedades de España, Africa y otras provincias" von Bernardo Aldrete verstanden. Auf welches Werk aber der Name Susa hinweisen soll, ist kaum zu bestimmen, da zahlreiche spanische Schriftsteller Susa oder Sousa heißen. Die Vollendung und Herausgabe dieser Übersetzungen unterblieb, weil sich für solche Bücher kein Verleger fand; vgl. Karl Lessing, G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 152 f.]

[2] [Fülleborn fand nur wenige Blätter von dieser und der folgenden Übersetzung aus dem Französischen; in beiden verriet sich nach seinem Urteile der Anfänger. Vielleicht hängt die Übertragung Cerceaus irgendwie mit den Entwürfen zu dem Werke „Der Schauspieler" zusammen (vgl. unten S. 179 ff.); in diesem Falle dürfte sie 1754 oder kurz vorher entstanden sein. Oder sollten, da ich Gespräche über die Beredsamkeit von du Cerceau nicht auffinden kann, seine „Réflexions sur la poésie française" gemeint sein, die nach der ersten Veröffentlichung im „Mercure de France" aufs neue 1730 in Holland in einem „Recueil de différents traités sur l'éloquence et la poésie" erschienen?]

[3] [Da sich der Verfasser des anonymen französischen Schreibens nicht feststellen läßt, ist auch die Datierung von Lessings Übersetzung erschwert. Angelegentlich beschäftigte sich dieser mit der italienischen Litteratur erst in den Jahren 1754—1758, als er die „Theatralische Bibliothek" herausgab und Goldonische Lustspiele nachzubilden suchte. Vielleicht begann er damals auch im Zusammenhang mit solchen Arbeiten die von Fülleborn erwähnte Übertragung.]

[4] [Von Fülleborn nicht erwähnt. Im Brief an den Vater vom 11. April 1755 bittet Lessing seinen Bruder Theophilus, nachzusehen, ob er nicht vielleicht von Wittenberg nach Camenz ein Packet holländischer Schriften mitgebracht habe, „die ich ehemals mit vieler Mühe gesammelt hatte, und die Streitigkeiten wegen Beckers bezauberter Welt betreffen . . . . . Da ich jezt an einer neuen Übersetzung von Beckers bezaub. Welt arbeite, der ich eine Geschichte der darüber erregten Streitigkeiten vorsetzen will, und wozu der Hr. Past. Hauber aus Koppenhagen mir bereits sehr viel Beyträge geschickt hat: so brauchte ich die gedachten Holländischen Pieçen sehr nothwendig." Die Vorarbeiten zu dieser Übersetzung aus dem Holländischen reichen also bis in Lessings Wittenberger Studienjahr 1752 zurück.]

Auszüge.[1]

Aus Fabricius' Griechischer Bibliothek.[2]

Aus Frau Daciers Anmerkungen über Homer.[3]

Aus Morhofs Polyhistor.[4]

Aus Gesners Mithridates.[5]

Aus Benthems Holländischem Kirchen- und Schulenstaat von 1698.[6]

---

[1] [Vgl. oben S. 164, Anm. 1.]

[2] [Fülleborn erwähnt zuerst im allgemeinen Auszüge aus diesem Sammelwerke, dann noch besonders einen „Auszug der Stücke Griechischer Tragiker und Komiker" ebendaraus. Die Entstehungszeit dieser Arbeiten ist schwer zu bestimmen. Vielleicht stammen sie schon aus den Studentenjahren Lessings oder aus den Jahren 1749 und 1750, als er die „Theatralischen Beiträge" vorbereitete, vielleicht aber auch erst aus der Zeit der Arbeit am „Sophokles" (1760)]

[3] [Diese Auszüge dürften spätestens in die Zeit der Vorstudien zum „Laokoon", vielleicht aber schon in Lessings Studentenjahre oder in die Zeit fallen, da er sich gelegentlich der Kritik des Klopstockschen „Messias" zuerst eingehender mit der epischen Dichtung beschäftigte (1751).]

[4] [Auch mit Morhofs „Polyhistor" dürfte sich Lessing bereits als Student näher befaßt haben, wenn uns auch bestimmte Zeugnisse von einem solchen frühzeitigen Studium des damals noch vielgebrauchten Werkes nicht erhalten sind. 1752 kannte er es; vgl. unten S. 169. Häufiger erwähnt er in seinen Schriften und Briefen Morhof erst etwa seit 1754 (vgl. oben Bd. V, S. 312, 329; Bd. VII. S. 127, 377; Brief vom 6. Februar 1758 u. s. w.).]

[5] [Ebenso wenig wie für die bisher genannten Auszüge läßt sich für die aus Konrad Gesners „Mithridates" eine bestimmte Entstehungszeit angeben, zumal da Fülleborn nicht sagt, aus welchen Abschnitten des „Mithridates", über welche der darin behandelten Sprachen Lessing sich Auszüge anlegte. Auf sprachvergleichende Studien deuten unter anderm schon etymologische Bemerkungen in einer Recension von 1751 hin (vgl. oben Bd. IV, S. 211 ff.); eifriger betrieb Lessing diese Studien erst etwa seit 1758, wovon das Wörterbuch zu Logaus Sinngedichten Zeugnis giebt, und besonders in der Wolfenbüttler Zeit.]

[6] [Vielleicht stammen diese Auszüge aus dem Wittenberger Jahr 1752, in welchem Lessing sich viel mit Kirchengeschichte beschäftigte, oder aus der unmittelbar folgenden Zeit, in der die „Briefe" von 1753 und die „Rettungen" entstanden.]

Aus den
Vacationes autumnales von Cresollius.[1]

Aus den Schriften von
Jordanus Brunus, Hieronymus Cardanus
und
Thomas Campanella.[2]

Aus
Goldonis Lustspielen.[3]

Aus
Kölers Abhandlung über den Teuerdank.[4]

---

[1] [Die Auszüge aus den „Vacationes autumnales sive de perfecta oratoris actione et pronuntiatione" von Lud. Cresollius (Paris 1620) hängen vermutlich mit der Übersetzung von Cerceaus Gesprächen über die Beredsamkeit und mit den Entwürfen zu dem Werke „Der Schauspieler" zusammen und mögen deshalb etwa dem Jahre 1754 angehören.]

[2] [Von Fülleborn nicht erwähnt. Aber Karl Lessing (G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 162) berichtet im Zusammenhange mit mehreren Schriften und Entwürfen aus den Jahren 1754 und 1755, daß sein Bruder damals auch aus den Werken des J. Brunus, H. Cardanus und Th. Campanella „die merkwürdigsten Stellen ausziehen und seine Betrachtungen darüber machen" wollte. Dieser Plan hieng sicher mit der 1754 veröffentlichten „Rettung des Cardanus", vielleicht auch mit den Bemerkungen über Giordano Bruno in einer fast gleichzeitigen Recension (vgl. oben Bd. V, S. 429) zusammen.]

[3] [Von Fülleborn nicht erwähnt. Im Brief vom 8. Dezember 1755 an Mendelssohn versprach Lessing, demnächst einen Auszug aus der siebenbändigen Ausgabe der Werke Goldonis von 1753, die achtundzwanzig Lustspiele enthalte, nach Berlin zu schicken. Die Arbeit war für das vierte Stück der „Theatralischen Bibliothek" bestimmt, wurde aber trotz Mendelssohns Mahnungen vom 10. Januar und 9. März 1756 ebenso wenig vollendet wie der für Ostern 1756 geplante Band von sechs eignen Lustspielen, von dem nur zwei Bogen, der Anfang der dem gleichnamigen Stücke Goldonis nachgebildeten „Glücklichen Erbin", gedruckt wurden; vgl. oben Bd. III, S. 336 Anm.]

[4] [Vermutlich fallen die Auszüge aus Johann David Kölers mehrfach gedruckter „Disquisitio de libro poetico Theuerdanck", die auch in dem Aufsatz über das „Heldenbuch" mehrfach erwähnt wird (vgl. unten), in die Zeit, als Lessing sich zuerst mit diesem „Heldenbuch" und der älteren deutschen Dichtung überhaupt beschäftigte, also etwa in das Jahr 1758.]

Verzeichnis
von
Ausgaben alter Klassiker.[1]

Index
zu
Politians Episteln.[2]

[1] [Fülleborn a. a. O. Bd. III, S. VI erwähnt unter den von ihm als unbrauchbar bei Seite gelegten „Sammlungen von allerhand Notizen", die sich Lessing „in sehr frühen Jahren" angelegt habe, auch „die, noch dazu unvollständig, angemerkten Ausgaben alter Classiker". Da er aber nicht näher angiebt, um welche alten Klassiker es sich dabei handelt, läßt sich auch über die Entstehungszeit des Verzeichnisses nichts Genaueres bestimmen.]

[2] [Fülleborn (a. a. O. Bd. III, S. VIII) fand in den von Karl Lessing ihm übergebenen Papieren „einen angefangnen Index zu Politians Episteln, auch aus Lessings Jugendzeit". Mit italienischen Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts beschäftigte sich Lessing besonders 1752 und 1753 (vgl. oben Bd. V, S. 135, 137 ff., 209); vielleicht gehört die von Fülleborn erwähnte Arbeit derselben Zeit an.]

Einige Materialien zu einem lateinischen Aufsatze über Johann Huart.[1]

De nomine.

De ipsius nomine monendum erit, falso illum a Morhofio aliisque Janum nominari.

Hispanicum Juan idem esse quod Johannes, cum ex Lexicis tum ex inscriptione Evangelii St. Johannis, qualis in Hispanorum bibliis extat, apparet.

Qua ratione ex verbo Joannes fieri potuisset Juan, Grammatici docent. Abjecta terminatione es, o in u mutatur, quae sane mutatio Hispanis admodum vulgaris est.

Hispanum esse.

Huartum nostrum Hispanum esse, ex eo probare, quod Hispanico idiomate usus fuerit, ficulneum sane esset argumentum, nisi ipse Huartus Hispanicam[2] linguam suam dixisset.

Cap. 8. p. 130.

Quo terrarum natus fuerit.

Natus in fano S. Joannis Pedeportuensis, Gallicae ditionis urbe, quae tamen neutiquam de ipsius gente scrupulum movere valet, quod sane conjectura non inepta doceri potest.

Quod ipsius pueritiae indicium dederit.

P. 6. Entramos tres etc.

Quibus operam dederit studiis et quae neglexisse videatur.

P. 72. Poëta que se nomo Pindaro etc.

[1] [Von Fülleborn (a. a. O. Bd. III, S. 365—370) nach der nunmehr verschollenen Handschrift 1795 als Anhang zu den meist später entstandenen „Anmerkungen zur Gelehrten-Geschichte" mitgeteilt mit der Bemerkung, diese lateinischen Aufzeichnungen seien wahrscheinlich die Grundlage der Lessingischen Vorrede zur Übersetzung von Huartes „Examen de ingenios" von 1752 (vgl. oben Bd. V, S. 4 ff.). In der That nehmen sich die lateinischen Sätze in mancher Hinsicht wie eine Vorarbeit zu jener Vorrede aus, die dann nur ursprünglich viel breiter müßte geplant gewesen sein. Aber die lateinische Sprache deutet auf einen gelehrten Zweck: wahrscheinlich gehörten diese Aufzeichnungen, wie schon W. v. Maltzahn und R. Boxberger (G. E. Lessing. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. 2. Auflage. Berlin 1880. Bd. I, S. 312 Anm.) vermuteten, zu der Arbeit, mit der Lessing am 29. April 1752 in Wittenberg zum Magister promovierte, und sind demnach wohl 1751 oder zu Anfang des folgenden Jahres entstanden.] [2] Hispaniam [1795]

Sane quidem si verum est, quod Tannonium Pudentem in sua Apuleji accusatione dixisse idem ille Apulejus cum risu affirmat (in apol. p. 333): Philosophum tam graece quam latine disertum esse citra reprehensionem non posse: nostrum certe ista ratione nec minimam in se commeruisse culpam contendo.

Philosophorum more non comta oratione, non flosculis diligenter quaesitis, sed rebus notatu quam dignissimis audientiam sibi facit. Cic. de Sen. c. 9.

Non nisi unum composuisse librum.

Qua aetate scribere coeperit.

Variae editiones.

En Baeça anno 1575.

En Bilbao 1580.

In varias linguas translationes.

Gallicam hujus libri translationem triplicem habemus. Prima prodiit 1580 auctore Gabriele Chappuis, iterum impressa 1588. Secunda, quam Baylius ignoravit, auctorem habet Carolum Vionium a Delibray impr. 1650 et 1661. Tertia tandem illa est, cujus cum prima Baylius mentionem facit.

Latinam Baylio tantum ex Catalogo Oxoniensi cognitam fuisse miror, cum saepius typis exscripta sit*).

Varia de ipso eruditorum judicia.

Baylius Medicum nostrum Huartum dicit, non unum e multis, sed inter multos propemodum singularem.

Seligmanni de auctore commentum. Conf. ejus Sciagraphia virium imaginationis, exercitatt. acad. XI., Dresd. 1711. 8. §. 13.

Praesertim, qui illum inverecundum auctorem esse contendunt, refellendi.

De istius argumenti libris ea valent, quae Apulejus in Apol. minori fortassis jure de carminibus amatoriis affirmat: tanto sanctiores sunt, quanto apertiores, tanto pudicitius compositi, quanto simplicius professi.

Argumenti praestantia.

Ex veteribus leviter attigerat hoc institutum Quintilianus,

*) Beym Placcius de Anon. p. 472. wird einer Deutschen Uebersetzung des Huart gedacht, welches aber gewiß die Lateinische seyn soll.

qui 3 cap. lib. I. Inst. Orat. de ratione agit, qua puerorum ingenia dignoscantur.

Conf. Translat. lat. Prooem. p. 4.

At noster solus repertus est ex omni memoria, qui hoc argumentum ex instituto pertractaverit.

Desertae equidem doctrinae et jam pridem relictae patrocinium in me suscipere nolo; illud tamen ingenue fateor, me hoc philosophandi genere non leviter delectari, licet medicorum assensione id temporis plane destituatur.

Multa habet praeclara, inter quae

1. miraculorum doctrina —

Minus vera.

De fortitudine.

Illa neutiquam approbata esse judico, quae de malitia et militia profert. An quidquam stultius, quam ex nominum propinquitate vim similem rerum conjectari? Apulejus in Apol.

De foeminarum ingenio.

Judicia ingeniorum quae Huartus ab externa petit forma, nullius pretii sunt; quamplurimis enim nobis natura ostendit exemplis: posse ingenium fortissimum ac beatissimum sub qualibet cute latere. Sen. ep. 66.

Exemplum Nicolai Riccardii. Erythr. Pinac. p. 43.

Quosdam itaque videtur mihi in hoc natura tales generare, ut approbet, virtutem omni loco nasci. Si posset per se nudos edere animos, fecisset; nunc quod amplius est, facit: quosdam enim edit corporibus impeditos, sed nihilo minus perrumpentes obstantia. Seneca. l. c.

Multa habet ridenda, immo arguenda, quae nos in Senecae sententiam ire jubent, nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuisse.

Opiniones singulares,

1. de arbore vitae, in Prooem. lat. tr. p. 18.

Kritik des Jöcherschen Gelehrtenlexikons.[1]

---

[1] [Den Plan, berichtigende Anmerkungen zu Christian Gottlieb Jöchers „Allgemeinem Gelehrtenlexikon“ (Leipzig 1750—1751) zu schreiben, faßte Lessing wahrscheinlich gleich nach dem Erscheinen des verdienstlichen, aber fehlerreichen Sammelwerkes. Einzelne solche Anmerkungen fügte er schon seinen ersten Besprechungen desselben im Juni und Oktober 1751 ein (vgl. oben Bd. IV, S. 266 ff., 327 ff.). An die planmäßige Ausarbeitung einer „allgemeinen Kritik“ des „Gelehrtenlexikons“ scheint er aber erst 1752 in Wittenberg gegangen zu sein. Sogleich ließ er auch den Druck seiner Schrift beginnen, und zwar nach dem Berichte seines Bruders (G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 150) auf eigne Kosten, da sie der damalige Dekan Ritter nicht die Censur passieren lassen wollte. Bereits im Sommer 1752 sandte er die drei ersten gedruckten Bogen an die Gleditschische Buchhandlung in Leipzig, die das „Gelehrtenlexikon“ verlegt hatte. Damals und auch noch einige Monate später äußerte er die entschiedene Absicht, die Arbeit fortzusetzen, gab dieses Vorhaben aber zu Ende Oktobers auf, als er mit Jöcher selbst in unmittelbaren Briefwechsel gekommen war (vgl. Jöchers Briefe an Lessing vom 1., 11. und 29. Oktober 1752). Ob er Jöchers Wunsch, ihm auch seine übrigen, noch ungedruckten Berichtigungen und Ergänzungen des „Gelehrtenlexikons“ für die Supplementbände zu überlassen, wirklich erfüllte, läßt sich nicht feststellen, da diese Bände nie erschienen. Zwar als Lessing 1753 im zweiten Teil seiner „Schriften“ auch jenen Anfang seiner Kritik Jöchers veröffentlichte (im Inhalt sicherlich identisch mit den drei Bogen von 1752, in der Form vielleicht verändert), versicherte er noch seine Bereitwilligkeit, seine weiteren Anmerkungen an Jöcher abzutreten (vgl. oben Bd. V, S. 127 ff.). Gleichwohl ist es zweifelhaft, ob er dieses Vorhaben ausführte. Jedenfalls sind aus Jöchers Nachlaß keine Lessingischen Papiere auf uns gekommen; ja selbst jene drei gedruckten Bogen von 1752 hatte schon Karl Lessing nie gesehen (vgl. den Vorbericht zum vierten Teil von Lessings vermischten Schriften, Berlin 1785, S. 18 ff.). Der Fortsetzer des Jöcher'schen „Gelehrtenlexikons“, Johann Christoph Adelung, berichtete in der Vorrede zum ersten Band seines Werkes (Leipzig 1784) überhaupt nichts über Jöchers Nachlaß, den er für seine Arbeit zweifellos nicht benützen konnte. Lessings Berichtigungen in den „Schriften“ von 1753 verwertete er fast ausnahmslos. Überdies bemerkte er dankbar am Schlusse der Vorrede, er habe „durch die Gütigkeit des gegenwärtigen Münz-Directors zu Breslau, Herrn Carl Gotthelf Lessings, die von seinem verstorbenen Herrn Bruder hinterlassenen ähnlichen litterarischen Sammlungen erhalten. Es befinden sich darunter wenig ausgearbeitete Leben; das Meiste bestehet aus einzelen Umständen und Nachrichten, welche der verdiente Mann, dem Anscheine nach in seinen jüngern Jahren, wenigstens noch ehe er an die reiche Quelle litterarischer Schätze zu Wolfenbüttel gekommen ist, aus verschiedenen Schriftstellern gesammelt hat. Da ich diese Beyträge erst erhielt, als der gegenwärtige Band beynahe schon abgedruckt war, so weiß ich noch nicht, was und wie viel mir davon wird nützlich seyn können, ich werde aber solches in der Folge anzuzeigen nicht unterlassen.“ Darnach scheint es, als ob Lessing seine weiteren Berichtigungen schließlich doch nicht an Jöcher geschickt oder sie nach Jöchers Tod (1758) wieder zurückerhalten hätte. Von Adelungs Sammelwerk erschien nur noch ein Band unter dem Titel „Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinen Gelehrten-Lexico, worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften beschrieben werden; von Johann Christoph Adelung. Zweyter Band. C bis J. Leipzig, in Johann Friedrich Gleditschens Handlung, 1787.“ (2364 Spalten 4°). Hier finden sich

Ergänzungen des Gelehrtenlexikons.

von Dachröden, (Caspar,)[1] lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhundertes, und gab heraus: **Ingenii lusum tempore luctus.** Erfurt, 1621, 12; welches weiter nichts als der Chrono-Hexameter ist: **Det, meus sit, justus, rogo jasper, psallere Jesus,** welcher sich 3059 Mahl verändern läßt, und welchen er mit allen seinen Veränderungen hat abdrucken lassen. (Lessing.)

Dacianus, (Johannes,)[2] **Martishusius,** lebte um das Ende des 16ten Jahrhundertes, und gab heraus: **Christum Tropaeophorum.** Jena, 1593, welches ein Lateinisches und Griechisches Gedicht auf die Auferstehung Christi ist. (Lessing.)

Greifenson, (Samuel,)[3] aus Hirschfeld, lebte im vorigen Jahrhunderte, und war in seiner Jugend Musketier. Mehr ist nicht von ihm bekannt, ob er gleich verschiedenes geschrieben hat; nehmlich:

Den Simplicissimus, einen zu seiner Zeit beliebten Roman, welchen er anfänglich unter dem versetzten Nahmen German Schleifheim von Selsfort heraus gab, und der mit einigen fremden Arbeiten, zu Nürnberg, 1684, in zwey Theilen in 8, wieder aufgeleget ward.

Den keuschen Joseph .... auch in dem zweyten Theile der Nürnbergischen Ausgabe des vorigen.

Den satyrischen Pilger .... Aus Lessings handschriftl. Nachlasse.

---

in der That drei Artikel, die Adelung ausdrücklich als Lessings Eigentum bezeichnete, die er demnach wohl ziemlich unverändert jenen aus Lessings Nachlaß ihm übergebenen Papieren entnommen haben wird. Sicherlich enthielten diese Papiere viel mehr als die drei kurzen Artikel; wie jedoch Adelung etwa diese sonstigen Aufzeichnungen Lessings verwertet haben mag, läßt sich nicht sagen, da er sich selbst nicht weiter darüber aussprach, sondern den zweiten Band seines Werkes ohne Vorrede in die Welt schickte. Die Lessingischen Papiere aber, die Adelung in der Hand hatte, sind längst verschollen. Wahrscheinlich waren sie ganz oder teilweise identisch mit folgenden Handschriften, die ein sogleich nach Lessings Tod angefertigtes und von Fr. Chrysander in braunschweigischen Akten aufgefundenes und 1856 in Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften (Bd. I, S. 253 f.) mitgeteiltes „Verzeichniß der Leßingischen Manuscripte" erwähnt: „12. Manuscripte zu Jöchers gelehrten Lexico gehörig, in 2 kleinen Packeten .... 22. 23. 16 Bände in klein folio, worin hin und her Vermehrungen und Verbesserungen zu Jöchers gelehrten Lexico von Leßing eingetragen worden (: das mehrste ist bloßes weißes Papier:)." Da von diesen Handschriften nichts auf uns gekommen ist, muß ich mich auf den Abdruck jener drei Artikel bei Adelung beschränken.]

[1] [Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöchers Gelehrtenlexikon von Adelung, Bd. II, Sp. 600.]

[2] [Ebenda Bd. II, Sp. 601.]

[3] [Ebenda Bd. II, Sp. 1603.]

Geschichte der Moraviden in Spanien.[1]

[1] [Nach dem Brief an seinen Vater vom 29. Mai 1753 wollte Lessing damals noch Marignys „Geschichte der Araber", die er zu übersetzen begonnen hatte, durch einen vierten Teil ergänzen, der von der Geschichte der Moraviden in Spanien handeln sollte. Allein bald darauf erlahmte sein Eifer, so daß er selbst von den drei Teilen des französischen Werks nur wenig über die Hälfte verdeutschte (vgl. oben Bd. V, S. 23 Anm.). Von etwaigen Vorarbeiten zu dem geplanten vierten Teil ist nichts bekannt geworden.]

Das Christenthum der Vernunft.[1]

§. 1.

Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können.

§. 2.

Das Vollkommenste ist er selbst; und also hat Gott von Ewigkeit her nur sich selbst denken können.

§. 3.

Vorstellen, wollen und schaffen, ist bey Gott eines. Man kann also sagen, alles was sich Gott vorstellet, alles das schaft er auch.

§. 4.

Gott kann sich nur auf zweyerley Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal, und sich als den Inbegrif derselben; oder er denkt seine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andern abgesondert, und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt.

§. 5.

Gott dachte sich von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit;

---

[1] [Die nunmehr verschollene, aus 4 Quartblättern bestehende Handschrift wurde zuerst 1784 von Karl Lessing im „Theologischen Nachlaß“ seines Bruders, S. 219—226 mitgeteilt und darnach 1793 im siebzehnten Teil der sämtlichen Schriften, S. 266—273 abgedruckt. Die ersten Anregungen zu diesem Entwurfe mögen bis in den Dezember 1751 zurückreichen (vgl. oben Bd. IV, S. 382 f.); besonders dürfte Joh. Wilh. Heckers „Religion der Vernunft“ (1752) Lessing, der diese Schrift am 29. Mai 1753 seinem Vater übersandte, zur Aufzeichnung seiner Sätze über das „Christentum der Vernunft“ bewogen haben. Nach einem Briefe Chrn. Nik. Naumanns an den jungen Theologen Theodor Arnold Müller vom 1. Dezember 1753 (mitgeteilt von Alexander Freiherrn von der Goltz in den „Theologischen Studien und Kritiken“, Jahrgang 1857, S. 69—73) war damals Lessings Entwurf bereits in der Form und unter dem Titel vorhanden, wie er dreißig Jahre später aus dem Nachlaß herausgegeben wurde. Überdies deuten Naumanns Worte, der Verfasser habe, „seit kurzem seine Meinungen ganz umgeschmolzen“, noch auf eine frühere, uns verlorene Fassung des Lessingischen Aufsatzes hin. Naumanns Brief enthält einen Auszug aus Lessings Entwurf bis § 21 einschließlich und verspricht, „nächstens die Folge, wie der Ursprung des Uebels von eben dem Verfaßer erkläret wird, ausführlich zu entdecken“, wenn Müller aus seinen Kollegienheften Siegmund Jakob Baumgartens wahrscheinliche Erklärung der Dreieinigkeit — offenbar für Lessings Gebrauch — mitteilen wolle. Doch ist von dieser Fortsetzung des Lessingischen Entwurfs nichts weiter bekannt geworden. Bald darauf teilte Lessing seinen Aufsatz auch dem neugewonnenen Freunde Mendelssohn mit, den er spätestens zu Anfang des Jahres 1754 kennen gelernt hatte (vgl. Mendelssohn, Morgenstunden, Berlin 1786, Bd. I, S. 275). Noch viel später spielte dieser im Brief vom 1. Februar 1774 und Lessing in seiner Antwort vom 1. Mai 1774 auf das „Christentum der Vernunft“ an.]

das ist, Gott schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er selbst besaß.

§. 6.

Dieses Wesen nennt die Schrift den Sohn Gottes, oder welches noch besser seyn würde, den Sohn Gott. Einen Gott, weil ihm keine von den Eigenschaften fehlt, die Gott zukommen. Einen Sohn, weil unserm Begriffe nach dasjenige, was sich etwas vorstellt, vor der Vorstellung eine gewisse Priorität zu haben scheint.

§. 7.

Dieses Wesen ist Gott selbst und von Gott nicht zu unterscheiden, weil man es denkt, so bald man Gott denkt, und es ohne Gott nicht denken kann; das ist, weil man Gott ohne Gott nicht denken kann, oder weil das kein Gott seyn würde, dem man die Vorstellung seiner selbst nehmen wollte.

§. 8.

Man kann dieses Wesen ein Bild Gottes nennen, aber ein identisches Bild.

§. 9.

Je mehr zwey Dinge mit einander gemein haben, desto größer ist die Harmonie zwischen ihnen. Die größte Harmonie muß also zwischen zwey Dingen seyn, welche alles mit einander gemein haben, das ist, zwischen zwey Dingen, welche zusammen nur eines sind.

§. 10.

Zwey solche Dinge sind Gott und der Sohn Gott, oder das identische Bild Gottes; und die Harmonie, welche zwischen ihnen ist, nennt die Schrift den Geist, welcher vom Vater und Sohn ausgehet.

§. 11.

In dieser Harmonie ist alles, was in dem Vater ist, und also auch alles, was in dem Sohne ist; diese Harmonie ist also Gott.

§. 12.

Diese Harmonie ist aber so Gott, daß sie nicht Gott seyn würde, wenn der Vater nicht Gott und der Sohn nicht Gott wären, und daß beyde nicht Gott seyn könnten, wenn diese Harmonie nicht wäre, das ist: alle drey sind eines.

§. 13.

Gott dachte seine Vollkommenheiten zertheilt, das ist, er schafte

Wesen, wovon jedes etwas von seinen Vollkommenheiten hat; denn, um es nochmals zu wiederholen, jeder Gedanke ist bey Gott eine Schöpfung.

§. 14.

Alle diese Wesen zusammen, heissen die Welt.

§. 15.

Gott könnte seine Vollkommenheiten auf unendliche Arten zertheilt denken; es könnten also unendlich viel Welten möglich seyn, wenn Gott nicht allezeit das vollkommenste dächte, und also auch unter diesen Arten die vollkommenste Art gedacht, und dadurch wirklich gemacht hätte.

§. 16.

Die vollkommenste Art, seine Vollkommenheiten zertheilt zu denken, ist diejenige, wenn man sie nach unendlichen Graden des Mehrern und Wenigern, welche so auf einander folgen, daß nirgends ein Sprung oder eine Lücke zwischen ihnen ist, zertheilt denkt.

§. 27.

Nach solchen Graden also müssen die Wesen in dieser Welt geordnet seyn. Sie müssen eine Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas mehr; welches etwas mehr aber nie die lezte Gränze erreicht.

§. 18.

Eine solche Reihe muß eine unendliche Reihe seyn, und in diesem Verstande ist die Unendlichkeit der Welt unwidersprechlich.

§. 19.

Gott schaft nichts als einfache Wesen, und das Zusammengesezte ist nichts als eine Folge seiner Schöpfung.

§. 20.

Da jedes von diesen einfachen Wesen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kann, welches die andern nicht hätten, so muß unter diesen einfachen Wesen eine Harmonie seyn, aus welcher Harmonie alles zu erklären ist, was unter ihnen überhaupt, das ist, in der Welt vorgehet.

§. 21.

Bis hieher wird einst ein glücklicher Christ das Gebiethe der Naturlehre erstrecken: doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird ergründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurück zu führen.

§. 22.

Da diese einfache Wesen gleichsam eingeschränkte Götter sind, so müssen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich seyn; so wie Theile dem Ganzen.

§. 23.

Zu den Vollkommenheiten Gottes gehöret auch dieses, daß er sich seiner Vollkommenheit bewußt ist, und dieses, daß er seinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann: beyde sind gleichsam das Siegel seiner Vollkommenheiten.

§. 24.

Mit den verschiedenen Graden seiner Vollkommenheiten müssen also auch verschiedene Grade des Bewußtseyns dieser Vollkommenheiten und der Vermögenheit denselben[1] gemäß zu handeln, verbunden seyn.

§. 25.

Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln, heißen moralische Wesen, das ist solche, welche einem Gesetze folgen können.

§. 26.

Dieses Gesetz ist aus ihrer eigenen Natur genommen, und kann kein anders seyn, als: handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß.

§. 27.

Da in der Reihe der Wesen unmöglich ein Sprung Statt finden kann, so müssen auch solche Wesen existiren, welche sich ihrer Vollkommenheiten nicht deutlich genung bewußt sind, —

Hieroglyphice poetarum.[2]

[1] derselben [1784]

[2] [Gottlob Samuel Nicolai berichtet in seinem vom 13. Mai 1754 datierten „Antwortsschreiben an Herrn Pastor Lange in Laublingen" (Frankfurt und Leipzig 1754), „daß Herr Magister Leßing eine Schrift schon fertig hat, die ohngefehr diesen Titel führt: Hieroglyphice poetarum. Sie ist aus besondern Ursachen, die der Herr Verfasser nicht verhindern konnte, bis itzt nicht gedruckt worden." Nicolai versichert, in der Zeit, da Lessings Streit mit Lange am heftigsten war, also etwa um die Jahreswende 1753/54, von Lessing selbst gehört zu haben, daß er Langes „Horazische Oden" darin am meisten als Beispiele angeführt habe, „weil Er sie so schön gefunden, die Kunst der Dichter, durch Sinnbilder zu rühren, ungemein zu erläutern". Diese Versicherung Nicolais ist kaum wörtlich zu glauben; immerhin würde demnach die im Übrigen ganz verschollene Schrift Lessings wohl in das Jahr 1753, wenn nicht vielleicht noch früher, fallen.]

Der Schauspieler.[1]

[1] [Die ersten Anregungen zu diesen Entwürfen reichen bis in das Jahr 1750 zurück. Damals übersetzte Lessing für seine „Theatralischen Beiträge" die soeben zu Paris erschienene „Schauspielkunst" des jüngern Riccoboni, auf die sich, wie Danzel (G. E. Lessing, Bd. I, S. 187) nachwies, stellenweise die Lessingischen Gedanken über denselben Gegenstand gründen (vgl. oben Bd. IV, S. 180, auch S. 133 ff.) Die bestimmte Fassung und Niederschrift dieser Gedanken fällt aber doch wohl erst in das Jahr 1754 und steht im engen Zusammenhange mit dem Auszug aus dem „Schauspieler" von Sainte Albine, den Lessing damals für seine „Theatralische Bibliothek" ausarbeitete und mit dem Hinweis auf ein eigenes „kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit" abschloß. Er versprach hier, dieses Werk „ehestens" den Lesern vorzulegen, und versicherte, sich darin alle Mühe gegeben zu haben, um die Erlernung jener Beredsamkeit ebenso sicher als leicht zu machen (vgl. oben Bd. VI, S. 152). Nach diesen Worten, die sogleich Nicolai zu der empfehlenden Ankündigung der geplanten Schrift in seinen „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (Berlin 1755, S. 127) veranlaßten, sollte man freilich beinahe erwarten, daß Lessing 1754 bereits mehr von seinem Werke ausgearbeitet hatte als die dürftigen Entwürfe, die auf uns gekommen sind. Sie sind uns mit Ausnahme eines Bruchstücks (S. 186 im folgenden Abdrucke) handschriftlich in der Breslauer königlichen und Universitätsbibliothek erhalten und zwar der erste, allgemeinste Abschnitt sogar in zwei, stilistisch mehrfach von einander abweichenden Abschriften (vgl. im Folgenden S. 180 f. und S. 187). Es sind vier Blätter in Querfolio für die allerersten Entwurfsskizzen und ein stehender Foliobogen für die zweite Fassung des allgemeinen Schemas, ferner ein Quartbogen für den Beginn der Ausarbeitung in kurzen Paragraphen. Mehrere Seiten sind unbeschrieben. Das Papier ist etwas gröber als das sonst gewöhnlich von Lessing gebrauchte, doch ebenso vergilbt, die Schrift bis auf einige wenige Stellen meistens deutlich. Gedruckt erschienen die Bruchstücke zuerst 1786 im zweiten Teile des „Theatralischen Nachlasses", S. 207—222, dann 1794 im zweiundzwanzigsten Teile der sämtlichen Schriften, S. 231—242. Dem folgenden Texte liegt die Handschrift zu Grunde, die mannigfache, von mir vollständig mitgeteilte Korrekturen Lessings aufweist. Und zwar suchte ich dabei die ersten vier Blätter der Handschrift, so weit als möglich, auch typographisch genau nachzubilden. Nur den in der Handschrift fehlenden Abschnitt gebe ich nach dem Drucke von 1786. Die Reihenfolge, in der Karl Lessing 1786 und nach seinem Beispiel auch die späteren Herausgeber die einzelnen Entwürfe veröffentlichten, glaubte ich aus innern Gründen verändern zu sollen.]

Der Schau

Ein Werk worinne die Grundsätze der ganzen

Die ganze körperliche Beredsamkeit theilt sich in den Ausdruck

I. Durch die Bewegungen.

Oratorische Bewegungen sind alle diejenigen Veränderungen des Körpers oder seiner Theile in Ansehung ihrer Lage und Figur, welche mit gewissen[1] Veränderungen in der Seele harmonisch seyn können. Sie sind entweder

Sie heißen überhaupt Gebehrden.

II. Durch die Töne.

---

[1] [Ursprünglich:] durch welche gewisse [2] [Ursprünglich:] Diese heißen Stellungen und zwar Modalitäten [?] des Gesichts heißen Minen. [4] ganzes [verschrieben Hs.]

spieler:

körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden.

Bewegungen des Körpers überhaupt. Diese begreifen[2]

α. das Tragen des Körpers, oder die Modificationen deßelben, wenn er in Bewegung ist, oder geht.

β. die Stellungen des Körpers, oder die Modificationen deßelben, wenn er in Ruhe ist.

Oder Bewegungen seiner Glieder. Diejenigen Theile des Körpers welche der meisten Veränderungen fähig sind, sind

der Kopf[3]

Des Kopfes überhaupt.

Des Gesichts. Die Bewegungen des Gesichts heißen Minen.

und die Hände. Die Lehre von den Bewegungen der Hände hieß bey den Alten die Chironomie. Deutsch vielleicht die Hände Sprache.

Die Füße können zu diesen Gliedern nicht gehören, weil diese zu dem Tragen und den Stellungen zu ziehen sind. Dieses beweise ich daher, weil man zwar eine Bewegung mit der Hand und dem Kopfe machen kan, ohne daß die Lage des Körpers verändert werde; nicht aber die geringste Bewegung des Fußes, ohne daß sie nicht eine Veränderung des ganzen[4] Körpers verursachen sollte.

---

des Körpers. [3] der Kopfs [so in der Hs. verbessert aus dem ursprünglichen:] das Gesicht. Die Bewegungen

Vom Tragen. Oder von der Modification des Körpers überhaupt, wenn er sich von einem Orte zum andern bewegt. Diese Lehre theilt sich natürlicher Weise in zwey Capitel.[1]

I. Von der Bewegung der Füße. Die Lehre vom gehen.

Das schöne Gehen kömmt auf die schöne Beugung des Beines, und auf die Gleichheit des Schritts an.

Das schlechte Gehen wird durch das Gegentheil beyder Stücke verursacht.

II. Von dem Halten des Körpers. von dem eigentlichen Tragen.

Das natürliche, wan der Körper die Luft beständig nach einer Perpendicularlinie in Ansehung der Fläche, auf welcher er bewegt würde, durchschwebt.

Das verderbte. Wan diese Linie vorwärts einen spitzen Winkel macht. Ich nenne sie deswegen die[2] verderbte weil man zu faul ist die Last des Körpers aufrecht zu halten.

Das gekünstelte. Wann sie vorwärts einen stumpfen Winkel macht. Ich nenne sie die gekünstelte weil man sich Zwang anthut, die Last des Körpers, welche vorfallen würde, zurück zu halten.

Von den Stellungen. Alles was bey dem Tragen gesagt worden, gilt auch hier, weil eine Stellung nichts als ein festgemachtes Tragen, so zu reden, ist. Ich habe also weiter hier nichts neues zu betrachten,[3] als die Veränderung einer Stellung in die andre, welche[4] zweyfach ist. Die Stellung nehmlich wird

---

[1] [Hier folgte ursprünglich:] von der Lehre von der Fuß [zu ergänzen wäre: Fußbewegung] [2] [Hier folgte

1. Wan die schöne Beugung wegfellt.
Das Gehen mit dem steifen und gestreckten Fuße; ist der Gang eines stolzen und ruhmrädigen.

2. Wan beyde wegfallen.
So ist es der Gang eines ungeschlifnen, eines Bauers.



Alle drey Arten könnten durch die Seiten Bewegungen eine Aenderung bekommen, die eine Art von Reitz damit verbindet.



Diese Richtung gehört für das Alter; für das Nachdenken; für die Niedergeschlagenheit.



Oft aber ist sie auch die natürliche; bey dem Erstaunen nehmlich, und Erschrecken, wenn man so zu reden alle seine Kräfte auf einmal zusammen raft.

I. entweder von der Person, mit welcher der Schauspieler redet, ab. Aus Verachtung, aus Furcht, aus Entsetzen, aus Schahm.

II. oder auf sie zu geändert. Aus Vertraulichkeit, aus Absicht zu bitten.

---

rünglich:] Winkel ² betrachtungen [verschrieben Hs.] ³ [Ursprünglich:] die

Chiro

Die Bewegungen der Hände	I. überhaupt, betrachtet als Linien, welche sie in der Luft beschreiben. In dieser Betrachtung sind sie entweder	angenehme, die aus Linien von schöner Krümmung bestehen.
		oder unangenehme, die aus Linien von schlechten Krümmungen oder gar keinen bestehen.
	II. insbesondere, so ferne sie nehmlich gewißen Charaktern gemäß einzurichten sind.	α. für das Tragische oder hohe Comische. Hier gründet sich das Vergnügen, welches sie verursachen, auf die Bewegungen selbst, und auf die Gleichheit, wie wir sie voraussetzen.
		β. für das Niedrigcomische. Hier gründet sich das Vergnügen wiederum[1] auf die Bewegungen selbst, und[2] auf die Gleichheit, die sie dadurch mit ihren Originalen bekommen.

Anmer

1) Die[5] Verachtung löset oft die Bewegungen der schönen Linien, in Bewegungen von graden Linien, sehr glücklich auf. Z. E. Es spräche eine Person,[6] die um Gnade gebeten:

und warf mich ihm zu Fuße.

Die Bewegung der Hand, welche das warf begleitet, würde auf diese  Art sehr schön seyn, doch so daß die Bewegung ge-

[1] [Ursprünglich:] nicht [2] [Ursprünglich:] sondern [3] [Ursprünglich:] für alle das [4] [Hier folgte ursprüng

nomie.

Bewegungen aus graden Linien. Diese gehören für alles das was unter der schönen Natur ist, z. E. für das bäurische rc. und zugleich für heftige Leidenschaften, weil diese den kürzesten Weg gehen.

Bewegungen aus unangenehmen krummen Linien. Diese gehören für alles das, was über der schönen Natur seyn will; für das[3] affectirte zum Exempel.

NB. Jeder von diesen Charaktern muß erst in der Ruhe betrachtet werden, und alsdann so, wie er durch die Affecten abgeändert wird.

1. für die Stuzer. Gehören schöne Bewegungen, denen aber die Größe fehlt, und die so viel möglich mahlend seyn müßen.
2. für die Alten, schlechte[4] und oft unterbrochne Linien, die nach ihren Charaktern eingerichtet sind.
3. für die Bedienten. Gehören viel mahlende Bewegungen in schlechten Linien.

kungen.

schwinder wird, je näher die Hand dem Ende dieser kleinen Linie kömmt.

Allein wenn eben dieses Ulfo sagt:

Geh, wirf dich wenn du willst vor deinem Bruder nieder

so ist die Bewegung der Hand eine bloße schiefe grade Linie  welche die Verachtung und den Stolz womit er dieses spricht weit beßer anzeigt.

lich:] dem feurigen [?]   [3] [Ursprünglich:] aus   [4] [Ursprünglich:] ein Held

Im[1] vorhergehenden habe ich die Bewegung der Hände an und für sich selbst und überhaupt betrachtet. Nunmehr muß ich sie nach ihrer Verbindung betrachten und daher handeln

I. von ihrer Vorbereitung. Oder von derjenigen Aufmerksamkeit, die Hand allmählig in denjenigen Punkt zu bringen, von welchem aus eine Haupt-Bewegung erfolgen soll. Wenn zum Exempel Canut sagt: erniedrige dich nur. und der Schauspieler höbe die Hand schon so tief, daß er um dieses auszudrücken, sie erst erheben und hernach sinken lassen müßte, so würde dieses tadelhaft seyn. Er würde durch seine Bewegung einen Begriff mit einfließen lassen, welcher hieher gar nicht gehört, das Erheben nehmlich, welches just dem Erniedrigen entgegen ist. Ich verlange also, daß er in dem vorhergehenden Worte: heiß meine Lasterthat ein übereilt Verbrechen, die Hand schon in eine mäßige Erhöhung gebracht habe, um das folgende: Erniedrige dich nur, mit größerm Nachdrucke machen zu können.

II. Von dem Anhalten in derselben.[2] Dieses nenne ich, wenn man einige Zeit die Hand in der Lage, in die sie nach gemachter Bewegung gekommen, eine Zeitlang erhält, um sogleich eine andre mit ihr zu verbinden, die dem Verstande nach zu ihr gehört. Z. E. in der Zeile aus dem Canut: Geh wirf dich, wenn du willst, vor deinem Bruder nieder. gehören die Worte wirf dich und nieder offenbar zusammen. Also ꝛc.

NB. Man könnte dieses die Construktion nennen.

NB. Beyde Stücke die Vorbereitung und die Construktion sind nur in der erhabenen Action nöthig, und durch ihre Weglassung oder Uebertretung wird die Action komisch.

Hiezu kömmt noch der Contrast in den Bewegungen, da der Schauspieler diejenigen Gestus zusammen nimmt, welche einen Gegensatz ausmachen. Einen schönen Contrast machen die Worte zum Exempel:

Erniedrige dich nur, ich will als Sieger sprechen.

Wenn dieser Gegensatz aber auch getrennt würde, so verlange ich doch, daß der Schauspieler darzwischen keinen Gestum machen, sondern diese beyde zusammen behalten müße.

---

[1] [Das Folgende bis Z. 34 fehlt in der Breslauer Hs.] [2] in denselben [1786]

Der Schauspieler.

Ein Werk, worinn die Grundsätze der ganzen körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden.

Die ganze körperliche Beredsamkeit theilt sich in den Ausdruck

1) durch Bewegungen

Oratorische Bewegungen sind alle diejenigen Veränderungen des Körpers oder seiner Theile in Ansehung ihrer Lage und Figur, welche mit gewissen Veränderungen in der Seele harmonisch seyn können. Heißen überhaupt *Geberden*, und sind entweder

a) Bewegungen des Körpers überhaupt, dabey kömmt vor

das *Tragen des Körpers*, oder die Modifikation desselben, wenn er in Bewegung ist, oder geht.

Die *Stellungen des Körpers*, oder die Modifikation desselben, wenn er in Ruhe ist.

b) Bewegungen seiner Glieder.

Des Kopfes überhaupt.

Des Gesichts. und die Bewegungen des Gesichts heißen Minen.

Der Hände. Die Lehre von den Bewegungen der Hände hieß bey den Alten die *Chironomie*. Deutsch vielleicht die Händesprache.

Die Füsse können zu diesen Gliedern nicht gehören, weil diese zu dem Tragen und den Stellungen überhaupt zu ziehen sind. Dieses beweise ich daher, weil man zwar eine Bewegung mit der Hand und dem Kopfe machen kann, ohne daß die Lage des Körpers verändert werde, nicht aber die geringste Bewegung des Fusses, ohne daß sie nicht eine Veränderung des ganzen Körpers verursachen sollte.

2) durch Töne.

Einleitung.

Von der Beredsamkeit überhaupt.

§.

Die Beredsamkeit ist die Kunst einem andern seine Gedanken so mitzutheilen, daß sie einen verlangten Eindruk auf ihn machen.

§.

Man sieht also leicht, daß es dabey auf die Gedanken, und auf die Mittheilung derselben ankomme.

§.

Die Kunst,[1] wie man seine Gedanken dem Eindrucke, den man[2] auf einen andern machen will, gemäß ordnen soll, will ich[3] die Geistige Beredsamkeit nennen.

§.

Die Kunst, diese so geordneten Gedanken[4] dem andern so mitzutheilen, daß jener Eindruk befördert wird, will ich die körperliche Beredsamkeit nennen.

Von der Beredsamkeit des Körpers.

§.

Und zwar deswegen, weil diese Mittheilung vermittelst des Körpers geschehen muß. Sie kann aber nicht anders vermittelst des Körpers geschehen, als durch gewiße Modificationen deßelben, welche in des andern Sinne fallen ꝛc.

§.

Diese Modificationen können entweder in den Sinn des Gesichts, oder in den Sinn des Gehörs fallen.

§.

Die Modificationes des[5] Körpers, welche in das Gesicht fallen, sind[6] Bewegungen, und Stellungen deßelben.

§.

Die Modificat. des Körpers, welche in das Gehör fallen, sind Töne.

§.

Die Lehre von den ersten, heißt die Lehre von der Action; die

[1] [Ursprünglich in der Hs.:] Die Sache ist [2] [Ursprünglich:] ich [3] [Ursprünglich:] ist [4] [Ursprünglich folgte hier noch:] gleichsam [5] [Ursprünglich:] Die Lehre von den [6] [Ursprünglich:] heißt die Lehre

Lehre von den andern[1] heißt die Lehre von der Pronunciation (Aussprache).

§.

Diese Modificationes des Körpers überhaupt, sind entweder unmittelbar in unsrer Willkühr, oder mittelbar.

§.

Die ersteren, weil nichts als das Wollen und ein gesunder Körper dazugehört, können durch eigentliche und hinlängliche Regeln gelehrt werden.

§.

Die andern, welche nicht unmittelbar in unsrer Willkühr sind, setzen eine gewiße Beschaffenheit der Seele voraus, auf welche sie von selbst erfolgen, ohne daß wir eigentlich wißen, wie?

§.

[1] [Ursprünglich:] zweyten

Geplante Zeitschriften.[1]

Der Blinde.

Meine Brieftasche.

Kleine Romane und Erzählungen.[2]

Verschiedenes von verschiedenen Verfassern verschiedenen Inhalts.

Das Beste aus schlechten Büchern.[3]

In meinen jüngeren Jahren wollte ich eine periodische Schrift, unter dem Titel: Das Beste aus schlechten Büchern, mit dem

[1] [Die Titel dieser sämtlichen Zeitschriften nennt Karl Lessing im „Leben" seines Bruders, Bd. I, S. 161 ff. im Zusammenhang mit andern Entwürfen, die zweifellos den Jahren 1754 und 1755 angehören (Übersetzung Bekkers, Auszüge aus Giordano Bruno, Cardanus und Campanella). In dieselben Jahre verlegt er auch diese Pläne von Zeitschriften, und zwar mit Recht, so weit sich seine Behauptung, was leider nur selten der Fall ist, an anderweitigen Zeugnissen prüfen läßt. Die drei ersten geplanten Werke bezeichnet Karl Lessing als Wochenschriften, die zwei letzten allgemeiner als Journale. Erhalten ist uns von all diesen Entwürfen nichts.]

[2] [Nach Karl Lessings Angabe (G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 162) sollte jedes Stück dieser Wochenschrift, wo möglich, ein Roman sein.]

[3] [Nach Mendelssohns Brief vom 17. Februar 1755 und Lessings Antwort vom 18. Februar war diese periodische Schrift für die Ostermesse 1755 geplant. Mendelssohn hatte dafür ein Buch über Psychologie, das Lessing ihm zum Durchlesen gegeben, recensiert und rechnete für seinen $3\frac{1}{2}$ geschriebene Bogen umfassenden Aufsatz auf den Beifall des Freundes. Lessing wünschte noch weitere Beiträge von ihm und von Dr. Aaron Samuel Gumperz für das „projektirte Journal", von dem er versicherte, es komme „noch ganz unfehlbar zu Stande. Sie sollen in acht Tagen die ersten Bogen davon gedruckt sehen." Auch war in der „Berlinischen privilegirten Zeitung" vom 29. März 1755 bereits angekündigt, daß das erste Stück der neuen Zeitschrift zur bevorstehenden Ostermesse bei C. F. Voß zu haben sein werde. Und in dem Meßkatalog von Ostern 1755 ist dieses erste Stück sogar als wirklich erschienenes Verlagswerk von Voß in 8°, doch ohne den Namen eines Herausgebers, genannt. Gleichwohl ist zu vermuten, daß die geplante Veröffentlichung, von der sonst in gleichzeitigen Berichten nicht das Geringste verlautet, noch im letzten Augenblicke scheiterte. Nach Karl Lessings Erzählung (G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 162 f.) hätte sich für dieses Journal, das Lessing mit Mendelssohn gemeinsam herausgeben wollte und zu dem Mendelssohn schon einen ziemlichen Vorrat gesammelt hatte, kein Verleger gefunden, weil man meinte, das gebe ein unendliches Werk. Glaubwürdiger als diese Darstellung, die mit den thatsächlichen Verlagsanzeigen von C. F. Voß kaum vereinbart werden kann, scheint Lessings eigene, oben im Text abgedruckte Erklärung aus späteren Jahren, die sein Bruder auf einem Zettel unter den Papieren des Nachlasses auffand und a. a. O. mitteilte. Außerdem erinnerte sich Lessing auch in einem Brief an Elise Reimarus vom

Lemma aus dem Ambrosius: (Commentar. in S. Luc. prooem.) Legimus aliqua ne legantur, herausgeben. Das erste Stück war schon fertig, und mein Freund Moses hatte mir ein paar schöne Beyträge, aus einigen schlechten Compendien der Cartesianischen Philosophie gegeben, von welchen ich bedaure, daß ich sie nicht mehr zu finden weiß. Doch weil ich voraus sah, daß mir die Fortsetzung zu schwer werden würde, so unterblieb ein Vorhaben, zu welchem ich mir kaum jetzt Kräfte genug zutraue.

16. Dezember 1778 seines ehemaligen Planes; er deutete dabei sogar im Scherz die Möglichkeit an, daß er „allenfalls dieses Projekt wieder versuche." Auch nach einem Berichte Nicolais aus dem November 1807 (Neue Berlinische Monatschrift, herausgegeben von Biester, Bd. XVIII, S. 289 f.) trug sich Lessing noch in der Wolfenbüttler Zeit mit dem Gedanken an eine solche, das Gute aus schlechten Büchern aussondernde „Sammlung von mehrern Heften".]

Burleskes Heldengedicht auf Gottsched und seine Schüler.[1]

[Aus Nicolais Anmerkungen zu Lessings Briefen.]

Ungefähr zu Ende des Jahrs 1756, oder zu Anfange des Jahrs 1757, wollte ich mit Lessing gemeinschaftlich[2] ein burleskes Heldengedicht auf Gottsched und auf die Reimer aus seiner Schule machen, die Poeten heißen wollten.[3] Lessing hatte den Plan gemacht; jeder von uns setzte eine komische Scene hinzu, wie sie ihm etwa einfiel, und ich nahm es auf mich, ihn in Knittelversen auszuführen, wovon vielleicht unter meinen alten Papieren noch ein Paar Bogen liegen mögen. Die Idee war ungefähr folgende: (Ich will sie anführen, weil es doch ein Lessingischer, obgleich jugendlicher, Plan ist.) Gottsched ist sehr ergrimmt, daß durch Klopstock so viel Seraphe und Engel in die Welt gekommen sind, durch welche er und seine Poesie verfolgt und aus Deutschland vertrieben werden sollen. Er reitet also aus, gerüstet wie ein fahrender Ritter, mit einem seiner damals bekannten Jünger, als Schildknappen, um diese Ungeheuer zu zerstören. Auf diesem Zuge begegnen ihnen viele lächerliche Aben-

[1] [Von dem Plan eines burlesken Heldengedichts, das Lessing gemeinsam mit Nicolai nach dem Muster von Butlers „Hudibras“ verfassen wollte, wissen wir nur aus einer — oben im Text abgedruckten — Anmerkung Nicolais zu Mendelssohns undatiertem Brief an Lessing vom Oktober 1755. Sie findet sich in Lessings sämtlichen Schriften, Teil XXVII, S. 494—497 (Berlin 1794) und wieder in der zweiten Auflage dieser Ausgabe („Mit Veränderungen und Zusätzen.“), Teil XXVII, S. 490—494 (Berlin und Stettin 1809). Dem folgenden Abdruck liegt der Wortlaut von 1809 zu Grunde. Nicolai verlegt hier das gemeinsame Vorhaben in den Winter 1756/7, den die beiden Freunde jedoch getrennt von einander verlebten. Schon dadurch wird seine Zeitangabe unwahrscheinlich, noch mehr aber durch den Umstand, daß in dem ziemlich lebhaft geführten und zum größten Teil erhaltenen Briefwechsel Lessings mit den Berliner Genossen aus diesem Winter nirgends von einem derartigen Plane die Rede ist. Wohl aber mögen sich darauf Mendelssohns Worte in dem eben genannten Briefe vom Ende des Oktobers 1755 beziehen: „Was macht unser rechtschaffne Herr v. Breitenbauch? Werden wir ihn bald wieder zu sehen bekommen? Wenn er doch den Pr. Gottsched in Kupfer stechen wollte! Ich möchte ihn so gern sehen. Dieses Bild könnte auch eine vortrefliche Viguette vor Hrn. Lessings Abhandlung vom Lachen abgeben. Thun Sie es ja, mein Herr v. Breitenbauch!“ Darnach wird Lessings und Nicolais gemeinsamer Plan vor der Abreise des ersteren nach Leipzig etwa im Sommer 1755 entstanden sein, als in den Pamphleten Schönaichs und seiner Genossen der Kampf um den „Messias“ eben aufs neue entbrannt war und dabei unter den Anhängern Klopstocks namentlich Lessing selbst ungemein heftig angegriffen wurde.] [2] mit Lessing zusammen [1791] [3] sollten. [1791]

theuer. Zuletzt kommen sie nach Langensalze, gerade zu der Zeit, da daselbst das Gregoriusfest gefeyert wird. Gottsched sieht die als Engel ausgekleideten Kinder für Klopstockische Seraphe an, und beschließt sogleich, auf diese seine Feinde mit Schwert und Lanze den Angriff zu thun. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr über den Angriff auf die Kinder. Man glaubt, jene wären vom bösen Feinde besessen, der sie zu dem Unfuge triebe, die Engel verfolgen zu wollen. Gottsched und sein Gefährte werden ins Gefängniß gesetzt; es wird über sie Gericht gehalten, und sie werden verdammt, als Hexenmeister verbrannt zu werden. Im Gefängnisse wird ihnen ein Prediger geschickt, sie zum Tode zu bereiten. Es findet sich, daß dieser ein großer Verehrer des Messias ist; und als er die wahre Ursache erfährt, warum sie auf Abentheuer ausgegangen sind, geräth er in solchen Eifer, daß er sie ohne fernern Besuch will sterben lassen. Glücklicher Weise kommt Klopstock selbst nach Langensalze, um seine Kousine Fanny wieder zu sehen. Er hört von der Geschichte, und geht sogleich hin, um Gottsched und dessen Schildknappen zu befreyen. Er stellt dem Richter vor, daß diese Leute den Seraphen gar nichts schaden könnten, und daß sie nichts weniger als Hexenmeister wären. Dabey stellt er vor: sie zu verbrennen, würde ganz unmöglich seyn; denn sie wären dermaßen aus lauter wässerichten Theilen zusammen gesetzt, daß durch sie auch der größte Scheiterhaufen würde ausgelöscht werden. Der Richter schenkt den Gefangenen aus Achtung gegen Klopstock das Leben; doch, sagt er,' müsse gesorgt werden, sie in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie nicht ferner Schaden thäten. Darauf wird Gottsched der Zucht seiner Frau, und der Schildknappe seinem Vater anvertraut, die dafür zu sorgen schuldig seyn sollen, daß beyde künftig weder reiten noch reimen würden.

Das ganze Ding war mehr ein lustiger Einfall, mit welchem wir uns eine Zeitlang herum trugen, als daß es jemals Ernst gewesen wäre, ihn ganz auszuführen und öffentlich bekannt zu machen. Ich würde auch jetzt nichts davon sagen, wenn ich glaubte, daß nach so langer Zeit jemand Anstoß daran nehmen könnte.

Es[1] hatte indeß damal schon jemand einige drollige Zeichnungen zu diesem komischen Heldengedichte gemacht. Ich glaube mich zu erinnern,

[1] [Das Folgende bis S. 194, Z. 2 lautete 1794:] Herr von Breitenbauch, der um den Scherz wußte, hatte indeß damals schon einige drollige Zeichnungen zu diesem komischen Heldengedichte gemacht, wie er sich vermuthlich noch erinnern wird. Folgende Scene schwebt

daß es der Hr. von Breitenbauch war. Er kann sich dessen aber nicht entsinnen, wie er mir vor einigen Jahren schrieb. Folgende Scene schwebt mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Die fahrenden Ritter finden auf einem Dorfe eine Truppe von wandernden Komödianten.[1] Gottsched fragt: spielt Ihr denn nicht auch meinen Cato? Allerdings, sagen die Komödianten; dieß ist, nebst der Haupt- und Staatsaction von Karl dem XIIten und Hanswurst dem XIIIten[2] unser hauptsächlichstes Stück, wenn wir ernsthaft für Leute von Geschmack spielen. Aber dieß Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden; denn unsere lustige Person, welche die Rolle der Porcia zu machen hätte, ist gestorben, und unser neuer Hanswurst hat die Rolle noch nicht gelernt. „Das soll die Aufführung nicht hindern; denn so „will ich die Porcia machen." Ich erinnere mich noch, wie komisch sich auf der Zeichnung[3] die große dicke Figur in römischen Weiberkleidern ausnahm. Sie war vorgestellt im zweyten Auftritte des zweyten[4] Aufzugs, wo sie zu sagen hat:

Wie wenig kennst du doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich nach dir seh', je stärker muß sie seyn.
Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen;
So nimm die Antwort an: Ich kann dich gar nicht hassen.

Diese Verse sollten unter den Kupferstich gesetzt werden. Vor der Porcia saß im Einhelferloche Hanswurst mit dem spitzen Hute auf dem Kopfe als Einhelfer, an den die Rede gerichtet schien. Der Waffenträger war vorn im Parterre im Profil zu sehen, vor Bewunderung den Mund öffnend und die Hände erhebend.

[1] eine wandernde Truppe von Comödianten. [1794] [2] XIII. [1794] XIIten [1809] [3] Zeichnung des Herrn von B. [1794] [4] [so 1794 und 1809; verschrieben statt] dritten

Sammlung naiver Stellen aus den besten Dichtern.[1]

Über eine Reise nach Gera.[2]

Tagebuch der Reise nach Holland.[3]

[1] [In einem Briefe vom Anfang Mai 1756 bittet Mendelssohn Lessing „um die Sammlung einiger naiven Stellen, die Sie aus den besten Dichtern zusammen getragen haben, und davon Sie mir kurz vor Ihrer Abreise etwas merken ließen". Die Sammlung, über die wir sonst nirgends etwas hören, war also spätestens zu Anfang des Herbstes 1755 angelegt worden.]

[2] [Nach Altenburg und Gera reiste Lessing mit Christian Felix Weiße am 21. März 1756 von Leipzig ab und kehrte nach etwa vierzehn Tagen zurück, wie er am 9. April seinem Vater mitteilte. Karl Lessing (G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 182, Anm.) fand im Nachlasse seines Bruders „ein von ihm mit Bleystift beschriebenes Quartblatt über diese Reise, woraus sehr wahrscheinlich wird, daß er noch vor Herrn Büsching den sinnreichen Einfall zu solchen jetzt so beliebten Reisebeschreibungen gehabt". Den Inhalt des jetzt verschollenen Blattes, das wohl auf der Reise selbst oder unmittelbar darnach niedergeschrieben wurde, teilte Karl Lessing eben so wenig mit, wie er einen bestimmten Grund anzugeben wußte, warum sein Bruder jenen sinnreichen Einfall nicht ausführte. Anton Friedrich Büschings Beschreibungen seiner Reisen von Berlin nach Kyritz und nach Reckahn erschienen erst 1780.]

[3] [Lessings Reise mit Gottfried Winkler über Braunschweig, Hamburg und Bremen nach Amsterdam dauerte vom 10. Mai bis zum Ende des Septembers 1756 (vgl. seine Briefe an den Vater vom 3. August und an Mendelssohn vom 1. Oktober 1756). Daß er sich von der Reise „ein ordentliches Tagebuch gehalten" habe, erwähnt Karl Lessing im „Leben" seines Bruders (Bd. I, S. 184, Anm.) zugleich mit dem Versprechen, Einzelnes aus diesem Tagebuch bei der Skizze seiner italienischen Reise anzuführen. Da jedoch Karl Lessing später auf die beabsichtigte Herausgabe des Tagebuchs von der italienischen Reise verzichten mußte, blieben auch die von ihm für den Druck bestimmten Abschnitte des älteren Reisetagebuchs unveröffentlicht, und jetzt ist die Handschrift, die ihm noch 1793 vorlag, verschollen.]

Gedanken
über
das bürgerliche Trauerspiel.[1]

[1] [Wahrscheinlich zeichnete Lessing diese Gedanken während der Reise nach Holland im Sommer 1756 auf. Von Embden aus schrieb er am 20. Juli an Nicolai, er habe „eine Menge unordentlicher Gedanken über das bürgerliche Trauerspiel aufgesetzt", die jener vielleicht noch ein wenig durchdenken und so zu seiner „Abhandlung über das Trauerspiel" (für die „Bibliothek der schönen Wissenschaften") brauchen könne. Aber obgleich Nicolai wiederholt, am 31. August, am 3. November 1756, am 2. März 1757, um die Zusendung dieser „unordentlichen Gedanken" bat, erhielt er sie niemals, wie er ausdrücklich in einer Anmerkung zu seiner Ausgabe der Lessingischen Briefe versicherte. So wurde von Lessings Aufzeichnungen, deren Handschrift längst verschollen ist, nichts bekannt.]

Über zwei Lustspiele von Otway und Wycherley.[1]

Den 25. September 1756.

The Soldiers Fortune
by Otway.

*

Surely 'tis impossible to think too well of him, for he has wit enough to call his good nature in question, and good nature enough, to make his wit suspected.

Er hat so viel Witz, daß man an seinem guten Herzen zweifeln sollte; und ein so gutes Herz, daß man ihm wenig oder keinen Witz zutrauen sollte.

Zeige weder deinen Witz, noch dein gutes Herz in ihrer völligen Stärke. Zeigst du zu viel Witz, so wird man dir kein gutes Herz zutrauen; zeigst du ein zu gutes Herz, so wird man an deinem Witze zweifeln.

*

I am afraid your Ladyship then is one of those dangerous

[1] [Die Anmerkungen über zwei Lustspiele von Otway und Wycherley sind uns ohne gemeinsame Überschrift, aber mit dem genauen Datum des 25. Septembers 1756, an dem Lessing wahrscheinlich diese Aufzeichnungen begann, handschriftlich in der Breslauer königlichen und Universitätsbibliothek erhalten. Sie stehen hier in einem Oktavheft von 16 Seiten, von denen aber nur 9 beschrieben sind. Das Papier ist stark vergilbt und fleckig, die Schrift aber deutlich und gut lesbar. Zwischen den beiden Teilen des Inhalts ist nur eine halbe Seite leer gelassen; es scheint also, daß Lessing die Anmerkungen über Wycherley denen über Otway unmittelbar, ohne einen größeren zeitlichen Zwischenraum, folgen ließ. Wycherleys „Country-wife“ hatte aber schon früher Lessing zu dem Entwurf eines Lustspiels „Der Leichtgläubige“ angeregt, der nach Ch. F. Weißes Bericht sowie aus andren, inneren und äußeren Gründen wahrscheinlich in das Jahr 1748 zu verlegen ist (vgl. oben Bd. III, S. VIII und 252—255). Vermutlich machte sich nun Lessing 1756 neue Auszüge aus dem englischen Stück, weil er seinen „Leichtgläubigen“ wieder vornehmen wollte. Plante er doch schon für Ostern 1756 einen Band von sechs Dramen, unter denen allem Anscheine nach auch Umarbeitungen älterer Entwürfe, z. B. „Vor diesen“, sein sollten. Vielleicht war für diese Sammlung, die mit der „Glücklichen Erbin“ eröffnet werden sollte (vgl. den Brief an Mendelssohn vom 8. Dezember 1755), auch der „Leichtgläubige“ bestimmt. Gedruckt erschienen die Aufzeichnungen über Otway und Wycherley erst 1843 in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, Nr. 247, S. 990, von G. E. Guhrauer, doch nur teilweise, herausgegeben. Vollständig teilte dann 1857 W. v. Maltzahn im elften Band seiner Ausgabe, Abteilung I, S. 36—42, Lessings Anmerkungen zu den zwei englischen Lustspielen mit. Dem folgenden Abdrucke liegt die Breslauer Handschrift zu Grunde.]

Creatures they call She-wits, who are always so mightily taken with admiring themselves, that nothing else is worth their notice.

Eine Witzlingin; (She-wit) vielleicht, daß dieses ein Charakter wäre, welcher sich auf dem Theater nicht übel ausnehmen sollte, und auf einer ganz andern Seite geschildert werden könnte, als daß er mit den gelehrten Weibern des Moliere zu vermengen wäre.

*

I'll have three whores a day, to keep Love out of my head.

Du liebst, und deine Liebe ist ernsthaft. Aber deine Umstände erlauben es nicht, einer ernsthaften Liebe nachzuhängen. Nun wohl suche dich ihrer zu entschlagen. Vermeide, flieh den dich[1] bezaubernden Gegenstand. Du fliehst ihn umsonst? Sein Bild verfolgt dich überall? So versuch etwas anders; versenke dich in Geschäfte; besetze jeden Augenblick mit ernsthaften Arbeiten. Auch das ist vergebens? Nun wohl, so wage das letzte; suche Hülfe bey den lustigen Schwestern des Mitleids, die du genießen kanst, ohne sie zu lieben. Laß auf einen wollüstigen Genuß den andern folgen. Aber wie? Deine Göttin hat sich deiner so bemächtiget, daß es dich ein Verbrechen dünkt, in den Armen einer andern die Entzückungen zu genießen, die du so gern in den ihrigen genießen möchtest? Wirklich? Je nun so heyrathe sie; allen es verwehrenden Umständen zum Trotze heyrathe sie; oder mache dich gefaßt, das[2] nächste Jahr im Tollhause zu seyn.

Vortrefliche Moral, Schwachheiten durch Laster vermeiden lehren.

*

His father was as obscure, as his Mother publick; every body knew her, and no body could guess at him.

*

In dem zweyten Acte läßt der Dichter verschiedne Personen stumm[3] über das Theater gehen, die ganz und gar keine Verbindung mit dem Stücke haben, bloß in der Absicht, durch den Mund des[4] Beaugard und Courtine einige starke Charaktere zu schildern. Wenn es der Ort des Stücks erlaubt, z. E. wenn der Ort eine Straße ist, und sich die andern Umstände dazu schicken, so wollte ich es einem Dichter gern erlauben,

[1] dich [fehlte ursprünglich] [2] [Ursprünglich:] vor Liebe das [3] stumm [fehlte ursprünglich] [4] [Ursprünglich:] Absicht, daß

eher zu diesem Kunstgriff seine Zuflucht zu nehmen, als eine oder mehr leere Scenen zu machen.

*

Prahlereyen zweyer Eisenfreßer im 4. Act.

Ah, Bloody Bones! Ah, when thou and I commanded that party at the siege of Philipsbourgh! where in the face of the Army we took the impenetrable Half-Moon.

Blood. Half-Moon, Sir! by your favour 't was a whole Moon.

Fourbin. Brother thou art in the right; 't was a full Moon, and such a Moon, Sir —

*

Die Helden in diesem Stücke sind zwey abgedankte Officiere, und das Glück, das der Dichter sie machen läßt, besteht darinn, daß der eine einen alten Ehekrieppel zum Hahnrey macht, und der andre eine ziemlich gute Heyrath thut. Jenes ist die Haupthandlung; dieses die Episode. In den drey ersten Acten hat der Dichter die Männerschule des Moliere ziemlich geplündert. Die Frau schickt ihrem Liebhaber durch ihren eignen Mann Geschenke und Briefe, so als ob sie ihr von ihrem Liebhaber wären geschickt worden, und sie sie ihm blos, mit Bezeigung ihres Haßes, wieder einhändigen laßen wollte. Nur daß man bey dem Moliere über diese List lachen, und bey dem Otway sich darüber ärgern muß; weil jener sie einem unverheyratheten ungebundenen Frauenzimmer beylegt, und dieser sie eine Frau, die durch die heiligsten Bande gebunden ist, ausüben[1] läßt. Was dort ein vergeblicher Betrug ist, wird hier zum Laster. Wenn die Engländer überall ihre französischen Originale so encheriren; so bringt es ihnen wenig Ehre. Auch der letzte Zug, da der Liebhaber bey dem Moliere für todt geprügelt gehalten wird, ist von dem Engländer auf eine ungeheure Art übertrieben worden. Der eifersüchtige Ehemann will ihn durch Mäuchelmörder aus dem Wege räumen laßen. Sir Jolly Jumble kartet das Ding so, daß sich des Liebhabers eigner Bediente verstellter Weise dazu will brauchen laßen. Dieser, nebst einem Gehülffen, werden also mit dem Ehemanne des Handels einig. Es heißt, sie haben ihren Mord verrichtet, und den todten Körper in des Sir Davy Dunce (so heist der Ehemann) Haus getragen. Hier muß der Liebhaber den Todten spielen. Dunce ist in tausend Aengsten darüber. Jumble giebt den

[1] [Ursprünglich:] thun

Rath, den Ermordeten in ein warmes Bette, neben die Frau[1] zu legen; welche versuchen soll, ob noch etwas Leben in ihm ist. Dieses läßt Dunce geschehen, und noch andre Dinge mehr, bis er seine Hahnreyschaft gewahr wird, indem er auf eine boshafte Weise, den Mord auf Jumble schieben will.

Der Charakter des Sir Jolly Jumble ist originel. Ein alter Bock, der selbst nicht mehr sündigen kann, aber sich ein Vergnügen daraus macht, Ehebruch und Huhrerey zu befördern. Und nur mit Heyrathsstiftungen, will er durchaus nichts zu thun haben. Siehe die Stelle im 4 Act. p. 30.

Beaugard. Look you, Sir Jolly, all things consider'd, it may make a shift to come to a Marriage in time.

Sir Jolly. I'll have nothing to do in it; I won't be seen in the business of Matrimony; make me a Match-maker? A filthy Marriage-Broker! Sir I scorn, I know better things: look you, Friend; to carry her a Letter from you or so, upon good Terms, though it be in a Church I'll deliver it; or when the business is come to an issue, if I may bring you handsomely together, and so forth, I'll serve thee with all my Soul, and thank thee into the bargain; thank thee heartily, dear Rogue; I will you little Cock-Sparrow, faith and troth I will; but no Matrimony, Friend, I'll have nothing to do with Matrimony; 'tis a damn'd invention, worse than a Monopoly, and a destroyer of Civil Correspondence.

Die Scene im 4 Act, wo die beyden verstellten Meuchelmörder mit dem Dunce den Handel schließen, ist abscheulich; und ihre mördrischen Prahlereyen sind so eckel als gottlos. Der eine stellt sich sogar vor Blutgier rasend, und sagt in dieser Raserey Dinge, die man ohne Schauer unmöglich hören kan. Sie hatten für den Mord 200 Pfund und ihn rechtschaffen auszuprügeln 100 Pfund gefordert. Darauf sagt

Dunce: What, one hundred pounds! Sure the Devil's in you, or you would not be so unconscionable.

Bloody-Bones. The Devil? where? where is the Devil? Shew me; I'll tell thee Beelzebub, thou hast broke thy Convenant, didst thou not prommise me eternal Plenty, when I resign'd my Soul to thy allurements?

[1] neben die Frau [fehlte ursprünglich]

Sir Davy Dunce. Ah Lord!

Blood. Touch me not yet; I've yet ten thousand Murders to act before I am thine: with all those sins I'll come with full damnation to thy Caverns of endless Pain, and howl with thee for ever.

Dieses Lustspiel ist gedruckt zu London 1695 in 4° (acted by His Majesties Servants at the Theatre Royal, the third Edition). Auf dem Titel stehen die Verse, (aus dem Martial, wo ich mich recht erinnre)

Quem recitas meus est, o Fidentine, libellus;
Sed male cum recitas incipit esse tuus.

Ohne Zweifel, daß Otway mit der Vorstellung nicht allzuwohl zufrieden gewesen.

The Country-Wife, a Comedy
by Wycherley.

1. Mr. Horner. Ein Hurenhengst mit einem Worte; der aber von einem Quacksalber aussprengen läßt, daß er durch eine unglückliche Cur unbüchtig gemacht worden; blos in der Absicht, die Ehemänner desto sichrer, und die Frauenzimmer wegen des zu besorgenden Verlusts ihres guten Namens desto unbesorgter zu machen. Der Quacksalber der diese feinre Absicht nicht gleich einsieht, sagt: and you will be as odious to the handsome young Women, as —

Horner. As the smal Pox — Well —

Quack. And to the married Women of this end of the Town, as —

Horner. As the great ones; nay, as their own Husbands.

Quack. And to the City Dames as Annis-seed Robin of filthy and contemptible Memory; and they will frighten their Children with your name, especially their femals.

2. Sir Jasper Fidget.

3. My Lady Fidget.

4. Mrs. Dainty Fidget.

Sir Jasper hat die ausgesprengte Nachricht vernommen; er kommt

also mit seiner Frau und Schwester zu Hornern, sich näher davon zu unterrichten, und weil er in dem angenommenen Abschen des Horners gegen das Frauenzimmer, und besonders jetzt gegen seine Frau und Schwester, die Bestätigung zu finden glaubt; so trägt er kein Bedenken sie beyde dem Horner anzuvertrauen, und ihm so den Zugang in sein Haus, und alle mögliche Vertraulichkeit darinn, anzubieten.

5. Mr. Harcourt.

6. Mr. Dorilant.

Freunde des Horners, die ihn gleichfalls auf die ausgesprengte Nachricht besuchen; und denen er glauben macht, daß es ihm recht angenehm sey, auf diese Weise von dem weiblichen Geschlecht und der Liebe geschieden zu seyn.

Hor. Well, a Pox on love and wenching. Women serve but to keep a Man from better Company; though I can't enjoy them, I shall you the more; good felloship and friendship, are lasting, rational and manly pleasures.

Har. For all that give me some of those pleasures, you call effeminate too, they help to relish one another.

Hor. They disturb one another.

Har. No, Mistresses are like Books; if you pore upon them too much, they doze you, and make you unfit for Company; but if us'd discreetly, you are the fitter for conversation by them.

Dor. A Mistress shou'd be like a little Country Retreat near the Town, not to dwell in constantly, but only for a night and away; to taste the Town the better, when a Man returns.

Hor. I tell you, 'tis as hard to be a good Fellow, a good Friend, and a Lover of Women, as 'tis to be a good Fellow, a good Friend, and a Lover of Money etc.

7. Mr. Sparkish. Ein leichtgläubiger Narr, der mit aller Gewalt den witzigen Kopf spielen will; und besonders den Harcourt für seinen guten Freund hält, welcher ihn doch beständig zum besten hat. Er besucht den Horner gleichfalls wegen des ausgesprengten Gerichts, und will ihn auf seine Art deswegen schrauben.

8. Mr. Pinchwife. Dieser ist nun der, welcher sich auf dem Lande eine Frau ausgesucht hat, aus Furcht, eine aus der Stadt möchte ihn zum Hahnrey machen. Er ist den Tag vorher mit seiner Frau in

die Stadt gekommen, wegen eines Proceßes und wegen der Verheyrathung seiner Schwester. Er war auch mit seiner Frau, des Tages vorher, schon in der Komödie gewesen; und so sehr er sich daselbst auch mit ihr verborgen gehalten hatte, so hatte ihn Horner doch bemerkt; worüber Pinchwife schon halb rasend wird, weil er weis, was Horner für ein Zeisig ist, und die ausgesprengte Nachricht von seiner Unfähigkeit noch nicht gehört hat.

*

Methinks wit is more necessary than beauty; and I think no young Woman ugly that has it; and no handsome Woman agreeable without it.

*

Pin. 'Tis my maxim, he's a Fool that marries, but he's a greater that does not marry a Fool; what is Wit in a Wife good for, but to make a Man a Cuckold?

Hor. Yes, to keep it from his knowledge.

9. Mrs. Margery Pinchwife, dieses nun ist die Person, von welcher das Stück die Benennung führt. Einfältig, ohne Erziehung, ohne Welt; und die ihren Mann nur liebt, weil sie bis jetzt noch keinen gesehn hat, den sie lieber lieben möchte.

10. Mrs. Alithea. Die Schwester des Pinchwife, welche mit Sparkishen versprochen ist. Ein Frauenzimmer von freyerer Erziehung, und gleichwohl von tugendhaftern Gesinnungen als Mrs. Margery, welche ihren Mann in aller Einfalt zum Hahnrey macht. Sie hatte sich das erstemal, da sie in der Komödie gewesen war, schon in die Schauspieler verliebt. Sie will deswegen wieder hingehen, und da ihr der Mann die Gefahr vorstellt, und ihr entdeckt, daß sich schon das erstemal ein Narr (Horner) in sie verliebt habe, so wird sie noch neugieriger, und will mit aller Gewalt wißen, wer es sey, ob er artig sey und dergleichen.

Mrs. Pinch. Well, but pray Bud, let's go to a Play to night.

Mr. Pin. 'Tis just done, she comes from it; but why are you so eager to see a Play?

Mrs. Pin. Faith, Dear, not that I care one pin for their talk there; but I like to look upon the Player-men, and wou'd see, if I cou'd, the Gallant you say loves me; that's all dear Bud.

Da endlich Mrs. Pinchwife darauf besteht, daß sie wenigstens ausgehn will, so entschließt sich der Mann, sie als Mannsperson zu verkleiden, und sie für ihren Bruder auszugeben.

Sammlung lächerlicher Geschichten und Einfälle.[1]

[1] [Seit Lessings Übersiedelung von Berlin nach Leipzig im Oktober 1755 wird in seinem Briefwechsel mit Mendelssohn mehrfach seine „Erklärungsart, woher das Lachen komme," erwähnt und auf eine von ihm zu erwartende „Abhandlung vom Lachen" angespielt; vgl. namentlich Mendelssohns Briefe vom Ende Oktobers und vom 19. November 1755 sowie vom 11. August 1757. Lessing selbst scheint sich besonders 1757 ernster mit diesem Plane beschäftigt zu haben; wenigstens bat er am 14. September 1757 den Freund, der ihn auf einen dahin gehörigen Ausspruch Spinozas aufmerksam gemacht hatte, um weitere Mitteilung ähnlicher Stellen, die ihm etwa bei der Lektüre aufstoßen würden. „Ich sammle an lächerlichen Geschichten und Einfällen; und endlich kann eine lustige, tiefsinnige Abhandlung für die Bibliothek daraus werden." Von dieser Sammlung und sonstigen Vorarbeiten zu der geplanten Abhandlung ist uns nichts erhalten. Als sich im Herbst 1758 Nicolai und Mendelssohn von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" zurückzogen, dürfte Lessings Eifer vollständig erloschen sein. Nach Lessings Tode berührte Mendelssohn noch einmal den Plan von 1757 in dem skizzenhaften Entwurf zu einer Charakteristik seines Freundes (mitgeteilt von Karl Lessing, G. E. Lessings Leben, Bd. II, S. 14–19). Hier führte er als ein Beispiel, daß Lessing es nie sich merken ließ, wenn er bestohlen wurde, seine „Gedanken vom Lachen und Weinen" an, und bekannte, aus ihnen, wenn auch ohne unredliche Absicht, Einzelnes in seine eignen Schriften herüber genommen zu haben.]

Ueber das Heldenbuch.

Angefangen den 23sten Februar 1758.[1]

§. 1.

Ueber die verschiednen Ausgaben dieses Heldenbuchs will ich mich nicht einlassen. Grabener hat alles gesammelt, was Köhler, Placcius, Vogt, Horn und Andre davon angemerkt haben. Ich habe mich bey meiner Untersuchung der Ausgabe von 1560 in klein Folio bedient. Hier ist ihr Titel:

Das Heldenbuch. Welchs auffs new corrigirt und gebessert ist, mit schönen Figuren geziert. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, durch Weygand Han und Sygmund Feyerabend.

---

[1] [Zuerst 1795 nach der jetzt verschollenen Handschrift von Fülleborn mitgeteilt (K. G. Lessing, G. E. Lessings Leben nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse, Bd. III, S. 3—33) und mit Anmerkungen des Herausgebers begleitet, die für die Textkritik wertlos und deshalb im Folgenden weggelassen sind. In der Vorrede S. X ff. bemerkt Fülleborn zu diesen „Fragmenten einer Untersuchung Ueber das Heldenbuch“: „Sie stehen in einem dicken Hefte, und sind vom 23sten Februar 1759 datirt. Dieses Heft ist, wie aus der Handschrift und Jahrzahl erhellt, dasselbe, welches Hr. Nicolai und Eschenburg für verloren halten. Vielleicht hat Lessing selbst es verloren gegeben, weil er in der Folge nichts mehr zur ausführlicheren Verarbeitung der gesammelten Materialien gethan hat. Die Handschrift ist beynahe durchaus gleich, das heißt also, aus Einer Periode, (denn Lessings Hand änderte sich sehr oft) und die Materialien selbst sind noch in ihrem rohen Zustande, wenige Paragraphen ausgenommen, die er auf der Stelle ausgearbeitet hat. Was verloren seyn kann, ist vielleicht ein vollständiger Auszug aus dem Heldenbuche gewesen; wenigstens fand ich zwey halbdurchgerißne Blätter, auf welchen Stellen aus dem Heldenbuche mit untermischten prosaischen Erzählungen des Inhalts standen. Es ist wahrscheinlicher, daß Lessings Bedienter solche einzelne Blätter verbraucht hatte.“ Vor Fülleborn hatte nämlich Eschenburg (Lessings Kollektaneen zur Litteratur, Berlin 1790, Bd. II, S. 193 f.) erzählt, „eine Menge Materialien“, die Lessing „zu einem Kommentar über das Heldenbuch“ gesammelt hatte, habe sein Bedienter für unnütze Papiere angesehen und zu Haarwickeln für seinen Herrn verwendet; als dieser es entdeckte, sei der größte Teil schon unwiederbringlich verloren gewesen. Nach Nicolais Darstellung (Lessings sämtliche Schriften, Berlin 1794, Bd XXVII, S. IV f.) stahl 1766 Lessings Aufwärter in Berlin unter andern Büchern seines Herrn auch „das Exemplar des Heldenbuchs, worin Lessings vortreffliche Anmerkungen eingelegt waren“. Lessing selbst gedachte in dem Brief an Eschenburg vom 10. März 1776 wieder des „Heldenbuchs“, über das er einst „zu einem ganzen Folianten compilirt“ habe, um die Meinungen Goldasts und Grabeners zu bestreiten, erwähnte dabei jedoch nichts von dem Verlust dieser Papiere. Daß die Anmerkungen über das „Heldenbuch“ wirklich in das Jahr 1758 fallen (nicht 1759, wie es irrtümlich in Fülleborns Vorrede heißt), beweisen außer der Überschrift des Aufsatzes auch Lessings Briefe vom 6. Februar 1758 an Gleim und vom 2. April 1758 an Mendelssohn, die von seinen Studien über das „Heldenbuch“ und ältere mittelhochdeutsche Dichtungen im Zusammenhange mit seinen für die Vorrede der Gleimschen Grenadierlieder zu verwertenden Forschungen nach den alten Kriegsliedern, besonders der Barden und Skalden, berichten.]

Sie hat 187 Blätter, und jede Seite zwey Spalten. Ich wäre vielleicht begieriger gewesen, eine ältere aufzutreiben, wenn nicht verschiedne Stellen, die ich aus der allerersten hier und da angeführt gelesen, mich genugsam hätten erkennen lernen, daß die alte schwäbische Sprache auch in der allerersten schon große Veränderungen erlitten habe.

§. 2.

Es muß noch eine andre alte Sammlung von Heldenliedern unter diesem Titel existiren; denn Köhler in der Untersuchung vom Theuerdank sagt: Aliam collectionem heroicarum cantionum, a priori prorsus diversam, vulgo tamen ignoratam, ex bibliotheca sua instructissima nobis obtulit D. Godofredus Thomasius Archiater Norimb., anno 1477 absque loci mentione excusam.

§. 3.

Morhof, Köhler, Frisch, Wachter, Gottsched, welche dieses unsers Heldenbuches gedenken, machen uns alle so verwirrte und undeutliche Begriffe davon, daß sie sich schwerlich die Mühe können genommen haben, es ganz zu lesen.

§. 4.

Der Herausgeber hat es in vier Theile getheilet, deren Ueberschriften diese sind:

Erster Theil sagt von Keyser Ottnitten und dem kleinen König Elberich, wie sie mit grosser Gefahr über Meer in der Heydenschaft eim König seine Tochter abgewunnen (und wie er Sie ihm zu einem Ehelichen Gemahl vermähelen liesse.)

Ander Theil meldet von Herr Hugdieterichen und seinem Sohn Wolffdieterichen, wie die umb der Gerechtigkeit willen, offt den trostlosen Leuten haben hülff mit ihren trefflichen Thaten gethan, neben andern kühnen Helden, so ihnen in nöthen beygestanden seyn.

Dritt Theil zeigt an, vom Rosengarten zu Worms, der durch Crimhilten, König Gibichs Tochter ward gepflantzt, dardurch nachmals der mehrer theil Helden und Rysen zu abgang kommen, unnd erschlagen sind worden.

Im vierdten Theil wird gemelt, von dem kleinen König Laurin, dem Gezwerge, wie er seinen Rosengarten mit so grosser mannheit und mit Zauberey umbgienge, biß er zuletzt von den Helden bezwungen ward und ihr Gaukelmann seyn mußt, (Mit sampt andern

kurtzweiligen Historien, Im andern Theil dieses Heldenbuchs verfaßt, welches auch in sein sonderliche beschreibungen underschiedlich ist geordnet worden.)

§. 5.

Allein der Herausgeber ist ein höchst unwissender Mann gewesen. Er hat drey Gedichte, die alle drey völlig von einander unterschieden sind, und allem Ansehen nach auch drey unterschiedne Verfasser haben, in eins zusammengeworfen. Die ersten zwey Theile machen ein besondres Gedicht aus, der dritte ein besondres, und der vierte desgleichen.

Der einzige Goldast unterscheidet die Verfasser, wie es sich gehört. Die erstern zwey Theile führt er allezeit unter dem Namen Eschilbachs an; wenn er von dem dritten Buche redet, sagt er: (S. 363) incertus auctor partis III Heldebuch. Doch sagt er auch S. 406: Anonymus, aut fortean idem auctor partis III Heldebuch, nemlich Eschilbach. Das vierte Buch aber führt er unter dem Namen Heinrichs von Offterdingen an.

Grabener vermuthet, daß Offterdingern auch von dem dritten Verfasser sey; welche Vermuthung weniger kritische Einsicht in den Styl verräth, als Goldasts.

Das erste Gedicht, welches in den zwey ersten Theilen enthalten ist, sollte also den Titel führen:

Von Kaiser Ottnitt und Wolffdieterich.

§. 6.

Von dem Alter der Verfasser dieses Heldenbuchs sagt

Eccard. in hist. Gener. Princip. Saxoniae sup. Cap. V. §. 9. p. 174. sq.[1]

Liber hic de heroibus veteribus a Wolframo Eschenbachio et Henrico Efftertingio compositus est tempore Friederici Barbarossae, et quidem ante Canonisationem Caroli M.[2] et promulgationem Pseudo-Turpini, ut pluribus argumentis in Historia Poëseos Germanicae demonstrabo.

Diese Beweise ist Eccard mit sammt dem Buche schuldig geblieben. Und ich hätte um so viel lieber sehen mögen, wie sie ausgefallen wären, je unwidersprechlicher man dieses Vorgeben widerlegen kann.

Die Canonisation Carls des Großen geschah mit Genehmhaltung

[1] p. 174. 59. [1795] [2] Caroli III. [verdruckt 1795]

Papst Paschalis III, wie Friedericus I selbst bezeugt in seinem Diplomate bey Jac. Andr. Crusio de vita et rebus gestis Witekindi c. XV. p. 46.[1] Bollando[2] T. II. Act. 55. Mens. Jan. p. 888. und andern.

Paschalis aber starb 1168, und gleichwohl gedenkt der Dichter der Herzoge von Merane, die Friedrich I erst im Jahre 1180 creirt hat. Hätte dieses ohne einen prophetischen Geist geschehen können? Wenn Grabener diesen Widerspruch bemerkt hätte, so würde er sich auf diesen Consensum celeberrimi Eccardi nichts zu gute gethan haben.

Vor 1180 kann der Verfasser also nicht geschrieben haben. Allein ich vermuthe, daß er auch nicht vor 1248 geschrieben habe, und zwar eben deswegen, weil der Herzoge von Merane gedacht wird, die 1248 schon wieder ausgingen. Würde es der Dichter gewagt haben, würde es nicht wider seinen Plan gewesen seyn, ein noch lebendes Geschlecht zu nennen, wo er lauter falsche Namen brauchte?

§. 7.

Goldast (Tom. III. Constitut. Imperial. Praefat. ad Regem Britann. Jacobum p. 3. 4 et 5.) will, daß unter dem Kayser Ottnitt Odoacer, der Heruler König, und unter Wolffdieterich Theodoricus Veronensis zu verstehen sey; doch ohne die geringsten Gründe dieser seiner Muthmaßung anzuführen.

Allein einem Manne, wie Goldast, muß man auch da Gründe zutrauen, wo er keine angiebt. Und ihn widerlegen wollen, ohne diese vorher aufzusuchen, heißt sich ein leichtes Spiel machen.

Die bloße Aehnlichkeit des Schalles, und aufs höchste der Ableitung, welche die Namen Ottnit und Odoacer, Theodoricus und Dietrich haben, kann sein einziger Grund nicht gewesen seyn. Er muß größere Aehnlichkeiten zwischen den Begebenheiten, die uns der Dichter von beyden meldet, und denen, die uns die Geschichtschreiber von ihnen aufgezeichnet, entdeckt haben.

Und diese finden sich auch wirklich.

Odoacer[3] hatte sich zum Herrn desjenigen Theils von Italien gemacht, welcher in den folgenden Zeiten den Namen der Lombardey bekam. Ottnitt ist König von Lombarten, und ist es durch das Recht der Waffen.

[1] p. 116. [1795] [2] Ballando [verdruckt 1795] [3] Ottocar [1795]

Wolffdieterich ist der Sohn eines Königs von Constantinopel. Theodoricus ward von dem Kayser Zeno an Kindesstatt angenommen*).

Wolffdietrich kommt, dem Kayser Ottnit sein Reich streitig zu machen. Theodoricus kam mit seinen Gothen nach Italien, in der Absicht, die Heruler zu verdrängen. Seine Absicht gelang; er schlug den Odoacer bey Verona, und belagerte ihn drey ganzer Jahre in Ravenna**).

Eben da Wolffdietrich dem Ottnitt am stärksten zusetzt, da er ihn fast überwunden hat, ändert sich die Scene auf einmahl: Ottnitt und Wolffdietrich werden Freunde, und unzertrennliche Freunde, Gesellen. Theodoricus, wie gesagt, hatte den Odoacer schon drey Jahre in Ravenna belagert, und schon hatte sich ihm ganz Italien unterworfen. Dennoch ließ Theodoricus von dem Rechte des Siegers so viel nach, daß er den Odoacer zum Mitgenossen seines neuen Reiches annahm.

Wolffdietrich kommt in den Verdacht, seinen treuen Genossen, den Ottnitt, umgebracht zu haben. Theodoricus brachte den Odoacer wirklich mit eigner Hand um.

Wolffdietrich folgte dem Ottnitt in allen seinen Reichen und Rechten. So folgte Theodoricus dem Odoacer.

Diese Aehnlichkeiten sind nicht gering, wenigstens hinlänglich, Goldasten von dem Vorwurfe eines unüberdachten Vorgebens loszusprechen.

§. 8.

Aber sie werden von unzähligen und offenbaren Unähnlichkeiten unendlich überwogen.

Ottnitt heißt Römischer Kayser, und Procopius sagt ausdrücklich, daß sich Odoacer diesen Titel nie angemaßt. Procop. de bello Goth. lib. I. c. 1. *ἀλλα ΡΗΞ διεβιω καλουμενος*.

Rom und auch Lateran, sagt der Dichter, habe dem Ottnitt gedient. Und wie wenig hatte Odoacer in Rom zu sagen! Er wagte es nicht einmal, seinen Sitz da zu nehmen.

*) Man sehe den Brief des Atalaricus, seines Enkels, an den K. Justinian, beym Cassiodor B. 8. Ludewig (im Leben Justinians S. 403.) erklärt diese Adoption für weiter nichts, als eine formulam curialem. Aber, wäre sie nichts als ein leerer Titel gewesen, so macht doch Atalaricus offenbar zu viel Aufhebens davon.

**) Jornandes de reb. Get. p. 140.

Kurz: Ottnitt ist ein sehr mächtiger Herr, dem alle deutsche Reiche und alle Reiche in dem Lande der Walhen unterthan sind. Odoacer hingegen herrschte bloß über Italien, dessen dritten Theil er seinen Herulern zu Lehen gab.

Und das waren die ansehnlichen Lehnsträger nicht, welche Ottnitt um sich hat, und die er anredet:

Ihr Fürsten und ihr Herren,
Grossen[1] Freyen Dienstmann.

Lehnsträger also von allen Heerschilden*)! Was wußte man aber von diesen zu einer Zeit, in welcher verschiedene Gelehrte nur den allerersten Ursprung der Lehne gefunden zu haben glauben?

§. 9.

Grabener führt an, daß Marqu. Freherus (Origin. Palat. P. I. c. 10.) Joh. Deckherrus (beym Placcius in Theatro Anon.) und Petr. Dahlmannus, (im Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten Num. 37.) das ganze Heldenbuch für nichtswürdige Fabeln gehalten. Morhof und andre glauben, daß Fabeln nur untermischt sind.

Grabener selbst bemerkt, daß nichts im ganzen Heldenbuche sey, woraus man schließen könne, daß man die darin enthaltnen Fabeln höher, als in das zwölfte Jahrhundert setzen dürfe. Sein Beweis ist vornehmlich dieser, daß der Herzoge von Merane darin gedacht werde, deren ersten doch Friedrich I creirt habe.

§. 10.

Gottscheds Meynung, die nicht leicht abgeschmackter seyn könnte, ist diese, daß

Ottnitt, Odoacer der Heruler König,
Wolffdietrich, der Westgothen König Theodoricus,
Dietrich von Bern, der Ostgothen König Theodoricus Veronensis sey.

Nur etwas zum Beweise:

Im J. 490 belagerte Theodoricus den Odoacer in Ravenna, und drey Jahr darauf ward Odoacer umgebracht. Wie kann nun aber eben

*) Den niedrigsten Heerschild ungerechnet, deren älteste Spuren man erst unter Heinrich IV findet, obgleich eine ähnliche Eintheilung des Adels lange vorher üblich gewesen seyn muß.

[1] Grossen [1795]

dieser Theodoricus, nach mehr als achtzig Jahren nach dem Tode des Odoacer (Ottnitts) die dem Wolffdietrich entflohnen Würme vollends erschlagen haben? (denn drey Jahr, nachdem die Würme Ottnit verschlungen, schlug sie erst Wolffdietrich, und 80 Jahr nach Wolffdietrichen, die übrigen Dietrich von Bern.)

Der Anhang des Heldenbuchs sagt gar: Demselben Kaiser Ottnitt dienet Reussen und das Land zu Bern, darnach über 200 Jahr warde das Landt Bern Herrn Dietrich von Bern.

Dietrich von Bern kann also der Theodoricus Veronensis nicht seyn, der Odoacern überwand, oder Ottnit kann Odoacer nicht seyn.

§. 11.

Meine Erklärung:

Der Dichter hat unter dem Ottnit, die beyden Gegenkaysser Ottos des Vierten, nemlich Philipp und Friedrich II verstanden, und verschiedne von ihren vornehmsten Thaten in diesem seinem Roman von Ottnit, in ein Ganzes verbunden.

§. 12.

Von den Herzogen von Merane.

Jo.[1] Dav. Koeleri Dissert. de Ducibus Meraniae[2] ex Comitibus de Andechs ortis. Altorf. 1729.

In dem Leben Notkeri c. XXXI.[3] T. 1. script. rer. Aleman. Gold. p. 396. wird bereits eines Cuononis Ducis Meraniae gedacht, wobey Goldast die Anmerkung macht: Ego, qui Ducatus sit, aeque cum ignarissimis scio, nisi Moravia sit, quae adhuc Alemannis Meran, interim Merenland. Köhler, der diese Stelle §. 1 aufführt, fährt fort: Si Goldastus in ea annotatione loqueretur de Ducatu Meraniae[2] ab Imp. Friderico constituto, omnino Planerus (in histor. Varisciae p. 34.) Goldasto ignorantiam Ducatus Meranii attribuere posset, sed cum respiciat Ducatum Meraniae tempore imperatoris Ottonis I. iam extantem, qui omnino eo aevo incognitus erat, Goldastus ab hac ignorantiae culpa immunis esse videtur.

Wenn nun aber zu Otto's I Zeiten bereits Herzoge von Merane existirt haben, wie würde es mit unsern Beweisen aussehen?

Unterdessen löset Köhler diesen Knoten sehr wohl. Er sagt: Effehard (im Leben Notkeri) habe unter Fried. II geschrieben, und nenne

[1] Ge. [1795] [2] Maraniae [verdruckt 1795] [3] XVI. [1795; ebenso Köler]

den Cunonem, generum Ottonis M. nur deswegen einen Herzog von Merane, quoniam etiam forte praefuit Carentanis, quemadmodum eius filius Otto (vid. Ditmarus lib. V. p. 370 apud Leibn.) Ad Carinthiam vero olim etiam pertinuisse Tirolensem ditionem testatur Megiserus Annal. Carint. l. I. c. 2. p. 14., cujus pars potior aevo ipsius Ekkehardi dicebatur Ducatus Meraniae. Ex sui ergo seculi usu et notitia dixit Ekkehardus Cunonem Ducem Meraniae.

§. 13.

Die Saracenen.

Die Saracenen waren unter Friedrich II noch nicht in Sicilien unterdrückt. Friedrich hatte noch im Jahr 1221 viel mit ihnen zu schaffen. Die Verheerungen, die sie in diesem Königreiche angerichtet hatten, bewogen den Kayser, wider sie in das Feld zu ziehen. Bey seiner Annäherung zogen sie sich auf die Gebirge, und hier war es nicht möglich, ihnen beyzukommen. Friedrich faßte den Entschluß, sie zu belagern und auszuhungern. Und weil sie Mangel an Lebensmitteln litten, wurden sie bald auf das Aeußerste gebracht, und gezwungen, sich an den Kayser zu ergeben. Viele baten um Erlaubniß, daß sie seine Staaten verlassen dürften, und erhielten sie ganz leicht. Die Uebrigen, die unter seiner Herrschaft bleiben wollten, wurden nach Nocera in Apulien gebracht; man verbot ihnen bey schwerer Strafe, daß sie keine Waffen in ihren Häusern haben sollten.

Barre IV. S. 12.

Collenut. Lib. IV. hist. Neap.

Hist. de Reb. gest. Fred. apud Murator. T. VIII.

Friedrich II bediente sich auch der Saracenen bey seinen Armeen. So bestand z. E. das Heer, mit welchem Rainald (den der Kayser, als er 1228 endlich nach dem gelobten Lande ging, als seinen Statthalter hinterlassen hatte) in das Erbgut des h. Petrus eindrang, um den Papst Gregorius IX zu bekriegen, aus Deutschen und Saracenen aus Sicilien.

Die Saracenen aus Nocera oder Luceria[1] thaten auch Manfreden gute Dienste, und nahmen ihn in ihre Stadt auf, wie Jamsilla (apud Murat. T. VIII. p. 530.) und Saba Malaspina (Hist. lib. I. c. 4.[2]) mit Mehrerem berichten. Sie interessirten sich für den jungen Conradin. (Monachus Patav. Chron. ap. Murat. T. VIII. p. 728.) Sie waren sogar die letzten, mit welchen Carolus fertig werden konnte, bis er

[1] Lucerria [1765] [2] [richtiger:] c. 5.

endlich 1269 Noceria nach einer langwierigen Belagerung einnahm, wobey die meisten Saracenen elend verhungert waren. S. den angeführten Monachus, und Saba Malasp. zu Ende des 4ten Buches.

§. 14.

Anwendung der Lessingischen Hypothese

I. auf verschiedne Prädicate, die der Dichter dem Ottnit giebt und die auf Friedrich II passen:

A. Ottnit wohnt in Italien.

Friedrich II war in Deutschland weder geboren, noch erzogen. Anno 1212 kam er nach Deutschland, 1220 ging er wieder nach Italien, und kam erst 1235 auf kurze Zeit wieder nach Deutschland, bey Gelegenheit der Empörung seines ältesten Sohnes Henrici. Das Jahr darauf war er schon wieder in Italien. Zwar rief ihn die Empörung Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Oestreich, zu Ende 1236 nach Deutschland; doch war er das folgende Jahr 1237 im August schon wieder in Italien. 1238 ging er abermals auf eine kurze Zeit nach Deutschland, kam aber noch eben dasselbe Jahr nach Italien zurück. Und von der Zeit an findet man nicht, daß er wieder nach Deutschland gekommen sey.

Es saß da in Lamparten
Ein edler König reich,
Auff einer Burg hieß Garden.

Heldenb. S. 1.

Lamparten, Lombardey.

Die Longobarden überschwemmten Italien um das Jahr 586. Der Name der Lombardey ist also noch später zu setzen. Die Anticipation, welche Gottsched hier will gelten lassen, ist lächerlich.

Desiderius, der letzte König der Longobarden, ward gefangen 744.

Karl der Große, nachdem das Lombardische Reich ein Ende genommen, hatte in den meisten Städten Grafen gesetzt, deren einige den fürstlichen Titel führten, und nachmals die Länder größtentheils an sich zogen u. s. w. S. Bünaus Leben Friedr. I. S. 32—33.

Garden.

Azo Marchio Estensis ward von den Einwohnern von Mantua mit gewaffneter Hand wieder in Verona eingesetzt. Eccelinus[1] II wäre bey dieser Gelegenheit bald gefangen worden. **Illo namque die,** sagt

[1] Ecceliuss [1795]

Gerard Maurisius ap. Murat. VIII. p. 16., vix evasit Dominus Eccelinus etc. Fugerunt ergo contrarii Marchionis ad arcem Gardae — Arcem autem Gardae — undique per terram et aquam strictissime (Marchio) obsidebat.

B. Ottnit ist des Sternlaufs kundig.

Ueber die Astrologie Friedrichs II S. Antonius Godius Chron. Vicent. beym Murat. T. VIII. p. 83. (Beyde Geschichtchen mit den Astrologen sind indessen verdächtig.) Mehr beweist Rolandinus lib. IV. c. 12. Nichts ist entscheidender, als das Zeugniß des Saba Malaspina hist. Sic. l. I. cap. 2. bey Murat. T. VIII p. 788. Vergl. Ricobaldus Ferrariensis Histor. Imper. p. 128.[1] bey Murat. IX. Matthaeus Paris in hist. Mai.[2] p. 285. F. Francisci Pipini Chron. l. 2. Murat. T. IX. p. 670. (de Scotto Friederici Astrologo.)

C. Rom und Lateran.

Unter Lateran ist der päpstliche Stuhl, und unter Rom die weltliche Gewalt dieser Stadt zu verstehen, durch welche Trennung ganz deutlich auf Zeiten gewiesen wird, in welchen die Päpste über den Rath und die Bürgerschaft in Rom nichts zu sagen hatten. Und dieses ist von den Zeiten der Schwäbischen Kayser wahr.

Schon Friedrich I mußte in dem Vergleiche, den er mit Papst Eugenius III auf dem Reichstage zu Costnitz 1152 oder 53 einging, versprechen, er wolle, ohne des Papstes Einwilligung, weder mit König Rogerio, noch mit den rebellischen Römern jemals Frieden machen, sondern, dieselben unter den päpstlichen Gehorsam zu bringen, allen Fleiß anwenden. Baronii Annal. anno 1152.

Arnold, ein Schüler Abälards, der kühne Feind aller weltlichen Macht und Güter der Bischöfe und Geistlichen, soll sogar Willens gewesen seyn, die Römische Republik wieder in den vorigen Stand zu setzen, das Capitolium von Neuem zu erbauen, den Bürgermeistern und der Röm. Ritterschaft das ehemalige Ansehen wieder zu verschaffen, hingegen die Stadt der päpstlichen Obrigkeit gänzlich zu entziehen.

Otto Fris. L. II. c. 20.[3]

Im J. 1228 verjagten sogar die Römer den Papst Gregorius IX aus Rom, als er den Kayser Friedrich II auf eine so übereilte und ärgerliche Weise in den Bann gethan hatte.

[1] p. 1120. [1795] [2] [= in historia maiore] [3] [richtiger:] c. 21.

D. Von der Wahlen Land.

Wie kann man sagen, daß den Schwäbischen Kaysern alle Könige in Deutschland und der Wahlen Land gedient hätten?

Saxo Grammat. L. XIII. p. 242 und L. XIV. p. 262 leugnet, daß Dännemark dem Deutschen Reiche jemals unterwürfig gewesen sey.

Aber Friedrich I lockte den König Waldemar in Dännemark aus seinen Staaten, und verlangte, daß er ihm huldigen sollte. S. Barre III. S. 600. vergl. den daselbst angeführten Brief Conrads III an Johannes von Constantinopel. Eben so gewiß ist es, daß König Friedrich auf dem Reichstage zu Merseburg 1152 den Dänischen Prinzen-Streit entschied. Der neubestätigte Dänische König wurde in Friedrichs Gegenwart gekrönt, und von ihm durch das Schwert belehnt, wie er denn auch dem Deutschen Könige den Lehnseid abgelegt, und das Reichsschwert vorgetragen. Bünau im Leben Fried. S. 14.

§. 15.

II. Auf verschiedne Facta selbst.

1. Von seiner verdächtigen Geburt.

Friedrich II war Heinrichs VI und der Constantia Sohn, 1194 geboren, zu Assisi, einer Neapolit. Stadt. Das Gerücht, daß er untergeschoben sey, war allgemein; (Struv. in Synt. Hist. Germ. Diss. XX de Fried. II und in Corp. hist. Ger. VII. Sect. VI. §. 1.) ob es gleich erdichtet scheint. Facell Gesch. von Sicilien, und Pandolph Gesch. von Neapolis.

2. Von seiner Gemahlin aus Syrien.

Friedrich II mußte sich dem Papst Honorius III verbindlich machen, die Jolanta, nach andern Isabella, eine Tochter des Königs von Jerusalem Johannes, zu heurathen. Die Verbindung ward in Rom vollzogen.

3. Von dem Hasse seines Schwiegervaters.

Friedrich verlangte Jerusalem zur Morgengabe. Johann mußte sich dazu bequemen, und ward, ungeachtet der Fürbitte des Papstes, von seinem Eidam unwürdig behandelt.

Barre IV. p. 36. 37.

Platina in Hon. III.

Sanut. L. III. P. 11.[1] c. 10.

Ap. Rain. ad an. 1226.

[1] P. II. [1795]

4. Von der Verwüstung seiner Länder durch das Kriegesheer des Papstes, den er selbst einen Drachen genennt.

Als Friedrich seinen Kreuzzug angetreten hatte, bekriegte Reinhold, der Statthalter in Italien, ohne sein Vorwissen, den Papst. Die päpstlichen Truppen commandirte Johannes, der mit außerordentlicher Grausamkeit den Krieg führte. S. Barre. Johannes wollte durchaus Kayser werden, und streute sogar, um sich Parthey zu machen, ein Gerücht von Friedrichs Tode aus.

5. Von seinem doppelten Banne.

Gregorius IX that ihn das erstemal in Bann, als er von seinem angetretenen Kreuzzuge zurück kam, weil er die See nicht vertragen konnte. Unter dem zweyten starb er (am 13ten December 1250).

Verschiedne Meynungen über seinen Tod.

§. 16.

Der Name Ottnit oder Ottenit.[1]

§. 17.

Erklärung der Person Wolfdietrichs.[2]

§. 18.

Einige andre Punkte.

1. Vom Elephanten.

Das Memoriale Potestatum Regiensium (Murat. T. VIII. S. 1110) merkt als etwas Besondres an, daß Friedrich 1237 in seinem Heere gegen die Mayländer einen Elephanten gehabt. Er hatte ihn vom Sultan bekommen. S. Murat. Gesch. von It. Th. VII. S. 469. Vergl. Richardus in Chron. apud Murat. T. VII. S. 1004 unter dem Jahre 1228.

2. Von den Heyden.

Die Schriftsteller des 13ten Jahrhunderts haben es durchgängig im Gebrauch, auch den Mahomedanern den Namen Heyden zu geben.

---

[1] [Dazu bemerkt Fülleborn: „Hier hat Lessing nichts, als eine Stelle aus Barre III. S. 916 über den Beynamen Primislavs, Ottocar, d. h. der dem Otto ergeben ist, ausgezeichnet.“]

[2] [Dazu bemerkt Fülleborn: „Hier ist kein Wort weiter angemerkt. Auf einem andern Blättchen steht: Ueber Wolfdietrich S. pag. 929.

Ich suchte diese Seite im Barre, und fand daselbst: daß Kayser Philipp die Prinzessin Irene geheurathet habe, und ihrem Vater, den sein Bruder Alexis vom Throne gestoßen, beyzustehen suchte. Der junge Alexis sollte durch Hülfe der Kreuzfahrer auf den Thron gesetzt werden.

Vielleicht suchte Lessing unter dieser Geschichte die Geschichte des vertriebnen Wolfdietrichs“]

S. Memoriale Potest. R. (Murat. T. VIII. p. 1099.) und Anon. Vatican. (ap. Mur. T. VIII. p. 761.)

3. Von den Römerzügen.

Die Anstalten zu der Expedition, welche Ottnit vor hat, sehen denjenigen sehr ähnlich, die bey den sogenannten Römerzügen beobachtet wurden.

4. Von Friedrichs Kreuzzug.

S. Monachus Patav. in Chron. ap. Murat. T. VIII p. 672. Ricobaldus Ferrar. (ap. Mur. T. IX. p. 127.)

5. Vom Heyden Zacharies, der im Heldenbuche sagt:

— — in der Stadt Messyn
In meinem Königreiche.

Die Saracenen in Sicilien hatten ihre Regulos. Richard. ap. Murat. T. VII. p. 970.[1] Vielleicht Mirabettus,[2] der im Jahr 1222 Unruhen in Sicilien erregte. S. c. l. S. 995.

6. Luders. (Gerwarts Herzogthum, S. Held. Bl. 4.)

Ist eine Stadt in Oberelsaß, an den Burgundischen Grenzen. Doch könnte Luders vielleicht auch so viel heißen, als Lothringen; Lotharius, Luderus und Lutherus sind dieselben Namen.

7. Friedrich ein Freund der Jagd.

S. Rolandinus lib. IV. c. 9.

8. Von Friedrichs scharfsinnigen Reden.

Ricobaldus Ferrar. ap. Murat. T. IX. p. 131.

9. Von der Pflicht der Kayser, Wittwen und Waysen zu beschützen. (S. Held. Bl. 3. b.)

S. Barre III. S. 969.
ebend. IV. p. 52.
Conc. gener. T. II. p. 413.
Act. ap. Rain. anno 1228. p. 4.[3]

10. Vom Panner-Amte.

S. Albrecht Dissert. de Vexillis Imperii.
Ottnit macht den Eligas zum Fendrich. (Bl. 4.)

11. Von Terfis.

Es ist ohne Zweifel Tarvisium. S. von einem daselbst veranstalteten Turniere Rolandin. lib. I. c. 13. (Vergl. Held. Bl. 141. b.)

[1] p. 920. [1795] [2] Mirabeltus, [1795] [3] p. 1. [1795]

Anmerkungen
zum dritten Theile des Heldenbuchs.

Vom Rosengarten.

Das Buch George Rosts (aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts): „Heldenbuch vom Rosengarten oder gründlicher Bericht von den neuen Propheten, Rosenkreuzern, Chiliasten und Enthusiasten," handelt also von etwas ganz anderm.

Erich VII, König von Dännemark, stellte im Jahre 1311 zu Rostock ein Turnier an. Weil die Rostocker die fremden Herren nicht aufnehmen wollten, lagerte man sich an einem benachbarten Orte, genannt der Rosengarten. u. s. w. S. Barre IV. p. 473.

Kranz Vandalia L. VII. c. 49.[1] seq.

Herm. Corneri Chron. col. 976. ap. Eccard. T. II.

Vom Nix.

Chron. F. Francisci Pipini lib. II. c. 48. apud Murat. T. IX. p. 669. (de Nicolao Pisce.)

Die Stelle lautet so: Nicolaus Piscis hoc etiam tempore in Regno Siciliae est natus. Hic enim, dum puer esset, delectabatur esse in aquis assiduus; cujus mater ob hoc indignata, maledictionem illi imprecata est, ut scilicet semper delectaretur esse in aquis, ut[2] extra eas non posset vivere; quod siquidem contigit, nam semper ex tunc in aquis maris vixit, ut piscis. Diu extra aquas esse non poterat; nautis apparebat, et cum eis in navibus aliquamdiu erat, maris aestus illis praedicens, et secreta quae viderat in profundo. Anguillam maximum piscium esse dixit, et inter Siciliam et Calabriam pelagus[3] profundissimum esse. Imperator Fridericus cum eo sermonem habuit, et projecto in fundo vase argenteo, instituit illi, ut descenderet in profundum, ac vas illud afferret. Ille vero ait, si descendero in profundum, non revertar:[4] experiri tamen promisit, et cum descendisset, ultra non comparuit hominum visui. Reminiscor, quod dum puer essem, audire consuevi matres, dum puerulis vagientibus terrorem vellent incutere, hunc eis Nicolaum ad memoriam reducebant.

Vom Mönch Ilsan.[5]

[1] c. 89. [1795] [2] et [Muratori] [3] pelagum [1795] [4] revertor: [1795] [5] Ilsar. [1795

Der erste Papst, der die Turniere verbot, scheint Innocentius II gewesen zu seyn, nemlich in Synodo Romana c. 10.[1]

Ihm folgte hierin Eugenius III in Concilio Rhem. can. 12.[2]

Ferner Alexander III in Concil. Later. ao. 1179. S. Jus Can. (X. de Torneam. c. 1. et 2.)

Dann folgte das Verbot Honorii IV. S. Em. Gonzalez Tellez lib. V. Dec. Tit. XIII de Torneam.

Eben so Clemens V.

Johannes XXII.

Im Kriege wider den Eccelin führte der Prediger-Mönch Johannes die Bologneser an. S. Murat. T. IX. p. 29. beym Jahre 1256.[3]

Vom König Tyrol von Schotten.

Dessen Paraenesis in Tom. I. Par. Vet. Goldast. p. 273. Man kennt diesen König nicht.

In des Matthaei Spinelli Ephemer. Neapol. (ap. Murat. VII. p. 1088) finde ich eines Ducis Scotiae gedacht; aber ich weiß nichts Bestimmtes über ihn.[4]

---

[1] [richtiger:] c. 14. [Lessings Angabe ist aus dem einige Zeilen später genannten Werke von Tellez abgeschrieben] [2] can. 22 [1795] [3] [Das Citat scheint unrichtig zu sein] [4] [Dazu bemerkt Fülleborn im Eingang einer umfangreichen „Nachschrift des Herausgebers", die namentlich ausführliche Auszüge aus dem „Heldenbuch" bringt: „Das hier Mitgetheilte ist alles, was sich in dem Lessingischen Manuscripte über das Heldenbuch findet. Einige andre Citate, die sich Lessing noch nebenher angemerkt hat, betreffen das Werk des Barre, und die darin vorkommenden Unrichtigkeiten; sie sind an sich nicht von besondrer Wichtigkeit, und gehen das Heldenbuch nichts an."]

Bemerkungen
über
Burke's philosophische Untersuchungen
über den Ursprung
unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.[1]

Was Erhaben und Schön heißt.

Alle angenehmen Begriffe sind undeutliche Vorstellungen einer Vollkommenheit.

Die Vollkommenheit ist die Einheit im Mannigfaltigen.

---

[1] [Mit Edmund Burkes „Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful“ (London 1757) wurde Lessing schon im November 1757 bekannt; am 25. November war er laut dem Briefe an Nicolai noch mit der ersten Lektüre des englischen Werkes beschäftigt. Am 21. Januar 1758 schrieb er an Mendelssohn, er habe es zu übersetzen angefangen. „Es ist auch wirklich schon unter der Presse, und ich will Ihnen ehstens den ersten Bogen davon schicken .... Sie sollen meine Uebersetzung zugleich kritisiren, der ich verschiedene eigne Grillen beyzufügen gesonnen bin, die ich unterdessen gehascht habe, vorher aber mit Ihnen überlegen muß.“ Am 18. Februar nannte er seine Übersetzung Burkes „größtentheils fertig“; doch sei noch nichts davon gedruckt. Am 2. April aber bekannte er, daß die Arbeit nunmehr doch nicht zur Messe fertig werden könne. Inzwischen war im Meßverzeichnis von Ostern 1758 die Übersetzung des Werkes aus dem Englischen durch Lessing unter den zu Leipzig in der Weidmann'schen Buchhandlung künftig erscheinenden Büchern angekündigt worden. Auch Mendelssohn wies 1758 in einer Besprechung der englischen Schrift (Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. III, St. 2, S. 291 und 320) auf die von Lessing zu erwartende „deutsche Uebersetzung, mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt“ hin und wiederholte 1761 in der „Rhapsodie über die Empfindungen“ (Philosophische Schriften, Bd. II, S. 19) den Wunsch, daß sein Freund die versprochene Arbeit bald vollenden möchte (ebenso in einem Briefe vom Juni 1761). Lessing jedoch wollte nunmehr eine vollständigere Ausgabe des englischen Werks abwarten und es erst dann, mit seinen eignen Anmerkungen bereichert, deutsch veröffentlichen. In diesem Sinne trug er sich während der Breslauer Jahre (vgl. Kloses Bericht bei K. G. Lessing, G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 248) und selbst noch 1768 mit dem alten Plane. Am 28. Oktober 1768 versicherte er seinem Bruder Karl, er habe die Übersetzung Burkes noch gar nicht aufgegeben. „Es ist mir lieb, daß ich so damit gezaudert: ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt sicherlich sehr unzufrieden seyn.“ Nach Lessings Tode fanden sich in seinem Nachlasse Bruchstücke dieser Übersetzung, die sein Bruder Karl jedoch der 1773 anonym zu Riga erschienenen Verdeutschung desselben Werkes durch Christian Garve nachsetzen zu müssen erklärte (G. E. Lessings Leben, Bd. II, S. 96 ff.) Freilich war er überzeugt, daß Lessing vor dem Drucke seine Übertragung noch verbessert haben würde. Die Bruchstücke bewiesen übrigens, daß Lessing „nicht von Abschnitt zu Abschnitt, sondern wie ihn die Lust angewandelt, bald dieses bald jenes verdeutscht“ hatte. Karl Lessing teilte von dieser Übersetzung nichts mit; die Handschrift derselben ist jetzt verschollen. Dagegen gab er einige Bemerkungen seines Bruders über Burkes Schrift, die sich nach dem ursprünglichen Plane wohl an die Übersetzung anschließen sollten, 1795 im zweiten Teile von „G. E. Lessings Leben“, S. 233—242 heraus zusammen mit handschriftlichen Anmerkungen Mendelssohns zu Lessings Erörterungen und mit einem größeren Aufsatze, den Mendelssohn über Burkes Buch ebenfalls für

Bei der unendlichen Vorstellung der Einheit im Mannigfaltigen, ist entweder der Begriff der Einheit, oder der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärste.

Die undeutliche Vorstellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Einheit der klärste ist, nennen wir schön.

Die undeutliche Vorstellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärste ist, nennen wir erhaben.

Daher heißt in dem ganzen Umfange der schönen Wissenschaften und Künste nichts schön, was sich nicht auf einmal übersehen läßt, und nichts erhaben, was sich auf einmal aus einem Gesichtspunkte ganz betrachten läßt.

zum 4 u. 5 Absch. des 1 Theils[1]

unfroh.

Man weis die eigentliche philosophische Bedeutung des Wortes froh, nach welcher es die angenehme Empfindung die durch die Aufhörung einer[2] Unlust erreget[3] wird, bedeutet. Welch Wort nun aber drückt die unangenehme Empfindung aus, welche durch die Aufhörung einer Lust erreget[3] wird? Ohne Zweifel unfroh. Und so haben es auch wirklich unsere Alten gebraucht.[4] Z. E. der Graf von Kilchberg, in folgender Apostrophe an den Winter.

Hey winter din gewalt
Tuot uns aber hüre leit
Du verderbest uns der bluomen schin
Du* welwest[5] gruenen wald

* ohne Zweifel welkest[6]

Lessing verfaßte (Lessings Leben, Bd. II, S. 201—232). Lessings Bemerkungen dürften gleichzeitig mit diesem Aufsatz, teilweise vielleicht schon im April 1758 entstanden sein, während seiner letzten Leipziger Wochen, als die altdeutschen Studien ihn nach und nach von Burke abdrängten; zum Teil aber mögen sie erst in das Jahr 1759 fallen. Wenigstens deutet das Citat aus dem ersten Teile der Bodmer-Breitingerschen „Sammlung von Minnesingern", der zwar die Jahreszahl 1758 auf dem Titelblatte trägt, nach den Meßverzeichnissen aber erst zur Ostermesse 1759 zugleich mit dem zweiten Teil erschien, bestimmt auf diese Zeit hin. Von der Handschrift, die Karl Lessing benützte, hat sich nur ein kleines Bruchstück, der Abschnitt über „unfroh" (S. 221, Z. 12 — S. 222, Z. 12 im Folgenden), erhalten. Es sind 4 Seiten 8°, von denen aber nur die erste beschrieben ist, ganz von Lessings eigner Hand; jetzt im Besitze des geheimen Justizrats Herrn Robert Lessing in Berlin, der das Blatt aus dem Nachlasse G. v. Loepers erhielt. Im Folgenden gebe ich den Wortlaut dieser Handschrift buchstabengetreu wieder; die übrigen, handschriftlich uns nicht erhaltenen Bemerkungen Lessings teile ich nach dem ersten Druck von 1795 mit.] [1] [Die ganze, mit roter Tinte geschriebene Zeile fehlt 1795] [2] der [1795] [3] erregt [1795] [4] gebrauch. [verschrieben Hs.] [5] Du welkest [1795] Du velwest [Sammlung von Minnesingern] [6] [Die Anmerkung fehlt 1795]

Und darzuo die linden breit
Du gesweigest uns die vogellin
Des bin ich unfro — doch so mac sin werden rat
Wil dü[1] suesse reine[2]
Die ich mit trüwen meine
Min muot hohe stat.

Maneſſ. Samml. Th. 1. S. 13.

„Schon wieder o Winter[3] leiden wir unter deiner Gewalt! du verderbeſt uns den Glanz der Blumen; du welkeſt den Hayn und die breite „Linde; du verſtummeſt die Vögel. Des bin ich unfroh! doch es mag „noch hingehen, wenn nur Sie, die ſüße, die reine,[4] die ich ſo innig „liebe, mein Gemüth erquicket."

Von der Liebe.

(19ter Abſchnitt des 4ten Theils)

1.

Wen wir lieben, an deſſen Vergnügen und Mißvergnügen nehmen wir Antheil; wir ſind mit ihm vergnügt und mißvergnügt.

2.

Wir können aber mit niemand vergnügt oder mißvergnügt ſeyn, wenn wir nicht mit ihm, wegen des Gegenſtandes ſeines Vergnügens oder Mißvergnügens einerlei Sinnes ſind. Wer ſich über etwas freuet, das ich für ein Uebel halte,[5] oder über etwas trauert, was ich für ein Gut halte, mit dem kann ich unmöglich trauern oder mich freuen.

3.

Folglich iſt die Aehnlichkeit der Denkungsart, die Identität der Urtheile, der Grund aller Liebe.[6]

4.

Wenn wir uns ſelbſt zum Gegenſtande unſerer Betrachtung machen, ſo denken wir uns, als außer uns, und haben gleichſam einen confuſen Begriff von einem außer uns exiſtirenden Selbſt.[7]

[1] du [Hſ.] di [1795] [2] eine [1795] [3] [vielleicht auch zu leſen:] wieder, Winter [ebenſo 1795] [4] die Eine, [1795] [5] [Dazu bemerkte Mendelsſohn: „Wen geht dieſes etwas näher an? ihn? mich? oder einen dritten?"] [6] [Dazu bemerkte Mendelsſohn: „Nicht Aehnlichkeit der Denkungsart überhaupt; ſondern die Aehnlichkeit der Urtheile über Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die mich oder ihn angehen. Dieſe aber iſt nicht die Urſache, ſondern die Wirkung der Liebe."] [7] [Dazu bemerkte Mendelsſohn: „Wir betrachten öfters die Wirkungen unſerer Seele einzeln, als Dinge die außer uns ſind. Sobald wir ſie aber zuſammen nehmen, und ſie als eine Perſon betrachten; ſo fließen alle die Begriffe gleichſam in ein innerliches Selbſt zuſammen."]

5.

Zwischen diesem unsern **Selbst** und einer andern Person können wir Aehnlichkeiten der Empfindung und der Urtheile wahrnehmen. Je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir wahrnehmen, desto stärker wird der Grund unserer Liebe zu dieser Person.

6.

Und je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir zwischen einer andern Person und unserm Selbst wahrnehmen, desto schwerer wird es uns (besonders in dem Stande der confusen Ideen) diese Person von unserm Selbst zu unterscheiden.

7.

Und aus dieser Schwierigkeit, diese Person von unserm Selbst zu unterscheiden, kömmt es, daß wir ihre Empfindungen für die unsrigen, und unsere für die ihrigen halten, daß wir an ihrem Vergnügen oder Mißvergnügen Antheil nehmen, und verlangen, daß sie es auch an unserm Vergnügen und Mißvergnügen nehmen solle.

8.

Die Schwachheit, schon bei geringen und wenigen Aehnlichkeiten, die eine andere Person mit uns hat, diese Person mit uns selbst zu verwechseln, heißt die **Sympathie**.[1]

9.

Die Sympathie wirkt daher plötzlich, und verräth allezeit einen sehr geringen Grad von Scharfsinn.[2]

10.

Die ganze Liebe der Thiere gegen einander ist Sympathie. Und man sollte sagen, daß man, vermöge der Sympathie, nicht sowohl sich an eines andern, als den andern an seine Stelle setze.

11.

Was hat aber der Genuß der venerischen Wollust mit der Liebe gemein, daß man ihn des Namens der Liebe gewürdigt hat? Setzt er die wahre Liebe voraus? oder sollte er sie doch wenigstens voraussetzen? Keins von beiden. Das Wesen der Liebe besteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Person für das meinige, und mein Vergnügen für

[1] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Diese Erklärung von der Sympathie macht mich etwas stutzen. Ich wünschte sie annehmen zu können."] [2] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Aber einen desto größern Grad von Witz."]

das ihrige halte. Nun aber findet sich eine ähnliche Erscheinung bei der venerischen Wollust; die angenehmen Empfindungen der einen Person sind von den angenehmen Empfindungen der andern unzertrennlich; die einen reitzen und unterhalten die andern; keins von beiden weiß, ob es mehr Vergnügen erhält oder mittheilt.[1] Und aus dieser ähnlichen Erscheinung kömmt es, daß man den Beischlaf zu einer Art von Liebe gemacht. Er ist es auch in den kurzen Augenblicken seiner Dauer wirklich, und vielleicht die intimste Liebe in der ganzen Natur.

Von dem Hasse.

Die Schwierigkeiten bey der gemeinen Erklärung des Hasses scheinen mir noch weit größer zu seyn, als bey der gemeinen Erklärung der Liebe.

Der Haß, sagt man, ist das Vermögen (dispositio) der Seele, aus eines andern Unglück Vergnügen zu schöpfen.[2]

Unglück ist Unvollkommenheit — Und also können wir auch aus der Unvollkommenheit Vergnügen schöpfen? und also ist das Vergnügen nicht bloß die anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit? — Ich weiß gar nicht, was ich hierbey denken soll.[3]

Unterdessen hat mich meine Erklärung der Liebe auf eine ähnliche

---

[1] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Ich kann mit dieser Erklärungsart noch nicht völlig einstimmen. Folgende Beispiele scheinen mir ihre Unzulänglichkeit darzuthun.

1) Die Liebe zu den Kindern, die bey vielen Leuten heftiger Affekt ist. — —

2) Die Freude über die Unwissenheit meines Freundes in Ansehung einer Gefahr, die ihm bevorstehet. Wir unterscheiden uns in diesem Falle auch allzudeutlich.

3) Wir personificiren öfters das menschliche Geschlecht, unser Vaterland u. s. w. und ertheilen dem abstrakten Begriff vom Menschen überhaupt oder von dem Vaterlande die Individualität, um an dessen Schicksale Theil zu nehmen. Nach der Wolfischen Erklärung läßt sich dieses leicht begreifen. Wollen Sie aber behaupten, daß wir uns von dieser erdichteten Person nicht unterscheiden können?

4) Der Mensch befindet sich in dem Zustande der verwirrten Begriffe, wenn er seine Vorstellungen zwar von sich, aber nicht von einander unterscheiden kann. Er bleibt sich alsdann seiner bewußt, aber die Dinge die er sich vorstellt, kann er nicht von einander unterscheiden. In dem Zustande der völlig dunklen Begriffe aber, können wir die Vorstellungen sogar von uns selbst nicht unterscheiden, und das Bewußtseyn hört auf. Wollen Sie also annehmen, daß sich bey der Liebe alle unsere Vorstellungen völlig verdunkeln, dergestalt, daß sie sogar das Bewußtseyn aufheben? Die allergrößte Aehnlichkeit der Vorstellungen mit uns selbst hebt das Bewußtseyn nicht auf, daß wir nicht das innig sind, was wir uns vorstellen; sonst würde sie unsere Begriffe völlig verdunkeln, welches doch bey der Liebe nicht geschieht, wenn sie nicht mit einer körperlichen Wollust verbunden ist. Ist aber dieses, so hat die Verdunkelung gewiß einen ganz andern Grund, als die Aehnlichkeit."]

[2] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Wolf nennet dispositio die Bereitschaft."]

[3] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Dieser Einwurf ist zur Gnüge beantwortet worden."]

Erklärung des Hasses geleitet, bey der ich einen dergleichen Widerspruch nicht verdauen darf.[1]

So wie ich mir bey der Liebe, des Unterschiedes zwischen mir und der geliebten Person nicht bewußt bin, so bin ich mir hingegen dieses Unterschiedes zwischen mir und der gehaßten Person nur allzusehr bewußt.

Da ich mir nun die Person, die ich hasse, als eine solche denke, die von mir völlig unterschieden ist, so kann es nicht fehlen,[2] daß nicht der Begriff einer Vollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Unvollkommenheit, und umgekehrt der Begriff einer Unvollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Vollkommenheit erwecken sollte. Geschähe dieses nicht, so würde ich die gehaßte Person mir gleich und nicht von mir unterschieden denken, welches wider die Voraussetzung ist.[3]

Wir freuen uns folglich nicht über des Feindes Unvollkommenheit, sondern über unsere Vollkommenheit, die wir uns bey jener gedenken. Und so auch mit unserm Verdrusse über die Vollkommenheit des Feindes.

Wenn meine Erklärung der Liebe den Menschen erniedriget, so erhöht ihn meine Erklärung des Hasses um eben so viel; da ich ihn[4] von einer so abscheulichen Eigenschaft, an einer Vollkommenheit Mißvergnügen zu finden, weil diese Vollkommenheit einem andern gehört, losspreche. — Der wahre Werth des Menschen kann bey keiner Wahrheit verlieren.[5]

---

[1] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Sie sollen zugleich an die Ursachen der Feindschaft gedenken, die Wolf mit gutem Vorbedacht nicht hat wollen in die Definition des Hasses bringen. Die nächste Ursache des Hasses ist die Betrachtung, daß der Glücksstand dieses Menschen mir oder andern Menschen, die ich liebe, schädlich seyn kann, und zwar durch Verschulden, indem ich ihn als moralisch unvollkommen erkannt habe."] [2] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Wie folgt dieses? Daraus daß eine andere Person von mir unterschieden ist, folgt keinesweges, daß sie mir völlig entgegengesetzt sey; und völlig entgegengesetzt müssen sich die Personen zweyer Feinde seyn, wenn Ihre Erklärung richtig seyn soll."] [3] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Ich sehe nicht ein wie dieses folgt. Warum kann ich mit meinem Feinde über Recht und Unrecht, über Wahr und Falsch einstimmig seyn? Warum trennen wir uns nur alsdann, wenn es Urtheile über Vollkommenheit oder Unvollkommenheit betrifft, die einen von uns selbst angehen?"] [4] ihm [1795] [5] [Dazu bemerkte Mendelssohn: „Ihre Erklärung von der Liebe ist nicht so sehr zu verwerfen, als die vom Hasse. Denn ich hasse einen Menschen, der beständig den bösen Vorsatz hat mir zu schaden, der also in dem Urtheile über meine Vollkommenheit von mir abgehet. Wie kömmt es aber, daß ich zur Vergeltung auch in Ansehung der Urtheile über seine Vollkommenheit von ihm abgehe? Worauf gründet sich dieses jus talionis? Die Unähnlichkeit zwischen zwey Menschen kann doch unmöglich totalis seyn. Sie müssen also annehmen, daß in dem Stande der dunklen Vorstellungen der Begriff der Unähnlichkeit blos prädominirt. Wir sind also zwey Personen, die zwar von einander unterschieden, aber nicht einander entgegengesetzt sind."]

Sammlung auserlesener Epigramme.[1]

[1] [Von einer „Sammlung auserlesener Epigramme", die er mit Ramler gemeinsam plante, berichtet Lessing am 8. Juli 1758 an Gleim, der den Freunden versprochen hatte, seine Sinngedichte verändert einzuschicken und aus alten deutschen Dichtern Brauchbares mitzuteilen. Lessing mißt der Saumseligkeit Gleims die Schuld bei, wenn das Erscheinen der Sammlung, mit der er sonst „nun bald" hervorzurücken gedenke, sich etwas verziehen sollte. Schließlich führte Ramler 1766 den gemeinsamen Plan allein aus.]

Über den Aesopus.[1]

4. Fabel.

In dem Griechischen wird diese Fabel auf zweyerley Art erzehlt. Das einemal nehmlich springt der Fuchs nicht mit in den Brunnen herab, sondern kömmt nur dazu, als der Bock sich vergebens, herauszukommen bemüht. Und so ist die Fabel simpler und beßer. Der Umstand zwar, daß der Fuchs über die Hörner herausgesprungen, ist sinnreich; allein er macht den Fuchs einer gleichen Unvorsichtigkeit schuldig. Denn wußte es denn der Fuchs schon ganz gewiß, daß der Bock so dumm seyn, und sich dazu bequemen würde?

8. Fabel.

Der Fuchs war auf einen Zaun (*φραγμος*, septum, a *φρασσω* munio) gesprungen, und als er darauf ausgleitete, daß er fast herabgefallen wäre, (*ὀλισθεω* heißt in den Lex. labor, cado, es muß aber ausgleiten heißen, weil *ὀλισθος* nicht allein lapsus, sondern auch lubricitas heißt) hielt er sich an einen Dornstrauch (*βατος*, rubus) feste. Als er nun von den Stacheln deßelben schmerzlich verwundet wurde, sprach er zu ihm ꝛc.

Hier sollte sich die Fabel enden, und die Moral sollte die seyn, welche in folgender Sentenz des P. Syrus enthalten ist

Quam miserum auxilium est, ubi nocet, quod sustinet.[2]

[1] [Die Anmerkungen über Äsop beruhen durchaus auf Joh. Gfr. Hauptmanns Ausgabe des alten Fabeldichters mit der lateinischen Übersetzung des Camerarius (Leipzig 1741). Sie enthalten unter anderm den Entwurf mehrerer Nachbildungen von griechischen Fabeln, die Lessing 1759 unter seinen eignen Fabeln veröffentlichte, gehören also zu den Vorarbeiten dieses Werkes und sind spätestens in der ersten Hälfte des Jahres 1759, vielleicht schon zwei Jahre früher geschrieben. Gedruckt wurden sie zuerst von Johann Joachim Eschenburg in seinen Zusätzen zum ersten Band von Lessings „Kollektaneen zur Literatur" (Berlin, bei Chrn. Frd. Voß und Sohn, 1790), S. 452—483; darnach 1793 im fünfzehnten Teile von Lessings sämtlichen Schriften, S. 452—483. Der Lessingische Wortlaut ist dabei mannigfach verändert, die Sprache und Darstellung äußerlich geregelt, der ganze Aufsatz mit erläuternden Anmerkungen reichlich ausgestattet. Ohne Rücksicht auf diese Veränderungen und Zusätze Eschenburgs sind die Anmerkungen über Äsop im Folgenden zum ersten Mal genau nach der Handschrift Lessings mitgeteilt, die sich in der herzoglich braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. Sie besteht aus einem Oktavheft von 34 unnumerierten, nur zum Teil beschriebenen Blättern kräftigen, etwas rauhen Papiers; dazu gehören ferner zwei einzelne Blätter, das eine in 4°, das andere in 8°, die lose in das Heft eingelegt sind.]

[2] [Vgl. Lessings Nachbildung dieser Fabel, Bd. I, S. 215 in dieser Ausgabe]

Und wie der lateinische Übersetzer die ersten Worte durch Insilierat forte in spinosas vepres vulpecula habe übersetzen können, begreif ich nicht.

9. Fabel.

Diese Fabel ist nach der lateinischen Übersetzung durchaus unverständlich. Und auch dem Originale selbst sind gewiße Erläuterungen aus der Gymnasiastik der Alten durchaus nothwendig.

10. Fabel.

Die Moral der lateinischen Übersetzung ist ganz anders als die Moral des Originals, und trift den Zweck der Fabel gar nicht.

11. Fabel.

Warum hat der lateinische Übersetzer, aus dem Zimmer eines Schauspielers die Werkstatt eines Bildhauers gemacht?

13. Fabel.

ἀποτυχη[1] heißt nicht sowohl ein Unglück, als das Außenbleiben eines gehofften Glückes; eine fehlgeschlagene Hoffnung.

16. Fabel.

Von dieser Fabel verlohnt es sich der Mühe eine philosophischere Auflösung zu geben. Was sollte Apollo im Ernste antworten? War es ihm möglich, eine eintreffende Antwort darauf zu geben. Ja; aber nicht mündlich; sondern schriftlich, so daß der Versucher sie nicht vorher wußte, ehe er, was er thun wollte, that. Denn die Antwort selbst, mußte auf seinen Entschluß nicht mit influiren.

24. Fabel.

Aus dieser simpeln und schönen Fabel scheinen die Neuern die alberne Fabel von der Henne gemacht zu haben, welche ein goldnes Ey gelegt. Die Moral ist bey beyden eben dieselbe. Wozu also der unnatürliche Umstand eines goldnen Eyes?

Unterdeßen ist diese Fabel von dem gülbenen Eye nicht so ganz neu.

42. Fabel.[2]

Diese Fabel scheint bloß gemacht zu seyn, die natürlichen Eigenschaften der drey Dinge zu erklären. Sie gehört daher nicht mit Recht unter die Aesopischen.

Fab. 44.

In des Apostolii Erzehlung dieser Fabel (Add.[3] p. 291.) gefällt

[1] [verschrieben für] *ἀποτυχια* [2] 41. Fabel. [Hs. Vgl. auch Lessings Nachbildung, oben Bd. I, S. 217] [3] [D. h Addenda in Hauptmanns Ausgabe des Äsop]

mir dieses, daß der Gott des Flußes selbst die Aexte herauslangt und nicht Merkur. Und auch dieses, daß er ihm zuerst eine silberne und hernach eine goldne weiset, welches bey dem Planudes umgekehrt ist.

46. Fabel.

Diese kann ein Beyspiel seyn, daß man die Moral aus der Handlung der Fabel, und nicht aus den Reden der aufgeführten Personen ziehen müße.

Auch muß die Handlung nicht anders verstanden werden, als sie wirklich ist. Welchen Fehler die 78. Fabel hat. Desgleichen 126.[1]

47. Fabel.

Ist nicht sowohl eine Fabel, als ein bloßes Bild.

52. Fabel.

Das *ἐπαγγελλομενοι* ist ganz falsch übersetzt, durch promittentes. *Επαγγελλομαι*, significo me velle, significo quod mihi opus sit. In der 127. Fabel[2] heißt es zwar offenbar versprechen.

90. Fabel.

Das übel verstandene Wort *ἀγαλματοποιος*, welches der lateinische Übersetzer durch statuarius giebt, macht die ganze Fabel sinnlos. Denn wenn es ein Bildhauer heißt wie konnte eine Merkuriussäule wohlfeiler seyn, als eine Säule des Jupiters? Der Künstler läßt sich ja nicht den Gegenstand den er ausdrückt, sondern seine Mühe bezahlen. *Αγαλμα* muß daher keine Bildsäule, sondern eine Art von Amuleten bedeuten, auf welchen Gottheiten ausgedrückt waren.

In den Worten *πολυν ἀυτου παρα τοις ἀνθρωποις ἐιναι τον λογον* scheint mir vor *ἀυτου, περὶ* ausgelaßen zu seyn, daß man unter den Menschen viel von ihm rede, viel nach ihm frage. Denn daß *λογος* so viel als Werth, Ansehen heißen könne, finde ich kein Beyspiel.[3]

91. Fabel.

Ich möchte wohl wißen, wie die Ausleger diese Fabel mit der 98. und 99. verglichen wo ausdrücklich gesagt wird daß die *κορωνη διωνισμον ὀυκ ἐχει.*

Wer diese Schwierigkeit nicht aufzulösen weis, versteht die ganze Fabel nicht.

[1] [Vgl. oben Bd. VII, S. 425] [2] 126 Fabel [verschrieben Hs.] [3] [Dazu ist in der Hs. von anderer, wohl Eschenburgs, Hand bemerkt:] S. Laokoon, S. 88. [Bd. IX, S. 57 f. in dieser Ausgabe]

Sie muß aber so aufgelöset werden, daß Tiresias den Merkur eben daran erkannte, daß er ihm schon zum zweytenmale einen unrechten Vogel, aus dem nichts zu schließen war, nannte.

Aelianus sagt (lib. III. cap. IX.) qui sedes avium et volatus observant, cornicem, si sola apparuerit, captantibus auguria inauspicatam esse dicunt.

103. Fabel.

Daß diese Fabel besonders auf die Schuster (*σκυτευς* qui artem sutoriam exercet) eingerichtet sey, drückt die Übersetzung nicht aus. Sie hat sie vielmehr gleich allgemein gemacht, daß man anstatt der Schuster jede andre Handwerker setzen kan.

Fab. 104.

Anstatt *δια του ὀχλου* muß man lesen, *δια του ὀχϑου,* d. i. durch die Lippen. Und nunmehr erst kömmt in die ganze Fabel ein Verstand. *ὁ ὀχϑος* aber heißt eigentlich littus, ripa; im figürlichen Verstande aber heißt es auch die Lippen; so wie auch *το χειλος* labium und ripa bedeutet.

Fab. 122.

ἀλλοτριας συμφορας ἐργολαβειν ist schlecht übersetzt durch, quaestui habere alienas calamitates.

ἐργολαβειν qui opus faciendum suscipit.

συμφορα heißt überhaupt casus, eventus.

d. i. die sich fremder Zufälle unterziehen.

154. Fabel.

Ist ein bloßes Gleichniß; weil sie keine Handlung hat, oder wenn man das Durchwuschen der kleinen Fische gleichwohl für eine Handlung wollte gelten laßen, es gleichwohl ohne Absicht geschieht.[1]

Desgleichen 268.[2]

156. Fabel.

Nachahmung.[3]

Ich kenne einen großen Dichter, dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer, weit mehr geschadet hat, als die neidische Verachtung seiner Kunstrichter.

Sie ist ja doch sauer! sagte der Fuchs von der Traube, nach der

---

[1] [Vgl. oben Bd. VII, S. 430, 437, 442] [2] [Vgl. oben Bd. VII, S. 442] [3] [Vgl. oben Bd. I, S. 215.]

er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling und sprach: Sauer sollte diese Traube seyn? Darnach sieht sie mir nicht aus. Ich will sie doch kosten! — Der Sperling kostete, fand sie ungemein süße, und rufte hundert näschiche Brüder herbey. Kostet doch! schrie er, kostet doch! Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer. Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.

157. Fabel.

Nachahmung.[1]

Hylax, aus dem Geschlecht der Wolfshunde, bewachte ein junges Lamm. Da erblickte ihn Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde; und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamme? Wolf selbst! versetzte Hylax (die Hunde verkannten sich beyde) Geh! oder du sollst erfahren daß ich sein Beschützer bin. — Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten; und das arme Lamm — — treffliche Beschützer! — wird darüber zerrißen.

158. Fabel.

Nachahm.[2]

Ich bin zu einer unglücklichen Stunde gebohren! so klagte ein junger Fuchs einem alten. Fast keiner von meinen Anschlägen will mir gelingen. — Deine Anschläge, sagte der ältere Fuchs, werden ohne Zweifel danach seyn. Laß doch hören; wenn machst du deine Anschläge? — Wenn ich sie mache? Wenn anders, als wenn mich hungert — — Wenn dich hungert? fuhr der alte Fuchs fort. Ja, da haben wir es! Hunger und Überlegung sind nie beysammen. Mache sie künftig wenn du satt bist, und sie werden beßer ausfallen.

[1] [Vgl. oben Bd. I, S. 211] [2] [Die Fabel wurde in die Sammlung von 1759 nicht aufgenommen. In Eschenburgs Abdruck von 1790 geht der Nachahmung folgende Übersetzung der Äsopischen Fabel voraus, die in der Wolfenbüttler Handschrift fehlt, vielleicht aber doch, wenn auch nicht mit großer Wahrscheinlichkeit, auf Lessing selbst zurückgeführt werden könnte:]

Der hungrige Fuchs.

„Ein hungriger Fuchs erblickte in einem hohlen Eichbaum von den Schäfern zurückgelassenes „Fleisch und Brod. Er gieng hinein, und fraß es auf. Jetzt war sein Bauch angeschwollen; er „konnte nicht wieder heraus, und fieng an zu heulen und zu schreien. Ein andrer Fuchs gieng vor„bei, und fragte, was ihm fehle. Jener erzählte, wie es ihm gegangen war. So bleib jetzt hier, „sagte der andre, bis du wieder so wirst, wie du beim Hineingehen warst; so wirst du leicht wieder „heraus können."

159. Fabel.

Nachahmung.[1]

Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tyger, möchte ich mir wohl wünschen — Und sonst hätte ich nichts, das dir anstünde? fragte der Tyger. — Ich wüßte nichts — — Auch mein schönes Fell nicht? fuhr der Tyger fort. Es ist so reich an Farben, wie du an Anschlägen, und würde sich doch vortreflich zu deiner Gemüthsart schicken. — Darum, versetzte der Fuchs, würde ich sehr dafür danken. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!

178. Fabel.

Vor ἐκεινων muß etwas ausgelaßen seyn; welches die ganze Fabel unerklärlich macht.

184. Fabel.

dentibus ut attereret ist gar nicht im Griechischen, und verderbt alles.

186. Fabel.

Ich halte diese Fabel nicht für äsopisch. Die Thiere sind zu menschlich darinn; (in lectica dum vehitur) und das ist ein neuerer Fehler.

Dergleichen Spuren finden sich auch in der 228. Fabel.

187. Fabel.

Nachahm.[2]

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogen Schütze sey. Laß uns die Probe machen, sagte Apollo. Er spannte seinen Bogen, und schoß so mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit sahe, ihn zu übertreffen. Ich sehe, sprach er; daß du wirklich sehr wohl schießest. Ich werde Mühe haben, es beßer zu machen. Doch will ich es ein andermal versuchen ——

Er soll es noch versuchen, der kluge Jupiter!

189. Fabel.

Nachahmung.[3]

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feyerte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf. — Wo bleibt das

[1] [Vgl. oben Bd. I, S. 214] [2] [Vgl. oben Bd. I, S. 211] [3] [Vgl. oben Bd. I, S. 215 f.]

Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und ein Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das arme Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? sagte die schon gerührte Göttin.

Ich ärmste! so sprach es. Ich habe itzt weder Wolle noch Milch, was werde ich dem Jupiter schenken? Ich weis, nicht bedarf meines Geschenkes der reiche Vater. Soll ich aber darum, ich allein leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang, mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und itzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten!

191. Fabel.

In der Moral dieser Fabel hat der Grieche ungemein verstoßen Sic multi propria infelices imprudentia, causam in Numen referunt.

198. Fabel.

Aus dieser Fabel folgt durchaus ganz und gar nichts.

219. Fabel.

Es ist unbeschreiblich wie der Lateiner diese ganze Fabel verhunzt hat. Er hat so zu reden eine ganz andere, schlechte nehmlich, daraus gemacht.

Fab. 219.[1]

Diese Fabel hat Camerarius ganz falsch verstanden. Die Moral, wie sie bey dem Gabrias kurz und gut ausgedruckt wird, ist diese *ὀτι ὀυ δει και μικραν περιφρονησιν ἀποςρεφεσθαι*; daß man auch keine kleine Verachtung dulden oder gleichgültig übersehen müße. Eine Maus läuft dem schlafenden Löwen über die Mähne; er erwacht, springt auf, und sieht sich fürchterlich um: *φοβερον ἀπεβλεπε*; und *φοβερος* kann so wohl fürchterlich als furchtsam heißen. Der Fuchs lacht darüber, der Löwe aber sagt: *ὀυ τον μυν ἐφοβηθην, ἀλλα την κακην ὁδον και συνηθειαν ἀνατρεπω*. Ich wollte dies letzte Wort lieber in *ἀποτρεπω*

[1] [Unter dieser Überschrift befindet sich der folgende Abschnitt bis S. 234, Z. 11 auf dem in das Heft über Äsop eingelegten Quartblatte]

verwandeln. Und was meint er für eine *οδον και συνηθειαν*, von welcher er abschrecken (*ἀποτρεπειν*) will? Den Weg ohne Zweifel, den die Maus über seine Mähne nahm. Camerarius aber muß es von einem ganz andern Wege verstanden haben, wenn er sagt et iter convertit, neque quo coeperat pergere voluit. Diesen Zusatz muß man nothwendig ausstreichen, wenn nicht eine ganz andere und weit schlechtere Fabel daraus entstehen soll.

Bey dem Tzetzes, der diese Fabel nach dem Aesop und Gabrias anführt lieset man die letzten Worte *την δε ὁρμην ἐκτρεπω*; impetum deflecto. Das kann hier gar keinen Verstand haben. Man muß offenbar anstatt *ὁρμην, ὁδον* lesen.

232. Fabel.

Ist bey dem Nevelet sehr fehlerhaft wegen des *ἐπει και ἡδεως*, welches er auch ganz falsch übersetzt hat.

236. Fabel.

Anstatt *Ονου* muß man *λεοντος* lesen. Nothwendig! Der Esel hätte so frey mit den Wölfen nicht seyn dürfen. Auch das folgende *χαιτη*, welches nur einem Löwen zukömt, zeigt es zur Genüge.

De variis Fabularum Aesopi Editionibus

ad Cap. IX. lib. II. Bibl. Graec. Fabr.

§. 9.[1] p. 400.

„Basileae apud Frobenium 1521 et 1550. 8."

Hier zwischen inne fehlt die Edition von 1524. welche mit der lateinischen Übersetzung ist. Die erste von 1521. ist ganz Griechisch gewesen, wie ich aus der Vorrede zu dieser zweyten sehe. Iterum exhibemus vobis Aesopi fabellas, cum aliquot aliis libellis Graece et Latine quod proximam editionem, quae tota Graeca fuit, iis qui adhuc tirones sunt in Graecanica literatura minus gratam fuisse cognoverimus. — Die folgende Stelle ist aus andern Ursachen merkwürdig: Nec libet quibusdam hodie in Academiis versari, ubi sunt publici Graecarum literarum professores; propter ingens istud dissidium, quod magnam orbis partem, sed praecipue gymnasia affligit, bonis

[1] [vielmehr §. 11.]

studiis omnibus interneccionem minitans, nisi melior Deus aliquis succurrat. Talibus igitur qui domi suo, quod ajunt, Marte aliquid Graecanicae Eruditionis comparare volunt ꝛc.

„apud Plantin. 1560. 8. Tum forma minore ibid. 1574.“ vorher schon daselbst in kleinem Format 1567. cum aliis quibusdam opusculis, Gabria, Homeri Batrachomyomachia, Musaeo, Agapeto; et Galeomyomachia hac tamen [?] graeca tantum. welche auch bey der obigen Frobenischen Edit. 1524 sind.

Über den Phäder.[1]

I. Buch. 1. Fabel.

v. 4. Iurgii causam intulit; die Ursache aber warum der Wolf dieses that ist im Griechischen sehr wohl ausgedrükt, weil er das Schaf wollte *μετ' ἐυλογου*[2] *ἀιτιας καταθοινηϊασθαι.* Fontaine ist noch plumper zu Werke gegangen, denn ohne zu sagen daß der Wolf eine Gelegenheit zum Zanke vom Zaune brechen wollen, damit er am Ende das Schaf mit gutem Fuge zerrißen zu haben scheinen möge, läßt er ihn auf einmal loßbrechen

Qui te rend si hardi ꝛc.

v. 1. 2. Ad rivum eundem Lupus et Agnus venerant[3]
Siti compulsi —

Das mußte sich wunderbar schicken; daß beyde zu gleicher Zeit durstete, und beyde an einen Fluß, ihren Durst zu löschen kamen! Und warum dieses wunderbare? Der Grieche sagt viel natürlicher: *Λυκος θεασαμενος ἀρνα ἀπο τινος ποταμου πινοντα.* Denn wozu muß auch der Wolf durstig seyn?

v. 7. Qui possum, quaeso, facere quod quereris, Lupe
A te decurrit ad meos haustus liquor.

Der Grieche läßt vor dieser Entschuldigung noch eine andere vorhergehen; denn das Schaf sagt: *τοις ἀκροις χειλεσι πινειν,* es be-

[1] [Die Anmerkungen über Phädrus sind zum Teil fast wörtlich in den Abhandlungen über die Fabel verwertet (vgl. besonders Bd. VII. S. 473 f. in dieser Ausgabe), also gleich den Anmerkungen über Äsop spätestens in der ersten Hälfte des Jahres 1759 geschrieben. Sie können auch kaum viel früher entstanden sein, da sie in Berlin verfaßt wurden (vgl. unten S. 241, Z. 10), wohin Lessing zu Anfang des Mai 1758 zurückgekehrt war. Gedruckt wurden sie zuerst 1784 im zweiten Teil von Lessings vermischten Schriften, S. 230—248, wo Karl Lessing sie willkürlich in den Entwurf einer Geschichte der Äsopischen Fabel einschob. Die Handschrift, die diesem Abdruck zu Grunde lag, befindet sich in der Breslauer königlichen und Universitätsbibliothek. Sie besteht aus einem Oktavheft starken Büttenpapiers von 44 unpaginierten Seiten (einschließlich des Umschlages), von denen die drei letzten leer, die übrigen von Lessings eigner Hand mit undeutlichen, sehr kleinen Buchstaben beschrieben sind. Die Blätter sind nachträglich von einem Bibliothekar numeriert. Dazu kommt ein bisher ungedrucktes Oktavblatt in der Wolfenbüttler Bibliothek, das daselbst in das Heft der Anmerkungen über Äsop eingelegt ist. Der folgende Abdruck hält sich genau an die Handschriften; die abweichenden Lesarten der Ausgabe von 1784, die zum Teil auf Lesefehler zurückgehen, sind ohne textkritischen Wert und darum nicht mitverzeichnet.] [2] *μεθ' ἐυλογου* [verschrieben Hs., ebenso in Hauptmanns Ausgabe des Äsop] [3] venerat [Hs.]

rühre das Waßer ja nur mit äußersten Lippen, und alsdenn fehret es erst fort: *και ἀλλως ὀυ δυνατον, ἀυτοῦ ἐξωτος*[1] *κατω.* Und ist es nicht auch sehr natürlich, daß dem Schafe jene Entschuldigung zu erst einfallen mußte?

v. 9. **Repulsus ille veritatis viribus.**

Das ist zu gut für den Wolf. Was geht den Wolf die Wahrheit an? Er will das Schaf bloß in die Verlegenheit setzen, daß es nichts zu antworten weis. Der Grieche sagt daher viel schöner: *ὁ λυκος ἀποτυχων ταυτης της ἀιτιας,* da er mit diesem Vorwande nicht fortkam.

2. Fabel.

Die Fabel an sich ist gut erzehlt. Aber die Gelegenheit, die Phäder dazu erdichtet, ist nichts weniger als paßend. Die Frösche wollten durchaus einen König haben; das wollten die Athenienser nicht. Die Frösche klagten, als sie das Kloß zum Könige bekommen hatten, nicht daß sie einen König bekommen hätten, sondern, daß sie einen so unwirksamen, unthätigen König erhalten hätten &c.

Im Griechischen ist die Gelegenheit nicht, bey welcher sie Aesopus soll erzehlt haben; und auch Fontaine hat sie weggelaßen. Aber welcher läppische Einfall von dem letzteren, dem Kloß eine Schulter, ein Gesicht zu geben!

> Sans oser de longtems regarder au visage
> Celui &c. —
> Jusqu'a sauter sur l'epaule du Roi.

Nach der Application des Phädrus liegt in dieser Fabel weiter nichts als das minimum de malis, welches Tanaquill Faber auch zur Aufschrift gemacht hat. In der griechischen Fabel hingegen liegen zwey weit größere und kühne Wahrheiten. 1. die Thorheit überhaupt*, einen König zu haben. 2. die Thorheit, nicht mit einem schläfrigen, unthätigen Könige zufrieden zu seyn; einen großen, anschlägischen Kopf auf den Thron zu wünschen**.

Von Pisistrato siehe Just. 2. 8. 6.

* Der Grieche nennt es *την ἐυηθειαν*, eine ehrliche Dummheit; einen gut meinenden Einfall.

** *ἀναξιοπαθοῦντες τοιοῦτον ἔχειν βασιλέα,* sie hielten es sich für eine Schande, für etwas, das mit ihrer Ehre stritte, einen solchen König zu haben.

[1] *ἐξωτος* [Hs.; ebenso Hauptmanns Ausgabe des Äsop]

3. Fabel.

Die Gelegenheit, bey welcher es der Krehe eingekommen, sich mit fremden Federn zu schmücken, ist in dem Griechischen wohl ersonnen. Aphthonius aber hat diese Fabel unter allen am besten erzehlt. Pulchritudinis erat certamen, et ad Jovem ut disceptaretur haec controversia omnes iverunt volucres: ac Mercurio quidem diem praefiniente, fluviosque et lacus omnes petiere, deformibusque pennis abjectis, elegantiores nitidabant. At cum a natura decoris nihil haberet graculus, quae reliquis exciderant, inde se ille exornavit. Sola tamen noctua, cum nosset, id quod suum erat a graculo auferebat, ac ut reliquae idem facerent, persuasit. His autem ab omnibus ita exutus graculus, nudus omnino venit ad judicium Jovis.

4. Fabel.

v. 2. Canis per flumen, carnem dum ferret *natans,*
Lympharum in speculo — —

Dieses natans ist sehr abgeschmakt, 1. weil durch das Schwimmen das Waßer nothwendig getrübt wird, daß es unmöglich ein Spiegel mehr seyn kan. 2. weil der Hund[1] nun seinem Stücke Fleische, welches[2] er fallen ließ, nur hätte nachschwimmen dürffen, um es wieder zu bekommen.

Die Griechische Fabel sagt bloß *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε.* d. i. er ging über den Fluß. Wer heißt es aber die Übersetzer durch *nando* fluvium trajiciebat geben? Aphthonius, der diese Fabel gleichfalls erzehlt, sagt: *Κρεας ἁρπασας τις κυων παρ' ἀυτην διηει την ὀχθην του ποταμου* d. i. er ging an (neben) dem Ufer des Flußes. Christ, deßen Critik sich über die Worte nicht erstrekte, hat diesen fehlerhaften Umstand beybehalten.

Viator amnem fors natatu transiens
Ferebat exta rapta dentibus canis.

Fontaine aber hat ihn verbeßert. Er läßt den Hund vom Ufer herab springen; und noch dazu den Fluß auf einmal ungestümm werden, daß er nur mit Mühe und Noth wieder an das Land kommen konnte. Aber wie schleppend und nichts sagend ist er sonst

Chacun se trompe ici bas.
On voit courir apres l'ombre

[1] [Ursprünglich in der Hs.:] weil er [2] [Ursprünglich:] das

Tant de fous, qu'on n'en sait pas
La plus part du tems le nombre.

Warum la plus part du tems? Man weis die Anzahl dieser Narren niemals.

Tale exemplum, sagt Hoogstratanus in seinen Anmerkungen, videri potest in Perdicca, duas simul uxores quaerente, unde neutram obtinuit. Adi Iustinum l. 13. c. 6. Et vide quid idem referat de Demetrio Syriae rege. Huc quoque pertinet fabula de Camelo, qui cornua affectans, etiam aures perdidit. Sed et Cures (ut ad historiam revertamur) Pacinacorum Princeps Moscorum ducem Stoslaum insidiis exceptum interfecit, et ex cranio ejus poculum fieri curavit, cui haec verba inscripta fuere: *quaerendo aliena, propria amisit.* Vid. et Camerar. fab. 171. et Faernum Amst.[1] p. 105.

5. Fabel.

Die Kuh, die Ziege, das Schaf, der Löwe — welch eine Gesellschaft! Und wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und noch gar zur Jagd.

Im Griechischen ist diese Fabel vortrefflich; und zwar zwischen dem Löwen, und dem wilden Esel *(Οναγρος.)* Die Theilung ist besonders sinnreich. Nachdem sie nehmlich einige Thiere gefangen, so macht der Löwe drey Theile. Das erste Theil, sagt er, gehört dem Könige der Thiere, und der bin ich. Das zweyte ist meine, nach der Billigkeit der Theilung; denn von dem was übrig bleibt, nachdem der König sein Theil bekommen, muß ich eben so viel haben als du. Und das dritte Theil — — das soll dir übel bekommen,[2] wenn du dich nicht gleich mit der Flucht davon machst.

6. Fabel.

v. 1. Vicini Furis celebres vidit nuptias
Aesopus, et continuo —

Wie paßt immer und ewig die Fabel auf diesen Fall! Müßen denn die Kinder eines Diebes auch nothwendig Diebe werden?

Bey dem Gabrias ist diese Fabel weit anders und weit beßer. Es liegt auch dort eine ganz andre und schöne Moral darinn, nehmlich *προς τους ἐπι ἰδιᾳ βλαβῃ ἀγνωσιας χαιροντας.* Was *ἀγνωσιας*

[1] Faërnum Edition. Amstel. [Hoogstratanus] [2] [Ursprünglich:] geben,

hier heißen solle weis ich nicht: ohne Zweifel muß ἀγνῶς, (aus Unwißenheit) dafür gelesen werden.

Daß Christ aus diesem Diebe, einen öffentlichen Dieb, der das gemeine Wesen bevortheilt hat, macht[1] die Sache nicht beßer, sondern vielmehr schlechter. Denn war es denn gewiß und nothwendig, daß die Kinder eben die Gelegenheit, das Publicum zu bevortheilen, haben würden?

Fontaine macht noch am allerglücklichsten einen Tyrannen daraus; der allem Ansehen nach das Volk noch mehr preßen wird, wenn er Familie bekömmt; und auch alle seine Kinder groß und reich machen will. Und alsdenn liegt auch eine ganz andre Moral darinn, als die, welche Faber zur Aufschrift macht: improborum improba soboles.

7. Fabel.

v. 2. O quanta species, cerebrum non habet!

Im Griechischen klingt es so sinnreich nicht, und folglich viel natürlicher *ὠ δια κεφαλη και ἐγκεφαλον ὀυκ ἐχει*. Welch ein schöner Kopf und nichts darinn! Denn *ἐγκεφαλον* heißt alles was in dem Kopfe ist, und also freylich auch das Gehirn.

v. 1. Personam tragicam — Warum personam? Persona war die ganze *σκευη*, die ganze Kleidung des Schauspielers. Und hier ist ja nur von der Larve die Rede. Und warum tragicam?

8. Fabel.

v. 5. — — coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum,
Tandem persuasa est jurejurando Gruis,
Gulaeque credens colli longitudinem
Periculosam fecit medicinam Lupo.

Diese Zeilen[2] sind nicht übel, sie haben ihre kleine Schönheiten. Aber nur hier taugen sie nicht; weil die Antwort des Wolfs bey weiten nicht so frappirt, als sie es in dem Griechischen thut, wo die Gefahr des Krahnichs, und sein Weigern so sorgfältig nicht beschrieben wird. Auch Fontaine eilet hierüber weg, um geschwinder zum Ziele zu kommen; ob ihn schon der Breßlauische Übersetzer des Phäders deswegen tadelt.

9. Fabel.

Diese Fabel ist unter den griechischen nicht zu finden. Fontaine

[1] [so Hs., wohl verschrieben für] bevortheilt hat, macht, macht [2] [Ursprünglich:] Verse

macht aus dem Sperlinge ein Rebhuhn; und sagt in dem Eingange seiner Erzehlung, daß Aesopus ein oder zwey Mährchen gleichen Inhalts habe. Mir sind sie nicht vorgekommen.

10. Fabel.

Auch diese Fabel ist nicht unter den Griechischen.

Die Moral die Phäder daraus zieht, ist viel zu allgemein. Die eigentliche Moral ist diese: daß es eine sehr kützliche Sache sey, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beyde Theile als[1] Betrieger bekannt sind. So hätte man, zum Exempel, bey dem Proceße welchen Voltaire und der Jude Hirsch vor einigen Jahren hier hatten, sehr wohl zu dem Juden sagen können

Tu non videris perdidisse quod petis;

und zu Voltairen:

Te credo surripuisse quod pulcre negas.

11. Fabel.

v. 9. 10. Quae dum paventes exitus notos petunt
Leonis adfliguntur horrendo impetu.

Die Art, wie der Löwe und der Esel mit einander jagen, ist nicht wohl zu begreiffen. Der Löwe verbirgt den Esel in das Gebüsche und Gestrütte; da läßt er ihn schreyen; und die Thiere, die sich durch ihre gewöhnlichen Schlupflöcher retten wollen, fallen dem Löwen in die Klauen. Entweder die Thiere wußten nur einen Ausgang, oder der Löwe konnte überall seyn, oder er fing nur sehr wenige.

Wie vortrefflich fallen alle diese Schwierigkeiten im Griechischen weg. Sie kommen beyde zusammen vor eine Höhle, in welcher sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe lauert an dem Eingange, und schickt den Esel herein, der die wilden Ziegen mit seiner fürchterlichen Stimme herausscheucht, und sie dem Löwen in die Klauen treibt.

12. Fabel.

Diese Fabel ist vortrefflich erzehlt. Und wie sehr hat sie Christ verhunzt. Phäder sagt

Ad fontem cervus, *quum bibisset,* restitit.

Schön! als er getrunken hatte; denn alsdenn verhinderte[2] ihn der Durst nicht mehr daran. Christ aber sagt:

In fonte cervus cornua adspexit *bibens.*

[1] [Ursprünglich:] beyde Betrieger als   [2] [Ursprünglich:] riß

Und wie elend ist das folgende *timendum* vertice arduo decus. Das timendum verdirbt alles. Das Geweih muß hier nicht von seiner nützlichen Seite gezeigt werden.

Bey dem Fontaine sind die vier letzten Zeilen das beste; und die übrige Erzehlung taugt nichts.

In dem Griechischen, ist statt der Jäger ein Löwe, welches der einzige Unterschied ist, den es mit der lateinischen Fabel hat.

13. Fabel.

In den Griechischen Fabeln, des Aphthonius ausgenommen, ist, weit schicklicher, anstatt des Käses, ein Stück Fleisch. Denn dieses läßt sich ohne Zweifel weit leichter im Schnabel wegtragen, als jener.

Die erste von den griechischen ist die artigste, weil die Lehre, die der Fuchs dem Raben giebt, gleichwohl noch mit seinen Schmeicheleyen zusammen hängt. Erst sagt er, er verdiene über alle zu regieren, wenn es ihm nicht an der Stimme fehle; und hernach, wenn es ihm nicht am Verstande fehle.

Beym Fontaine spricht der Sittenlehrer all zu sehr durch den Fuchs.

Die 2 letzten Zeilen bey dem Phäder sind überflüßig und schlecht.

14. Fabel.

Die vierte und fünfte Zeile müßen nothwendig eingeflickt seyn, und es wundert mich, daß dieses noch niemand bemerkt hat. Denn man mag nun die Krankheit auf den König oder auf den Schuster ziehen, so ist dieser Umstand doch höchst unsinnig angebracht. Der Zusammenhang und die Construction leidet auch nicht das geringste, wenn man sie wegläßt.

Malus cum sutor inopia deperditus,
Medicinam ignoto facere coepisset loco,
Et venditaret falso antidotum nomine,
Rex urbis, eius experiendi gratia ꝛc.

15. Fabel.

Diese Fabel ist eine von den schönsten des Phäders, und findet sich in dem Griechischen nicht.

Der Eingang der Fontainschen Nachahmung taugt nichts, und verdirbt viel. Denn es war doch ein großes Verdienst des Alten gegen den Esel, daß er ihn auf eine so schöne Weide brachte.

16. Fabel.

Diese Fabel kömmt im Griechischen nicht vor; aber sie ist auch sehr mittelmäßig.

Die zweyte Zeile scheint mir nichts weniger, als lateinisch zu seyn. Mala videre expetit. Wessen mala? Was für mala? Könnte man nicht vielleicht malam lesen, und es auf das vorige rem ziehen?

17. Fabel.

Diese Fabel ist sehr schlecht, und die alte Fabel bey dem Romulus, nach welcher Christ seine gemacht hat, ist schöner; obgleich auch nicht sehr schön.

18. Fabel.

Kömmt in dem Griechischen gleichfalls nicht vor. Scrofa welches Christ aus den alten Fabeln anstatt der andern[1] Hündinn gesetzt hat, ist keine gute Verbeßerung. Es ist natürlicher, daß sich einer Hündin eine Hündin erbarme, als[2] daß es eine Bache thue.

XIX. Fabel.

Im Griechischen ist es die 208 Fabel. Die Moral, welche Phädrus daraus zieht ist nicht allein höchst gemein, sondern auch ganz die unrechte. Der Grieche trift sie weit beßer.

πολλοι, δι' ἐλπιδα κερδους ἐπισφαλοῦς, μοχθους ὑφιςαμενοι, φθανουσι πρωτον καταναλισκομενοι. d. i.: Viele, die in Hoffnung eines unsichern (*ἐπισφαλης, εος,* von *σφαλλω.* lubricus, incertus.) Gewinnstes, sich einer schweren Arbeit unterziehen, (*ὑφιςαμαι.* subeo, suscipio) kommen um (*καταναλισκω* consumo von *ἁλισκω* capio) ehe sie zum Zwecke gelangen (*φθανω* assequor).

Warum Fontaine aus dem Leder einen todten auf dem Waßer schwimmenden Esel gemacht habe, ist schwer einzusehen. Und welch ein elender Eingang, der uns die wahre Absicht der Fabel ganz aus den Augen bringt. Nach seiner Erzählung sollte man glauben, diese Fabel lehre weiter nichts, als, daß der Hund sot und gourmand sey. Phädrus hat Fontainen verführt; aus einer seichten Moral eine noch seichtere zu machen. Der schöne Schluß soll den Fehler einigermaßen wieder gut machen; aber umsonst. Wenn der Schluß zu Anfange stünde, und der Anfang gar wegbliebe.

Ohne Zweifel hat Fontaine mit dem weitschweifigen Anfange es

[1] andern [fehlte ursprünglich] [2] [Ursprünglich: [Hündin, als

wahrscheinlicher machen wollen, daß Hunde,[1] einen so albernen Anschlag faßen können. Allein wozu diese ängstliche Wahrscheinlichkeit.

20. Fabel.

2. Fabel.[2]

Ament, amentur, nempe exemplis discimus.

So ist diese Zeile in allen Ausgaben abgedruckt. Was soll aber das nempe bey Exemplis. Lieber zu amentur gezogen, so wird noch ein feiner satyrischer Sinn darein gelegt.

Vorbericht
zu
Gleims versificiertem Philotas.[3]

[1] [Ursprünglich:] die Hunde [2] [D. h. II. Buch. 2. Fabel]

[3] [Auf Gleims Aufforderung vom 15. April 1759 erklärte sich Lessing am 12. Mai 1759 bereit, den versificierten „Philotas" drucken zu lassen und einen Vorbericht dazu zu schreiben, dessen ungefähren Inhalt er dem Freunde in demselben Briefe andeutete. Doch wurde diese Absicht nicht ausgeführt, da Gleim seine Umdichtung des „Philotas", die Lessing in der That 1760 zum Druck beförderte, der Herzogin von Braunschweig widmete und nun selbst den Vorbericht dazu verfassen wollte; schließlich kam aber auch er nicht zu dieser Arbeit, und die mehrfach besprochene Vorrede blieb ungeschrieben. Vgl. Lessings Brief vom 28. Februar 1760, Gleims Briefe vom 10. Februar, 7. März und 11. Mai 1760.]

Über Bodmers und Breitingers Sammlung von Minnesingern.[1]

Ueber die Aehnlichkeit der Griechischen und Deutschen Sprache, zur Erleichterung der erstern, und Verbesserung der letztern.[2]

[1] [Die beiden Teile der „Sammlung von Minnesingern" kamen angeblich zu Zürich 1758 und 1759, in Wirklichkeit aber mit einander zur Ostermesse 1759 heraus; im Meßverzeichnis von Michaelis 1758 werden sie beide noch unter den künftig erscheinenden Büchern aufgezählt. Sie zogen sogleich nach ihrer Veröffentlichung Lessings lebhafteste Aufmerksamkeit auf sich; vgl. oben S. 221 f. und den Brief an Gleim vom 28. Juli 1759. So versprach er denn auch noch 1759 oder zu Anfang des Jahres 1760 dem neuen Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", Christian Felix Weiße, eine Beurteilung der Bodmer-Breitingerschen Ausgabe, wie Weiße, jedoch ohne an eine Erfüllung dieser Zusage zu glauben, am 14. Juni 1760 an Gerstenberg berichtete. In Lessings Nachlaß fand Fülleborn noch einen Band, in den Lessing die Namen der Minnesinger aus der Manessischen Sammlung in alphabetischer Ordnung eingetragen, aber nur bei vier Namen einige genealogische Anmerkungen beigefügt hatte. Auch diese ließ Fülleborn ungedruckt, weil sie nicht mehr und nichts Besseres enthielten, als was Adelung 1784 im zweiten Bande seines „Magazins für die deutsche Sprache" darüber beigebracht hatte (Karl Lessing, G. E. Lessings Leben, Bd. III, S. XVII f.).]

[2] [Die jetzt verschollene Handschrift dieses Aufsatzes erhielt Fülleborn von Karl Lessing zur Prüfung, schloß sie aber aus der Ausgabe des Lessingischen Nachlasses mit folgenden Worten aus (K. G. Lessing, G. E. Lessings Leben, Berlin 1795, Teil III, S. XV f.): „Lessing hatte nemlich in frühern Zeiten den Plan, nach dem Beyspiele einiger Französischen Gelehrten, etwas über die Analogie der Deutschen und Griechischen Sprache zu schreiben. Ein dazu gehöriges Mannscript ist 1759 angefangen, und hat die Ueberschrift: Ueber die Aehnlichkeit der Griechischen und Deutschen Sprache, zur Erleichterung der erstern. und Verbesserung der letztern. Lessing scheint bey dieser Idee von keinem bestimmten Princip ausgegangen zu seyn; denn bald leitet er Griechische Wörter von Deutschen, z B. δειva von den, bald Deutsche von Griechischen, z. B. Ehre von ερις, ab. Ueberall aber giebt er zu viel auf die Aehnlichkeit des Klanges der Wörter. In der Folge hat er selbst die Hand von diesem Plane abgezogen, und das Publicum würde durch die Mittheilung dieser wenigen Anmerkungen nichts gewinnen." Ob nicht trotzdem einige dieser Anmerkungen von 1759 in das zweifellos einer späteren Zeit angehörige Verzeichnis Aufnahme fanden, das Fülleborn (ebenda S. 201—219) unter der Aufschrift „Vergleichung Deutscher Wörter und Redensarten mit fremden" veröffentlichte, läßt sich, da die Handschriften fehlen, nicht mehr bestimmt erkennen.]

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.[1]

[1] [Zu den „Litteraturbriefen“ hatte Lessing bei seiner Abreise von Berlin im November 1760 und noch später von Breslau aus verschiedene Beiträge versprochen, auf die Nicolai und Mendelssohn vergebens warteten, wie seine Briefe an die beiden Freunde vom 7. Dezember 1760, 22. Oktober 1762 und 20. Juli 1763 sowie Mendelssohns Schreiben vom 11. Februar 1761 und besonders Nicolais Worte vom 6. Februar 1761 beweisen: „Wie steht es mit der Widerlegung, oder vielmehr mit den vier oder fünf Bogen, die ich haben sollte? Denn, mag doch darauf stehen, was da will, wenn es nur fünf Bogen sind.“ Aber früher — wahrscheinlich im Spätherbst 1759 — hatte Lessing auch einige Litteraturbriefe verfaßt, die nicht zum Abdruck gelangten, und zwar im Anschluß an seine gegen Gottsched und das „Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ gerichtete Besprechung einer Schrift von Johann Michael Heinz im 65. Briefe (vgl. oben Bd. VIII, S. 178 ff.). Nicolai berichtet darüber am 2. Juli 1761 im 172. Litteraturbriefe: „Sie werden sich erinnern, daß unser seliger Herr O. Ihnen vor ein paar Jahren eine Vertheidigung des Herrn Heinz gegen eine ungezogene Recension in eben diesem Neuesten überschrieb. Darüber ist die Gottschedische Schule aufgewacht, und hat auf unsere Briefe loßgedonnert, wie — ein Lichtputzer in der Comödie donnert; mit grossem Geprassel aber ohne Wirkung! Insbesondere hieß es immer Herr O. habe gar keine Gründe geführet, und sage selber man solle ihm nur auf sein Wort glauben. Sie wissen aber, daß Sie damahls, die Gründe die er Ihnen in dem ersten Briefe zu versagen schien, in zwey oder drey nachfolgenden Briefen gelesen haben, worinn er weitläufig erörterte, warum Herr Heinz in der Hauptsache vollkommen recht habe und warum Er in vielen Nebendingen mit demselben nicht einig seyn könne. Er zeigte, daß Herr Gottsched offenbar, die deutsche Sprache, bloß nach Art der lateinischen behandelt habe, und sich von seinen Vorgängern durch nichts als durch unverzeihliche Fehler unterscheide. Nun muß ich Ihnen nur sagen, wie es zugegangen ist, daß diese Briefe nicht gedruckt worden. Als der erste abgedruckt war, so ersuchte uns ein Gelehrter dem wir Ehrfurcht schuldig zu sein glaubten, vielleicht aus unverdienter Hochachtung gegen Herrn Gottsched, diesen Streit nicht weiter fortzusetzen, indem er uns zu weit führen möchte; die Umstände waren so beschaffen, daß man dieses nicht wohl abschlagen konnte; die Briefe wurden also zurückgenommen und sind hernach unter andern Papieren verworfen worden. Herr O. hielte es auch bey einer abermaligen Ausfoderung nicht der Mühe werth, sie noch einmahl zu schreiben, indem er fand, daß der eine Theil schon überzeugt war, und der andere nie überzeuget werden könne.“]

Sophokles.[1]

[1] [An einem „großen Werke“ über Sophokles arbeitete Lessing besonders seit dem Februar 1760; doch hatte er sich zweifellos schon in den vorausgehenden Jahren mit dem Plane dazu getragen und wohl auch die Ausführung stellenweise vorbereitet. Im Herbst 1760 sollten zwei Bände, vermutlich ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes, auf einmal erscheinen. Aber der voreilig unternommene Druck gedieh damals nur bis zum Schluß des siebenten Bogens, und mit Lessings Abreise nach Breslau im November 1760 geriet die Arbeit vollends und für immer ins Stocken. Erst 1790 gab Eschenburg sie heraus, ergänzt nach den Handschriften des Lessingischen Nachlasses (vgl. oben Bd. VIII, S. 292). Diese Handschriften befinden sich jetzt in der herzoglich braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Sie bestehen aus einem Hefte von 32 Quartseiten, die jedoch nicht alle gleichmäßig dicht beschrieben sind, und aus 21 einzelnen Blättern oder Doppelblättern in 4°, die meistens auf den Rückseiten leer gelassen sind. Das Heft ist, wenigstens in der Hauptsache, älter als die einzelnen Blätter. Es enthält zunächst einen früheren Entwurf des „Lebens des Sophokles“, dann verschiedene, nicht näher zusammenhängende Aufzeichnungen, die großenteils ebenfalls in die Frühzeit der Lessingischen Beschäftigung mit dieser Aufgabe und noch vor die Niederschrift der zum Druck bestimmten Fassung fallen. Jener Entwurf zum „Leben des Sophokles“ ist so geschrieben, daß immer zwei neben einander stehende Seiten der Handschrift zusammengenommen sind: die eine Seite — willkürlich bald die rechte, bald die linke — enthält den eigentlichen Entwurf; die gegenüber stehende bringt Zusätze und Nachträge, auch Berichtigungen, die Lessing wohl sehr bald, zum Teile gewiß in unmittelbarem Anschluß, der ursprünglichen Niederschrift folgen ließ. Auch von den Einzelblättern gehören mehrere in jene oben bezeichnete Frühzeit der Arbeit am „Sophokles“; andere beziehen sich deutlich bereits auf die spätere, dem Druck zu Grunde gelegte Fassung des Werkes. Wirklich druckfertig ist von all diesen handschriftlichen Aufzeichnungen sehr wenig. Eschenburg ordnete daher die verschiedenen Bemerkungen Lessings für seine Ausgabe 1790 teilweise neu, stellte manches zusammen, was in den Handschriften weit getrennt ist, regelte die Ausdrucksweise, beseitigte Fremdwörter, ergänzte Hilfszeitwörter und verwischte durch diese und ähnliche Änderungen auch das Gepräge des Lessingischen Stils nur allzu oft. Ich glaube deshalb mich nicht mit bloßen nachträglichen Verbesserungen des Eschenburgischen Textes (vgl. oben Bd. VIII, S. 291—377) begnügen zu sollen, sondern drucke hier die Handschriften Lessings vollständig und buchstabengetreu ab, zumal sie vor mir noch kein Herausgeber der Lessingischen Schriften benützt hat. Ich stelle das Heft mit dem zusammenhängenden Entwurf voran und behalte hier auch die Verteilung des Textes auf je zwei Seiten bei, nur ohne die Willkür der Handschrift, so daß ich stets links den eigentlichen Text und rechts die Zusätze und Berichtigungen gebe. Den Inhalt der Einzelblätter ordne ich nach der Reihenfolge der durch Buchstaben bezeichneten Abschnitte, zu denen sie gehören.]

Sophokles.

„Sophokles, der tragische Dichter, war ein Athenienser: ein Sohn des „Sophilus,(*)

Ein Sohn des Sophilus. Clemens Alexandrinus schreibt ihn Sophillus (In Protreptico) und Diodorus Siculus (lib. XIII) nennt ihn Theophilus. (Meursius)

Es war dieser sein Vater, seines Handwerks, nach dem Aristoxenus ein Zimmermann oder Schmid; nach dem Ister aber ein Schwerdfeger. Allein der Ungenannte, der dieses anführt, erinnert, daß er vielleicht nur Knechte gehabt, die diese Handwerker getrieben, weil es nicht wahrscheinlich sey, daß man sonst den Sophokles, als einen Mann von so geringer Geburt, neben dem Perikles und Thucydides, als den vornehmsten Männern des Staats, zum Feldherren würde erwählt haben.

Dieses geschah ihm in seinem 65ten Jahre, in dem Kriege den die Athenienser gegen Anäa* eine Stadt auf der Insel Samos, eilf(**) Jahr vor dem Peloponnesischen Kriege führten. Der Grammatiker Aristophanes sagt in seinem Inhalte der Antigone: *Φασι δε τον Σοφοκλεα ἠξιωσϑαι της ἐν Σαμῳ ϛρατηγιας, ἐνδοκιμησαντα ἐν τῃ διδασκαλιᾳ της Αντιγονης.* Das andre Zeugniß hiervon ist bey dem Plutarchus in Nicia.(***)

* Fabr. sagt wohl nicht allzurichtig adversus Anaeum. Bey dem Pausanias heißt sie Anaea. Achaica p. 530. Nach der Stelle des Pausanias aber scheinet es nicht auf Samos selbst zu liegen, sondern gegen über auf dem festen Lande.

Der andere Grund, woraus der Ungenannte beweiset, daß des Sophokles Vater kein so geringer Mann gewesen ist dieser, „weil „ihn sonst die Komödienschreiber gewiß würden damit angestochen „haben, die selbst des Themistokles nicht schonten."

„Er ward gebohren in der drey und siebzigsten Olympiade, siebzehn Jahr „früher als Sokrates.

Ein Athenienser. Ister, meldet der Unbenannte, sagt er sey kein Athenienser sondern ein Phliasier gewesen. Es sey aber dem Ister hierinn nicht zu glauben, weil man dieses Vorgeben sonst nirgend als bey ihm finde. Dem Meursius scheinet hier eine kleine

(*) von Geburt ein **Koloniate**.

Κολωνος heißt überhaupt ein Hügel, eine Anhöhe. Besonders aber hieß eine Anhöhe* von Athen also, die dem Neptunus und Prometheus heilig war. (Soph. in Oed. Colon. v. 55.) Diejenigen nun, die um diese Anhöhe herum wohnten, hießen Koloniaten; und ein solcher war Sophokles.

Als der blinde Oedipus mit seiner frommen Führerinn nach Athen kam ruhte er sich auf diesem *Κολωνῳ* aus, und schickte von da aus an den König von Athen. Die weitere Vorstellung hiervon ist der Inhalt des fünften Trauerspiels des Sophokles *Ο ἐπι Κολωνῳ Οιδιπους*.

Es war noch ein andrer *Κολωνος* zu Athen, in welchem wie Pollux sagt, die *μισθαρνουντες*, qui mercede operam suam locabant zusammenkamen. Daher dergleichen Leute auch *κολωνιται* hießen. Vielleicht ist aus dieser Vermischung die falsche Meinung von dem Vater des Sophokles entstanden.

* und zwar eine befestigte Anhöhe, weil er sie *ἐρεισμα Αθηνων* nennt; von *ἐρειδω*, firmo, fulcio.

Jener *Κολωνος* hieß *ἱππιος* weil eine Bildsäule des Neptunus zu Pferde darauf stand v. Pausanias in Att. p. 76.

(**) So sagt Fabricius es ist aber nur sieben Jahr; wie der Ungenannte auch ausdrücklich sagt. Er konnte aber unmöglich damals 65 Jahr alt seyn.

(***) Fabricius führet dieses Zeugniß an, er kann es aber unmöglich selbst nachgesehen haben. Plutarch gedenkt in diesem Leben, eines Dichters Sophokles, der unter dem Nicias in Sicilien in dem unglücklichen Kriege gegen die Syracusaner gedienet habe: „Nicias, sagt er, verlangte einsmals, als die Feldherren zusammen Kriegsrath hielten von dem Dichter Sophokles, daß er seine Meinung zuerst sagen sollte, weil er unter den übrigen Feldherrn der älteste wäre. Allein Sophokles gab dem Nicias zur Antwort: Ich bin nur den Jahren, du aber bist den Verdiensten und dem Ansehen nach der Aelteste." (Nach Kinds Übersetzung V. Theil p. 224)

Justinus lib. III. cap. 6. redet wieder von einem ganz andern Kriege; in welchem der Tragödienschreiber Sophokles gebraucht worden.

Unrichtigkeit entfahren zu seyn. Nachdem er dem Suidas zu Folge gesagt: fuit Sophili F. Atheniensis, e populo Colonensi. so sagt er[1] darauf: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Meursius meint also dieses so, als ob es Ister von dem Stamme verstanden wißen wollen; als sey er aus dem Phliasischen Stamme gewesen. Daß aber kein Stamm darunter zu verstehen, erhellet daraus, weil er dadurch leugnen wollen, daß er ein Athenienser gewesen.[2] Es ist aber ohne Zweifel die Stadt Phliasia darunter zu verstehen, nicht weit von Sicyon. Pausanias Corinth. 138.

geboren. Der unbenannte sagt: „man sagt, er sey in dem „zweyten Jahre der 71ten Olympiade gebohren worden." Meursius sagt: Alii Olympiade XCI anno II natum tradunt. Ich kenne diese alii nicht; und es ist offenbar ein Druckfehler. Denn in der Stelle des Ungenannten, die gleich darauf folgt und es beweisen soll, lieset er selbst ἑβδομηκοςῃ πρωτῃ. Ich zweifle nicht, daß dieser Druckfehler in der neuen Ausgabe der Meursiuschen Werke, wird verbeßert seyn.

„Als Philippus, Archon zu Athen war. Er war also siebzehn Jahr*
„jünger als Aeschylus, und vier und zwanzig Jahr älter als Euripides.(*)

* Im Fabricius stehet XVIII. welches ein Druckfehler seyn muß.

Dem zu Folge sagt Fabricius müßte Aeschylus im ersten Jahre der 67 Olympiade und Euripides in der 78ten gebohren seyn,[3] welches beydes mit den Zeugnißen andrer Scribenten streitet.

Die Arundelischen Marmor aber sagen daß Aeschylus in dem letzten Jahre der 63 gebohren worden. Und Euripides im ersten der 75ten.

Der Unbekannte käme also der Sache viel näher, wenn er umgekehrt sagt. „älter als Euripides und 24 jünger als Aeschylus." welches Fabricius wohl anmerken können, da er diese Geburtsjahre angab.[4]

Des Sokrates. Meursius merkt hier an, daß dieses wahr sey, wenn man das dritte Jahr der 73 Olymp. dazu nehme; denn Sokrates sey in dem vierten der 77 Olymp. gebohren worden.

Die Meinung des Ungenannten wird auch von andern bestätigt. Meursius.

---

[1] er [fehlt Hs.] [2] [Die Worte] es Ister von dem Stamme . . . gewesen. [sind in der Hs. durchstrichen und durch die auf der rechten Seite beigeschriebene Fassung der beiden Sätze verbessert] [3] seyn [fehlt Hs.] [4] welches . . . angab. [in der Hs. nachträglich hinzugefügt]

Ister nur leugnen wollen, daß er kein Koloniate gewesen, sondern ein Phliasier. Wäre aber Phliasia was Kolonos war, eine Gegend in oder um Athen, so könnte er deswegen doch ein Athenienser seyn.

(*) Daß er eher als Euripides gebohren bezeugt auch Gellius libr. XVII. cap. 21.

„Er war der erste, der sich eines **Tritagonisten**, das ist, eines dritten „Schauspielers welcher die dritten und letzten Rollen spielte, bediente.

Bey den Griechen hieß *Πρωταγωνιςης*, der Schauspieler, der die ersten, *Δευτεραγωνιςης*, der die zweyten und *Τριταγωνιςης* (*) der die dritten Rollen spielte. Zu den letztern brauchten keine besonderen Leute zu seyn; und Demosthenes wirft es dem Aeschines[1] mehr als einmal vor, daß er in seiner Jugend diese dritten Rollen gespielt habe.

Diese Einführung eines dritten Schauspielers bemerkt auch Aristoteles (Dichtkunst IV. deutsche Ubers. p. 9 und in den Anmerkungen p. 103). Desgleichen D. Laertius.

Der Ungenannte druckt sich hierüber so aus: „Er lernte die „Tragische Dichtkunst von dem Aeschylus, und erfand viel neues „in der Vorstellung. Erstlich schaffte er es ab, daß der Dichter „selbst sein Stück spielte (welches ehedem gewöhnlich war) weil er „selbst eine allzu schwache Stimme hatte. Ferner vermehrte er die „Personen des Chorus von zwölf Personen auf funfzehn, und er„fand den dritten Schauspieler."

„Gleichfalls war er der erste, der den Chor, welcher nur aus zwölf Per„sonen bestanden hatte, bis auf funfzehn vermehrte. Er wird wegen seiner „Süßigkeit die **Biene** genennet.

Der Anonymus giebt eine andre Ursache an, „weil er sich von „einem jeden das schönste und beste auszulesen gewußt."

„Auch fing er es zuerst an, daß Drama gegen Drama um den Preis „stritt; und nicht die ganze Tetralogie.

Die tragischen Dichter stritten damals beständig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beständig ein Satyrisches Stück war. Und diese vier Stücke zusammen hießen eine **Tetralogie**. So erzehlt z. E. Aelianus (lib. II. cap. 8.) daß in der ein und neunzigsten Olympiade Xenokles, (den Aristophanes in seinen Fröschen ansticht, und bey welcher Stelle der Scholiast anmerkt, daß dieser Xenokles ein schlechter Poet gewesen, der der Allegorie gar zu sehr nachgehangen) mit dem Euripides um den Preis gestritten. Xenokles habe den ersten Preis erhalten durch seinen Oedipus, Lykaon, Bacchä und das satyrische Stück Athamas. Euri-

[1] dem Aeschylus [verschrieben Hs.]

(*) Jſt es möglich daß Gyraldus kann gewußt haben, was *τριταγωνιϛης* heißt, wenn er ſchreibt: Tres autem histriones primus Sophocles instituisse perhibetur, et eam quae *τριταγωνιϛη* dicitur. Er ſcheinet die Worte des Suidas überſetzt zu haben, aber woher er das femininum *τριταγωνιϛη* hergenommen hat, das mag Gott wißen.

Der ungenannte Biograph.

„Er genoß in ſeiner Jugend eine gute Erziehung. Er brachte „es in dem Ringen,[1] und in der Muſik ſo weit, daß er in beyden „den Preis erhielt. Die Muſik lernte er bey dem Lamprus. Als „die Athenienſer nach der Seeſchlacht bey Salamis die Siegeszeichen „errichteten, ſtimmte er nackt und geſalbt, mit der Leyer die Pääni- „ſchen Lobgeſänge an. Von dem Aeſchylus lernte er die Tragödie, „und machte in den Vorſtellungen viele Neuerungen. Erſtlich ſchaffte „er es, wegen ſeiner ſchwachen Stimme, ab, daß die Dichter ſelbſt in „ihren Stücken ſpielten, denn vor dieſem ſpielten ſie ſie ſelbſt; hernach „vermehrte er die Perſonen des Chorus von zwölfen auf funfzehn, und „bediente ſich zuerſt des dritten Schauſpielers.[2] Man ſagt auch, daß „er ſelbſt einmal die Zither genommen, und in dem Stücke Thamiris, „darauf geſpielt habe; daher er denn auch in der bunten Gallerie „(*ποικιλη ϛοᾳ* ſo hieß einer von den bedeckten Gängen zu Athen) mit „der Zither gemahlet worden. Satyrus ſagt, daß er auch den krum- „men Stock erfunden habe (*καμπυλην βακτηριαν. καμπυλος* curvus von *καμπτω* flecto. *Καμπυλη* ſagt Stephanus heiße auch curvus baculus, quo venatores utuntur. *Βακτηρια*, iſt eben das was *το βακτρον* baculus, scipio. Das letztere kömt ſehr oft in des Euripides Phoenissais vor, wo der blinde Oedipus viel von ſeinem Stocke ſpricht, als, v. 1710. 1711:

Ποϑι γεραιον ἰχνος τιϑημι;
Βακτρα προσφερ' ὠ τεκνον.

[1] [Urſprünglich:] den körperlichen Übungen [2] Schauſpieler. [verſchrieben Hſ.]

pides aber den zweyten, durch s. Alexander, Palamedes, Trojaner und das Satyrische Stück Sisyphus. Aelianus wundert sich hierüber und sagt, daß die Richter entweder unwißend oder bestochen gewesen seyn müßten, welches beydes den Athieniensern keine Ehre mache.

Wenn Fabricius (Bibl. Graecae lib. II. cap. 19.) unter Xenokles dieses Streits gedenkt, so schreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI. und citirt den Aelian. Er muß aber in der Geschwindigkeit nur die lateinische Übersetzung angesehen haben[1], welche prima supra octogesimam hat. Denn der Text hat *κατα την πρωτην και ἑκτην Ὀλυμπιαδα*, und es ist ausgemacht, daß anstatt *ἑκτην, ἐννενηκοςην* zu lesen sey. Siehe die Anmerkungen des Scheffers über den Aelian.

Die Stelle aus dem Diog. Laertio. in vita Platonis von der Tetralogie.

Waren es deswegen allezeit vier Stücke, weil sie an den vier Festen gespielt wurden? Hiervon nachzusehen Casaubonus de Satyrica Poesi lib. I. cap. V. Aus der Stelle bey dem Stephanus sollte ich es fast glauben.

Sophokles aber muß diese Veränderung entweder sehr spät gemacht haben, oder sie muß nicht allen tragischen Dichtern zu Gute gekommen seyn, welches das Exempel des Euripides beweiset, und auch des Plato, Ael. lib. eod. cap. 30, welcher gleichfalls mit einer ganzen Tretalogie um den Preis streiten wollte.

„Er schrieb auch eine Elegie, Päane, und ein prosaisches Werk von dem „Chore wider den Thespis und Chörilus.

Dieses dienet zur Widerlegung deßen, was H. Curtius von der Verträglichkeit der griechischen Dichter unter sich sagt. Anmerkungen p. 104. Und Sophokles hatte sich nicht allein mit solchen schlechten Dichtern zu streiten, sondern auch mit dem Euripides, welches ich aus einer Stelle des Pollux beweisen kann. Die Stelle ist merkwürdig. Pollux sagt (lib. IV. cap. 16[2]) daß die *παραβασις, ὁταν ἁ ὁ ποιητης προς το[3] θεατρον βουληται λεγειν, ὁ χορος παρελθων λεγει ταυτα* sich zwar für den komischen Chor, aber nicht für den tragischen schicke. Unterdeßen habe sich doch

[1] haben [fehlt Hs.] [2] cap. 26 [Hs.] [3] *τον* [verschrieben Hs.]

Auch *βακτρευμα*, welches das Stützen auf den Stock bedeutet.

Τι μ' ὠ παρθενε βακτρευμασι τυφλον
Ποδος ἐξαγαγες ἐις φως; 1534. 35.

Und *βακτροις* v. 1542.

Pollux lib. IV. im 18 Kapitel *περι ὑποκριτων σκευης* sagt von der Kleidung der Alten *γεροντων δε φορημα· καμπυλη, φοινικις, ἡ μελαμπορφυρον ἱματιον, φορημα νεωτερων· πηρα, βακτηρια.* So ist die Stelle in der neuen Edition des Hemsterhuis abgedruckt. Und die lateinische Übersetzung dabey ist: Senum autem indumentum vestis est retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea vestis juniorum indumentum est. *Φοινικις, ιδος, ἡ* Vestis phoenicei coloris. Diese Phoenizische Farbe aber, wird von dem Purpur bey den Alten allezeit auf das deutlichste unterschieden; ich tadele also zuerst an dieser Übersetzung, daß sie beydes durch purpureus gegeben. Die Lacedemonier trugen *φοινικιδες* im Kriege, damit das Blut nicht so zu sehen seyn solle. Die Phoenizische Farbe war also ohne Zweifel dunkelroth. Vielleicht zwar, wie mir es itzt wahrscheinlicher wird ist es umgekehrt; denn Plinius lib. 9. cap. 38. daß die Purpurfarbe nigricans aspectu sey, und Gellius lib. 2. cap. 26. giebt der Phoenizischen Farbe exuberantiam, splendoremque ruboris. Was heißt aber vestis retorta? Was kann *καμπυλη* seyn, wenn es von einem Kleide gesagt wird? Kurz *καμπυλη* gehört zu *βακτηρια.*

Und Pollux selbst verbindet beides an einem andern Orte: lib. X. §. 173. wo er sagt daß *βακτηρια περσις*, soviel sey als *βακτηρια καμπυλη.*)

„Desgleichen sagt Istrus, daß er die weißen Stiefeln (*λευκας* „*κρηπιδας*) erdacht habe, welche sowohl die Schauspieler als die Per„sonen des Chorus tragen. (*Κρηπιδες* sagt Pollux lib. VII. § 85. „*φορημα ςρατιωτικον*)

„Er liebte seine Athenienser so sehr, daß er sein Vaterland nie„mals verlaßen wollte, ob ihn gleich viel Könige zu sich einladen ließen."

Euripides derselben in vielen Stücken bedienet; und auch Sophokles manchmal, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: *Και Σοφοκλης δε ἀυτο ἐκ της προς ἐκεινον ἁμιλλης ποιει σπανιακις, ὡσπερ ἐν Ἱππονῳ.* (*ἁμιλλα, ἡ* certamen. *σπανιος,*[1] rarus.)

„Seine Söhne waren Jophon, Leosthenes, Ariston, Stephanus und Me„neklides.

Sein Enkel von dem Ariston, der gleichfalls Sophokles hieß, hat sich auch als einen tragischen Dichter bekannt.[2] So will es wenigstens Suidas. Meursius aber merkt aus dem Diodorus Siculus an, daß dieser den zweyten Sophokles nicht für einen Enkel, sondern für einen Sohn des Sophokles ausgebe. Auch die Zeitrechnung sey für die Meinung Diodorus, indem dieser sage, daß der jüngre Sophokles in dem vierten Jahre der 95 Olympiade, also neun Jahr nach dem Tode des Vaters, seine ersten Tragödien aufführen laßen. Mit dem Diodorus komme auch der Ungenannte in s. Descriptione Olymp. überein.[3]

Wenn Sophokles das erste Drama aufführen laßen.

Hiervon unterrichtet uns zum Theil eine Stelle des Plutarchs, in dem Leben Cimons. Als Cimon die Insel Scyros eingenommen hatte, suchte er die Gebeine des Theseus auf und brachte sie nach Athen.

„Das Volk, fährt Plutarch fort, gewann ihn deswegen sehr lieb, „und stellte zum Andenken dieser Begebenheit den bekannten Wett„streit unter den Tragödienspielern an, unter denen sich auch So„phokles befand, der damals noch jung war, und dabey sein erstes „Trauerspiel aufführte. Aphepsion, der Archon getraute sich nicht, „die Richter zu ernennen, die dem geschicktesten Dichter den Preis „zuerkennen sollten, weil er sahe, daß die Zuschauer bald für diesen, „bald für jenen eingenommen waren, und einige diesem, andere je„nem den Preis zuerkannt wißen wollten. Er lies deswegen den „Cimon, der auf den Schauplatz kam, und dem Gott und Vor„steher dieser Spiele das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit seinen

[1] *σπανος,* [verschrieben Hs.] [2] [wohl zu ergänzen:] gemacht. [3] [Hier folgen in der Hs. drei leere Seiten. Die weitere Darstellung ist nicht mehr auf zwei Seiten verteilt, von denen die eine zur Ergänzung und Berichtigung der andern dient]

„Unterfeldherrn nicht eher weggehen, sondern nöthigte sie daß sie „nach geleistetem Eide die zehn Richter werden und den Ausspruch „thun mußten, zumal da jeder dieser Feldherren aus einer der zehn „Zünfte war. Das Ansehen dieser Richter feuerte die Tragödien„spieler desto mehr an, daß jeder den Preis davon zu tragen suchte, „welchen aber Sophokles davon trug." (d. Ü. p. 25. V Theil)

Petitus sagt, der Name des Archons sey hier verfälscht. Aphepsion sey in dem dritten Jahre der 74 Olympiade Archon gewesen. Nun möge man aber annehmen, daß er im zweyten Jahre der 71, oder in dem dritten der 73ten Olymp. gebohren sey, so habe Sophokles doch nicht unter dem Aphepsion seine erste Tragödie können aufführen laßen; indem er nach jener Meinung nicht viel über dreyzehn und nach dieser nicht viel über vier Jahre gewesen wäre. Da nun vollends Eusebius mit ausdrücklichen Worten sage, daß Sophokles in dem ersten Jahre der 77tn Olymp. seine erste Tragödie aufgeführet, und gleichwohl Plutarchus auch nicht ganz zu verwerffen sey, so meint er man müße annehmen daß es in dem dritten Jahre dieser Olympiade geschehen sey, als Demotion Archon gewesen, und Cimon, nach dem Diodorus Siculus, von seinem Siege über die Perser[1] zurückgekommen sey.

Nach ihm müßte also anstatt *Αφεψιων*, *Δημοτιων* gelesen werden, oder sagt er vielleicht hat Plutarch den Archon auch ganz und gar nicht mit Namen genennet, sondern geschrieben *Ανεψιος ὁ Αρχων*, der Archon der des Sophokles consobrinus gewesen.

„Er starb sechs Jahr nach dem Euripides.

Dagegen sagt der angeführte Anonymus in s. Bes. der Olympiaden, unter dem dritten Jahr der 93ten daß Euripides und Sophokles beide in diesem Jahre gestorben wären.

Eben dieses sagt Diodorus Siculus (lib. XIII.) dem Apollodorus zu Folge. Doch bemerkt Diodorus selbst gleich darauf die Verschiedenheit der Meinungen hiervon, indem er, nach einigen, nicht lange darauf von den Hunden wäre zerrißen worden.

„Er hat hundert und drey und zwanzig Stücke spielen laßen; nach eini„gen aber noch weit mehrere.

[1] [Ursprünglich:] wider die Perser

Der Ungenannte sagt, dem Grammatiker Aristophanes zu Folge, daß sich ihre Anzahl auf hundert und dreyßig belauffe.

„Den Preis hat er[1] vier und zwanzig mal davon getragen.

Diodorus Siculus sagt achtzehnmal. Der ungenannte Biograph sagt: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karystius „sagt. Sehr oft hat er den zweyten Preis, niemals aber den dritten bekommen."

O. Von dem FeldherrnAmte des Sophokles.

Darinn kommen die alten Zeugniße alle überein, daß Sophokles von den Atheniensern zum Feldherrn ernennet worden. Aber wenn dieses geschehen sey, und in welchem Kriege, wider wen, darinn gehen sie sehr von einander ab.

Der ungenannte Biograph sagt: „Die Athenienser erwehlten ihn „in seinem fünfundsechzigsten Jahre zum Feldherren, sieben Jahr vor dem „Peloponnesischen Kriege, in dem Feldzuge wider Anäa."

Ein andrer Ungenannter, von welchem wir eine Beschreibung der Olympiaden haben, sagt in derselben, unter dem dritten Jahre der fünfundachtzigsten Olympiade, fast mit den nehmlichen Worten: „In dieses „Jahr fällt der Krieg der Athenienser wider Anäa, in welchem der Tragödienschreiber Sophokles zum Feldherrn erwählt ward."

Nun nahm der Peloponnesische Krieg in dem 2ten Jahre der 87tn Olympiade seinen Anfang; und das siebende Jahr vor diesem Kriege wäre das gedachte dritte der fünfundachtzigsten Olympiade. Dieses Datum also könnte, wegen des doppelten Zeugnißes, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein wenn es damit seine Richtigkeit hat, so ist doch dieses nicht wahr, daß Sophokles damals bereits fünf und sechzig Jahr gewesen. Denn da der ungenannte Biograph das zweyte Jahr der 71 Olympiade zu seinem Geburtsjahre annimt, so ist bis auf das siebende Jahr vor dem Peloponnesischen Kriege, nur eine Zeit von einige funfzig Jahren verfloßen. Vielleicht hat der Ungenannte auch wirklich anstatt ἑξηκοντα πεντε, πεντηκοντα πεντε, welches so ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit diesem siebenden Jahre vor dem Peloponnesischen Kriege (glaubt Petitus) muß es seine Richtigkeit nicht haben, wenn man anders dem Plutarchus glauben darf. Plutarchus sagt nehmlich in dem

[1] er fehlt Hs.]

Leben des Perikles, wenn er von den scharfsinnigen Reden dieses Mannes redet, unter andern: „Ein andermal ließ er sich gegen den Sopho„kles, als er mit demselben zu einer gewißen Unternehmung abschifte, „und dieser einen schönen Jüngling lobte, vernehmen: Sophokles ein „Feldherr muß nicht nur reine Hände sondern auch reine Augen haben.“ (Nach der Kindschen Übersetzung zweyter Theil p. 226)

Nun sagt der ungenannte Biograph, daß Sophokles unter dem Perikles commandiret habe, und der Grammatiker Aristophanes sagt in seinem Inhalte der Antigone, daß es in einem Feldzuge wider die Samier gewesen sey. Nach dem Diodorus Siculus aber zog Perikles gegen die Samier in dem vierten Jahre der 84 Olympiade, als Timokles Archon war; welches der Anonymus in der Beschreibung der Olympiaden gleichfalls bestätiget.

Ja der ganze Krieg wider Anäa scheint nur der Samier wegen unternommen zu seyn, weil die von Anäa mit dem benachbarten Samos in Bündniße standen. Denn Stephanus sagt: *Αναια πολις Καριας ἀντικρυ Σαμου.**

Diese ganze Anmerkung gehöret größten Theils dem Samuel Petitus (Miscellaneorum lib. III. cap. 18) Petitus schließt also, daß Sophokles seine Antigone in dem dritten Jahre der 84ten Olympiade spielen laßen, und daß ihn die Athenienser zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernennet hätten, wie es Aristophanes ausdrücklich sagt.

Es wäre also neun Jahr vor dem Peloponnesischen Kriege gewesen.

Wider die letzte Critik des Petitus wäre aber dieses einzuwenden, daß Perikles die Samier zu zweyenmalen überwunden, und daß Sophokles erst bey dem zweyten Feldzuge Feldherr geworden; welches dann in das dritte Jahr der 85 Olympiade fallen würde.

Hiervon ist nachzusehen

Diodorus Siculus Biblioth. lib. 12.

Thucydid. lib. I.

Auch Plutarch im Perikles (d. U. II Th. p. 267 gedenkt des zweyfachen Kriegszuges gegen die Samier.

* Stephanus muß die Grenzen von Carien sehr extendiren. Wenn Anäa Samos gegen über gelegen haben soll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Jonische Stadt seyn.

Anäa ist von Samiern welche von den Ephesiern, mit ihrem Könige Leogorus von der Insel vertrieben wurden, befestiget worden, und von da

aus haben sie auch die Insel wieder erobert. Pausanias sagt daß Anäa ἐν τῃ ἠπειρῳ τῃ περαν in dem gegenüber gelegenen festen Lande gelegen habe. Die Grenzen zwischen Jonien und Karien sind bey den Alten sehr ungewiß.

Justinus (lib. III. cap. 6) kömt darinn überein, daß Sophokles neben dem Perikles commandiret haben. Allein er sagt, es sey gegen die Lacedemonier und nicht gegen die Samier gewesen. Die Stelle ist diese: Inde revocati Lacedemonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Boeotiorum imperium[1] his restituerent, quod temporibus persici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut duobus bellis impliciti, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatae virtutis virum et Sophoclem scriptorem tragoediarum, qui diviso exercitu, et Spartanorum agros vastaverunt, et multas Achaiae civitates Atheniensium imperio adjecerunt.

Justinus als ein Epitomator preßet die Zeiten hier gewaltig zusammen; wie aus dem Diodorus Siculus lib. II mit mehrerm zu ersehen.

Der Feldzug des Pericles wider die Lacedemonier war eine geraume Zeit vor dem wider die Samier.

Was Plutarch im Nicias von dem Sophokles sagt ist vielleicht falsch. Und Plutarch hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechselt, so wie er in dem Leben des Perikles den Feldherrn Thucydides[2] mit dem Geschichtschreiber verwechselt zu haben scheinet. (Kinds Übersetzung II Theil p. 234.)

Von den verlornen Trauerspielen des Sophokles.

Ἀθαμας.

Sophokles hat zwey verschiedene Tragödien dieses Namens geschrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raserey des Athamas, welche Ovidius in dem vierten Buche seiner Verwandlungen beschreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen seine Gemahlin die Ino, rasend machen. In dieser Raserey glaubte er, auf der Jagd zu seyn, und eine Löwin mit zwey jungen, zu verfolgen

[1] imperium [fehlt Hs.] [2] Themistokles [verschrieben Hs.]

Utque ferae sequitur vestigia conjugis amens,
Deque sinu matris ridentem et parva Learchum
Brachia tendentem rapit et bis terque per auras
More rotat fundae, rigidoque infantia saxo
Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, flohe die gleichfalls rasende Ino davon und stürzte sich mit ihm von einem Felsen ins Meer. — Die Alten stellten den Groll der Götter gegen große Personen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That schrecklicher seyn, als der unversöhnliche Haß eines allmächtigen Wesens? — Von dem Inhalte des zweyten Trauerspiels dieses Namens, wißen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Aristophanischen Scholiasten (in den Wolken) erhellet nehmlich, daß sie die Opferung des Phrixus betroffen. Die Tragödie hat können vortrefflich seyn, denn die Geschichte ist ungemein, und sehr werth von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie ist diese: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den Phrixus und die Helle gezeuget. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, diese Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theuerung, und das delphische Orakel war um Rath gefragt. Ino bestach den Gesandten, welcher den Ausspruch des Orakels hohlen mußte, und dieser gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz selbst verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rühret den Abgesandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, sich nach eigenem[1] Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzehle die Geschichte nicht völlig so, wie sie sich zugetragen haben soll, und wie sie Apollodorus und Hyginus beschrieben; sondern so wie ich sie zu brauchen gedächte.

Ερεχθευς.

Erechtheus war der sechste König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieses Stücks gewesen sey. Aber ich finde einen Zug in seiner Geschichte der ungemein tragisch ist, und der sich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleusiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er sich des Sieges vergewißern sollte. Das Orakel

[1] [In der Hs. ist hier eine Seite unbeschrieben gelassen]

befahl ihm, eine von seinen Töchtern zu opfern. Er ersahe die jüngste dazu. Aber die übrigen alle wollten dieser grausamen Ehre eben so wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter diesen frommen Schwärmerinnen! Die jüngste ward geopfert, und die übrigen brachten sich zugleich mit um das[1] Leben. O des verwaysten Vaters!

Θυεςης.

Auch unter diesem Namen hat Sophokles zwey Trauerspiele gemacht. Das eine hieß *Θυεςης ὁ ἐν Σικυωνι*, d. i. Thyest in Sicyon, und kan von dem sonderbarsten schrecklichen Inhalte gewesen seyn. Nach der abscheulichen Mahlzeit, die ihn sein Bruder thun ließ, flohe er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er sich an seinem Bruder rächen solle, zur Antwort bekam, er solle seine eigene Tochter schwängern. Er überfiel diese auch unbekannter Weise, und aus diesem Beyschlafe ward Aegisthus, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. Die Verzweiflung einer geschändeten Prinzessin! Von einem Unbekannten! In welchem sie endlich ihren Vater erkennet! Eine von ihrem Vater geschändete Tochter! Und aus Rache geschändet! Geschändet einen Mörder zu gebähren! Welche Situation! Welche Scenen![2]

Zeugniße des Cicero.

Wenn Cicero in dem ersten Buche de Officiis von der Klugheit redet, bey den Reden und Handlungen auf die Umstände der Zeit und des Orts zu sehen, von der *ἐυταξια*, das ist wie ers erklärt von der scientia opportunitatis idoneorum ad agendum temporum: So sagt er unter andern: Turpe est, valdeque vitiosum, in re severa convivio dignum, aut delicatum aliquem inferre sermonem. Bene Pericles, cum haberet collegam in praetura Sophoclem poetam, hique de communi officio convenissent, et casu formosus puer praeteriret, dixissetque Sophocles: O puerum pulchrum, Pericle! At enim praetorem, Sophocle, decet non solum manus, sed etiam oculos abstinentes habere. Atque hoc idem Sophocles si in Athletarum probatione dixisset, justa reprehensione caruisset.

In dem dritten Buche de oratore, wo er anmerkt, daß man in den schönen Wißenschaften und Künsten auf verschiedne Weise gleich groß seyn könne: Atque id primum in poetis cerni licet, quibus est pro-

[1] das [fehlt Hs.] [2] [Hier folgen in der Hs. zwei leere Seiten]

xima cognatio cum oratoribus, quam sint inter sese Ennius, Pacuvius, Acciusque dissimiles: quam apud Graecos, Aeschylus, Sophocles, Euripides, quamquam omnibus par paene laus in dissimili scribendi genere tribuatur.

Im Cato major oder vom Alter, wo er zeiget, daß es nicht sowohl ein Unglück, als ein Glück sey, daß das Alter frey von Wollusten ist, sagt er: Bene Sophocles, cum ex eo quidam jam affecto aetate, quaereret, utereturne rebus venereis: Dii meliora, inquit, libenter vero istinc, tanquam a domino agresti, ac furioso profugi.

Tertullianus.

In seinem Buche de Anima, in dem Kapitel de Somniis quomodo ea patiatur anima et unde eveniant; wo er von Träumen redet, welche eingetroffen.

„Coronam auream cum ex arce Athenae perdidissent, Sophocles Tragicus somniando redinvenit."

Von Polo, welcher in der Electra des Sophokles agirte. Gellius lib. VII. cap. 5.

Daß Sophokles den ganzen Inhalt seines Oedipi Colonei erdichtet; sagt unter andern Pausanias (in Atticis edit. Kuhnii p. 69.) wo er von dem Denkmale des Oedipus unter dem Areopagus redet: *Πολυπραγμονων δε, ἑυρισκον τα ὀςα ἐκ Θηβων κομισθεντα· τα γαρ ἐς τον Θανατον Σοφοκλει πεποιημενα τον Οἰδιποδος, Ὁμηρος ὀυκ ἐια μοι δοξαι πιςα, ὁς ἐφη Μηκιςεα, τελευτησαντος Οἰδιποδος, ἐπιταφιον ἐλθοντα ἐς Θηβας ἀγωνισασθαι:* de quo quum sedulo quaererem, ejus ossa Thebis eo deportata comperi. quae enim de Oedipi morte Sophocles finxit, Homerus* facit, quo minus vera fuisse credam, ab eo enim traditum scimus, Mecisteum Thebas profectum, iis ludis qui ad Oedipi tumulum facti sunt, decertasse.

* Homerus Iliade.

Die andere Stelle des Pausanias vom Sophokles ist in dem nehmlichen Buche p. 48. Pausanias redet von dem Theater zu Athen. Er sagt daß verschiedner schlechter besonders komischer Poeten ihre Bildsäulen daselbst aufgestellet wären und fährt fort: *Τραγῳδιας δε κεινται των φανερων 'Ευριπιδης και Σοφοκλης. Λεγεται δε Σοφοκλεους τε-*

λευτησαντος, ἐσβαλειν ἐς την Ἀττικην Λακεδαιμονιους, και σφων τον ἡγουμενον ἰδειν ἐπιςαντα δι Διονυσον, κελευειν τιμαις, ὁσαι καθεςηκασιν ἐπι τοις τεθνεωσι, την Σειρηνα την Νεαν τιμαν. και δι το ὀναρ Σοφοκλεα και την Σοφοκλεους ποιησιν ἐφαινετο ἐχειν. (Kuhnius sagt man müste *ἐς Σοφοκλεα ἐχειν* lesen. Und denn heißt es soviel als *ἐχειν τινος*, pertinere. Es scheine auf den Sophokles und seine Gedichte zu gehen.) *Ἐιωθασι δε και νυν ἐτι ποιηματων και λογων το ἐπαγωγον Σειρηνι εἰκαζειν.* Ex Tragicis vero nobiles positi sunt, Euripides et Sophocles. Fama est sub idem tempus,[1] in Atticam irrupisse Lacedaemonios: eorumque ducem sibi visum Liberum patrem videre, mandantem ut novam Sirenem omnibus, qui mortuis haberi consueverunt, honoribus prosequerentur.[2] Id vero in quiete visum, Sophoclem et ejus habuit poesin. Obtinuit certe consuetudo ut nunc etiam poemata et orationum quodvis genus, in quo insit suaviloquentia, cum Sirenis cantu conferatur.

Gleich darauf erzehlt er, daß Aeschylus von sich selbst schreibe, Bachus sey ihm in seiner Jugend, als er der Trauben gehütet *(φυλασσων ςαφυλας)* erschienen, und habe ihm befohlen, Tragödien zu schreiben.

Zeugniße des Cicero.

In seinem Orator gleich zu Anfange, setzt er ihn zu den Dichtern der ersten Classe: Nam in poetis, non Homero soli locus est (ut de Graecis loquar) aut Archilocho, aut Sophocli, aut Pindaro, sed horum vel secundis, vel etiam infra secundos.

de Divinatione lib. I. wo er von dem wahrsagen der Träume redet, welche auch Philosophen gehabt haben: Adjungamus philosophis doctissimum hominem, poetam quidem divinum, Sophoclem: qui cum ex aede Herculis patera aurea gravis surrepta esset, in somnis vidit ipsum Deum dicentem, qui id fecisset. Quod semel ille iterumque neglexit: ubi idem saepius, ascendit in Areopagum: detulit rem. Areopagitae comprehendi jubent eum, qui a Sophocle erat nominatus. Is, quaestione adhibita, confessus est, pateramque retulit. Quo facto fanum illud Indicis Herculis nominatum est.

---

[1] tempus, quo supremum diem clauserit Sophocles, [Pausanias] [2] prosequeretur. [Pausanias]

Zu Anfange des fünften Buches de finibus, ist ein Zeugniß für den Geburtsort des Sophokles. Die unterredenden Personen gehn in der Akademie spatziren und erinnern sich der berühmten Männer, die daselbst gelehrt haben: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane Piso, ut dicis, inquit: nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Coloneus ille locus, cujus incola Sophocles ob oculos versabatur: quem scis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, et illo mollissimo carmine, quaenam essent ipsa haec loca, requirentis, species quaedam commovit, inanis scilicet, sed commovit tamen.

In seinem Cato Major, oder vom Alter, wo er untersucht ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus, modo permaneat studium et industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragoedias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet: sic illum, quasi desipientem, a re familiari removerent judices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat, et proxime scripserat, Oedipum Coloneum recitasse judicibus, quaesisseque, num illud carmen desipientis videretur: quo recitato sententiis judicum est liberatus.

Die lange Stelle, welche Cicero aus den Trachiniis übersetzt hat, stehet lib. II. Tusculanarum Quaestionum.

Ajax.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Minerva. Wie ich dich schon oft, Sohn des Laertes, dem Feinde den Vortheil abzujagen schlau bemüht erblicket: so erblicke ich dich auch itzt, hier unter den Schifszelten des Ajax, am äußersten ihm anvertrauten Ende des Lagers. Du spähest, und spürest, und zählest, und mißest alle seine frischen Tritte, um zu wißen, ob er drinnen oder nicht drinnen ist. Wie wohl leitet dich gleichsam der untrügliche Geruch des lakonischen Windspiels! Er ist wieder drinnen, der Mann! Schweiß

rinnt ihm von dem Antlitze und Blut von den mördrischen Händen. Was siehest du noch so scharf nach dieser Thüre? Du darfst mir nur sagen, warum du dir diese Mühe giebst, und du kannst von mir alles erfahren.

Ulysses. O Stimme Minervens, mir wertheste unter den Göttern! Denn nur allzuwohl, ob du gleich unsichtbar bist, kenne ich deine Stimme, und mein Geist ist bekannter mit ihr, als mit dem ehernen Klange der Tyrrhenischen Trommete! Wie solltest du es nicht wißen, daß ich dieses feindseligen Mannes, des Ajax wegen, mich hier herumtreibe? Ihm, und keinem andern, suche ich auf die Spur zu kommen. Er hat uns diese Nacht eine That verübet, deren sich kein Mensch vermuthet hätte; wenn er sie anders verübet hat. Denn noch wißen wir nichts gewißes; wir vermuthen es nur; und freywillig habe ich mich selbst der weitern Nachforschung unterzogen. Es findet sich alle unser Beuteviech schändlich zugerichtet, und mit samt den Hütern erwürget. Jederman glaubt ihm die Schuld beymessen zu dürfen; und eine Wache hat ausgesagt, sie habe ihn ganz allein mit bluttrieffendem Schwerde über das Feld lauffen sehen. [*πηδάω* salio. *πέδον, τὸ.* terra solum, daher *τὸ πεδίον* planities.][1] Sogleich machte ich mich auf; [*ἀΐσσω* erumpo. prosilio.][1] und die Fußtapfen, die ich hier erblicke, bestärken mich zum Theil, zum Theil verwirren sie mich; ich kan nicht begreiffen, weßen Fußtapfen es sind*. Aber du kömmst! [*ἐφήκω* advenio. von *ἥκω* venio.][1] Und wie erwünscht! Deiner leitenden Hand, der ich mich immer überließ, überlaß ich mich noch.

Minerva. Das weis ich, Ulysses. Ich hielt dein Spähen genehm, und ging dir sogleich entgegen.

Ulysses. Gütigste Göttin! So ist sie nicht vergebens, meine Mühe?

Minerva. Er ist der Thäter! Er ist es!

Ulysses. Und was hat ihn zu so etwas Widersinnigen vermögen können?

Minerva. Der wüthende Zorn über die ihm abgesprochenen Waffen des Achilles.

* *δια την μανιαν,* sagt der Scholiaste sehr wohl, *δυσιχνευτος και ἐπιτεταραγμενη ἡ βασις γεγονε του Αιαντος.* Der Gang eines Rasenden ist so verwirrt, daß man aus seinen Tritten nicht klug werden kan. [*ταραττω.* commoveo. turbo. *ἐπιταραττω* perturbo.][1]

[1] [Die in eckige Klammern eingeschlossenen Worte stehen auf dem Rande der Hs.]

Ulysses. Aber die Heerde, warum fiel er über die her?

Minerva. Er glaubte seine Hände mit eurem Blut zu färben.

Ulysses. Und also galt es den Griechen?

Minerva. Sie würden es auch empfunden haben, wenn ich nicht gewesen wäre.

Ulysses. Welche Verwegenheit! Welche Tollkühnheit!

Minerva. Es war Nacht; er war allein und ging als ein Meuchelmörder auf euch los.

Ulysses. Wie weit, wie nahe kam er denn seinem Ziele? [*ἱκνέομαι*, venio. *ἀφικνέομαι* pervenio.][1]

Minerva. Schon nahte er sich den Zelten beider Feldherren.

Ulysses. Und was hielt da seine** rasende Faust?

Minerva. Ich! Ich störte ihm diese grausame Freude. Mit täuschenden Bildern füllte ich sein Auge, und wandte ihn gegen die vermischten Heerden, gegen die Hüter des sämmtlichen Beuteviehs. Welch ein Metzeln! Alles hieb er um sich in Stücken. Bald glaubte er, beide Atriden mit eigner Hand zu morden; bald gegen einen andern Heerführer zu wüthen. Denn ich reitzte den Wahnwitzigen, und ließ die grausamste der Erynnen gegen den Tobenden los. [*ἀνήκεςος, ὁ ἡ* insanabilis von *ἀκέομαι* sano. *ἄδαςος*. non divisus von *δαίω* divido. epulam praebeo. *δαιος* per epulas.[?] *ἀμέριςος* quod in partes secari non potest. *διαιρέω* divido von *ἀιρέω*. capio. *ἀδιαίρετος*, individuus. *ὀτρύνω*. incito. instigo.][1]

** Oder wie andre lesen, „seine dürstende Faust."

K.[2] In der Nausikaa.

Die Insel der Phäacier, wo der Vater der Nausikaa König war, hieß Scheria (Homer. Odyss. *ε'*. v. 34.) und soll das heutige Corfu seyn.

Auf Antrieb der Minerva begab sich Nausikaa mit ihren Dienerinnen[3] an das Ufer des Meeres, ihre Kleider zu waschen. Als das geschehen, trocknete sie dieselben auf dem Ufer; unterdeßen badeten, salbten sie sich, und hielten Mahlzeit v. 99.

[1] [Die in eckige Klammern eingeschlossenen Worte stehen auf dem Rande der Hs.] [2] [Die folgenden Bemerkungen zum „Sophokles" sind auf Einzelblätter geschrieben. Den Beginn eines neuen Blattes deute ich im Folgenden stets durch einen Strich an.] [3] Dienerin [verschrieben Hs.]

Αυταρ ἐπει σιτου ταρφθεν δμωαι τε και ἀυτη,
caeterum *ὁ σιτος* frumentum, cibus *δμωη* serva, v. *δαμαω*, domo.
Σφαιρῃ ται τ' ἀρ' ἐπαιζον, ἀπο κρηδεμνα βαλουσαι.
capitis ligamentum; vitta.
Τῃσι[1] *δε Ναυσικαα λευκωλενος ἠρχετο μολπης.*
pulchra ulnos cantus giebt der Übersetzer das letzte Wort, allein *μολπη* von *μελπω* canto, heißt eben sowohl auch saltatio ad cantum als cantus.

Und v. 115

Σφαιραν ἐπειτ' ἐῤῥιψε μετ' ἀμφιπολον βασιλεια·
ῥιπτω proiicio *πολεω* verso
Αμφιπολου μεν ἀμαρτε, βαθειῃ δ' ἐμπεσε δινῃ
(vortex, gurges)

Darüber fangen die Mägde an zu schreyen, und Ulysses erwacht. Nach einer kurzen Überlegung springt er auf dem Geschrey nachzugehen.

—— *θαμνων ὑπεδυσσετο διος Οδυσσευς*
Gebüsche, *ὁ, ος*. arbustum *δυω* und *δυνω*, subeo, ingredior. *ὑποδυω, ομαι* subingredior
Εκ πυκινης δ' ὑλης πτορθον κλασε χειρι παχειῃ
so viel als *πυκνη* materia, frutices *κλαω* frango *παχὺς* spissus, pinguis
Φυλλων, ὡς ῥυσαιτο[2] *περι χροϊ μηδεα φωτος*
ῥυω traho, custodio *το μηδος*, cura, *τα μηδεα, τα ἀιδοια.*
Βῆ δ' ἰμεν, ὡςε λεων ὀρεσιτροφος, ἀλκι πεποιθως
pro *ἐβη* pro *ἰεναι*. ire.[3] confisus
Ὁς' ἐισ' ὑομενος και ἀημενος, ἐν δε δι ὀσσε
ὑω pluo intus ei oculi
Δαιεται· ἀυταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἠ ὀϊεσσιν
δαιω comburo is ovibus
Ἠε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἑ γαςηρ,
aut agrestiores cervos eum
Μηλων πειρησοντα και ἐς πυκινον δομον ἐλθειν.
το μηλον ovis tentantem

Die Mägde erschrecken alle über ihn, und laufen davon. Die einzige Nausikaa bleibt stehen, und er redet sie von weiten an.

Suidas sagt unter Nausikaa, daß ihr Name sich zu ihrem Volke

[1] [Dieser Vers mit den dazu gehörigen Erklärungen ist in der Hs. erst nachträglich beigefügt]
[2] *ῥυσαιτω* [verschrieben Hs.] [3] [Hier folgt ein unleserliches Wort]

und Lande sehr wohl geschickt; indem die Phäacier *ναυτικωτατοι ὀντες ἐπεκαιον* (*καιω* uro, *ἐπικαιω* aduro) *ταις ναυσι πισσαν* (pix) *προς ἀσφαλειαν*. (securitatem. *σφαλλω*, *σφαλμα*)

Unter *Σφαιρα* merkt er an, *ὁτι την της σφαιρας ἑυρεσιν Αναγαλλις ἡ Κερκυραια* (Corcyraea) *γραμματικη, Ναυσικαᾳ τῃ Αλκινοου θυγατρι ἀνατιθησι.*

Athenäus lib. I. p. 14 hat noch den Zusatz, den Suidas unter Anagallis[1] auch selbst hat,[2] Anagallis habe es gethan, *ὡς πολιτιδι χαριζομενῃ*; civi suae gratificari cupiens. Denn wie der homerische Scholiast sagt *Σχερια*[3] *ἐκαλειτο ἡ νησος των Φαιακων, το δε μετα ταυτα ἐκληθη Κερκυρα* (Corcyra).

Ich sage im Tanze; und es war eigentlich das Ballspiel. Aber die Sphäristik war ein Theil der Orchestik, als welche alle körperliche Übungen unter sich begriff, wo die Bewegungen nach einer gewißen Eurythmie, nach dem Takte, geschehen mußten. Die Phäacier überhaupt, waren in dem Ballspiele sehr geschickt. Od. *Θ* 370.

[Denn an sie (Nausikaa) sollte sich Ulysses][4] zu erst wenden; sie sollte ihm den Weg zur[5] Gunst ihres Vaters bahnen. Sie kommen also, waschen ihr Geräth und trocknen es auf dem Ufer; und indem es trocknet, baden und salben sie sich, und lagern sich zu eßen, und stehen auf zu spielen. Und was spielten[6] sie?

> *Σφαιρῃ ται τ' ἀρ' ἐπαιζον, ἀπο κρηδεμνα βαλουσαι,*
> *Τῃσι δε Ναυσικαα λευκωλενος ἠρχετο μολπης*(ff).

(ff)[7] Die Frau Dacier übersetzt diese Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles et commencent à jouer toutes ensemble à la paume. Nausicaa se met ensuite à chanter. Sie höret also die Nausikaa singen, wo ich sie nur tanzen sehe. Sie hat aus der Acht gelaßen, daß *μολπη* nicht bloß cantus, sondern eben so oft tripudium, saltatio heißt; wegen des beiden gemeinschaftlichen Takts. *Ηρχετο μολπης* heißt daher hier weiter nichts, als sie fing das Spiel an. Ich finde daß Burette, in seiner Abhandlung von der Sphäristik der Alten, (Memoires de Litterature des Inscriptions et b. l. T. I.

---

[1] Agallis [verschrieben Hs.; nicht Suidas, sondern Athenäus schreibt den Namen so] [2] den Suidas . . . selbst hat. [nachträglich in der Hs. hinzugefügt] [3] *Εχερια* [verschrieben Hs.] [4] [Der folgende Schluß des Abschnittes K ist in zwei Handschriften erhalten, einem nur halb beschriebenen Doppelblatt und einem etwas späteren Einzelblatt, das dem folgenden Abdruck zu Grunde liegt, wie es auch Lessing selbst bei dem von ihm zum Druck beförderten Sätzen als Vorlage benützte. Die in eckige Klammern eingeschlossenen Anfangsworte fehlen in beiden Handschriften.] [5] zu der [Doppelblatt] [6] spielen [Doppelblatt] [7] [Diese Anmerkung fehlt im Doppelblatt

Sie schlagen Ball, und Nausikaa selbst macht den Anfang. Nun will Minerva, daß Ulysses erwache. Die Prinzessin wirft; der Ball nimt einen falschen Flug; er fällt in einen tiefen Graben;[1] die Mägde schreyen; und Ulysses erwacht. Er entschließt sich kurz, auf das Geschrey zu zu gehen.[2] Aber er ist nacket, splitternacket; und es war ein weibliches Geschrey! Was thut der Mann, dem nie in der Noth ein weiser Rath gebrach?

Εκ πυκνης[3] δ' ὑλης πτορθον κλασε χειρι παχειη
Φυλλων, ὡς ῥυσαιτο περι χροϊ μηδεα φωτος.
Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων ὀρεσιτροφος, ἀλκι πεποιθως,
Ος' ἐισ' ὑομενος και ἀημενος, ἐν δε δι ὀσσε
Δαιεται· ἀυταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἠ ὀϊεσσιν
Ηε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἑ γαςηρ,
Μηλων πειρησοντα και ἐς πυκινον δομον ἐλθειν.

Welch ein Gemählde! Welch eine Vergleichung(gg)! So kömmt der nackte, fürchterliche Mann auf sie zu.[4] Die Mädchen schreyen und fliehen. Die einzige Nausikaa bleibt stehen und erwartet ihn. u. s. w. — Aber was sind das für Auftritte für ein Trauerspiel? „Sophokles, sagt „die Fr. Dacier, hatte aus diesem homerischen Stoffe eine Tragödie „gemacht.[5] Ich wünschte, daß uns die Zeit dieses Stück aufbehalten „hätte, damit wir sehen könnten, wie weit es die Kunst mit einem solchen „Stoffe bringen kann."(hh) Ich wünschte es gleichfalls. Aber würde

p. 155) den nehmlichen Fehler macht. Denn er übersetzt: pendant que la Princesse de son coté les animoit par son chant.

(gg) vid. NB.[6]

(hh)[6] In den Anmerkungen zu ihrer Uebersetzung: Sophocle avoit fait une Tragedie sur ce sujet d'Homere, qu' il appelloit *Πλυντριας*, et on il representoit Nausicaa a ce jeu. Cette piece reussit fort. Je voudrois bien que le tems nous l'eut conservée, afin que nous vissions ce que l'art pouvoit tirer d'un tel sujet. Die *Πλυντριαι*, oder Wäscherinnen des Sophokles, werden von dem Pollux angeführt; und es ist allerdings aus diesem Titel zu schließen, daß der Inhalt die Geschichte der Nausikaa gewesen, und es vielleicht Nausikaa oder die Wäscherinnen geheißen habe, dergleichen doppelte Titel bey den Alten nichts seltenes sind. Dem ohngeachtet würde die Fr. Dacier beßer gethan haben, es hier unter seinem gewöhnlichen Titel, Nausikaa, anzu-

[1] in eine tiefe Grube [Doppelblatt] [2] kurz, und gehet auf das Geschrey zu. [Doppelblatt] [3] *πυκινης* [Doppelblatt] [4] [Auf dem Rande des Doppelblattes ist hier von Lessing mit Rotstift bemerkt:] so weit das Gedruckte. [5] gemacht, die sehr wohl aufgenommen ward. [Doppelblatt] [6] [Diese Anmerkung fehlt im Doppelblatt]

es wohl auch eine wirkliche Tragödie seyn? Ich glaube schwerlich; sondern es würde, allem Ansehen nach, ein satyrisches Drama seyn. Ich kann zwar nicht sagen, daß es als ein solches von den alten Schriftstellern, die seiner gedenken, angeführt werde; aber der komisch-tragische Inhalt ist allzusehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß es auch die Muthmaßung des Casaubonus gewesen sey (ii). Die Odyssee war überhaupt eine reiche Vorrathskammer für die satyrischen Schauspiele. Das einzige Stück, welches uns von dieser Gattung übrig geblieben ist, des Euripides Cyklops, ist, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnet. Der Charakter des Ulysses selbst machte ihn zu einer satyrischen Person sehr bequem. Ich setze das Wesen dieses Drama als bekannt voraus,[1] von welchem wohl zu wünschen wäre, daß es ein Genie auch unter[2] uns wiederherstellen wolle. Die Tragikomödie war in dieser Absicht ein sehr mißlungner Versuch.

führen. Woher sie übrigens den Umstand hat, daß es viel Beyfall gefunden, kann ich nicht sagen. Ich fürchte, es ist ein bloßer Zusatz ihrer gütigen Vermuthung; den ich unterdeß eben so wenig zu bestreiten, als zu bestätigen Lust habe.

(ii) Fabricius: (Bibl. Graec. T. I. p. 629)[3] *Ναυσικαα* — — tota fuit Homerica et satyricis dramatibus annumeranda judice Casaubono. Ohne Zweifel in den Anmerkungen über den Athenäus;[4] denn in seinem Buche De Poesi Satyrica erwähnt er der Nausikaa unter den satyrischen Stücken des Sophokles nicht.

NB.[5]

(gg). Man erlaube mir über dieses Gleichniß, das ich für eines der schönsten im Homer halte, eine kleine Ausschweifung. Es hat seine Tadler gefunden; aber seine Vertheidiger scheinen mir den rechten Punkt nicht getroffen zu haben. Man lese nur, was Clarke in seiner Ausgabe darüber anmerkt. „Fuerunt qui Ulyssem hoc loco, viribus defectum, procellaque pene enecatum, leoni fero parum apte comparari crediderint. Eustathius vim similitudinis in eo consistere existimat, quod Ulysses puellis Nausicaae comitibus, haud minus

[1] Ich setze voraus, daß meinen Lesern das Wesen dieses Drama bekannt ist, [Doppelblatt] [2] unter [scheint im Einzelblatt ausgestrichen zu sein] [3] p. 360) [Einzelblatt] (Fabricius ... p. 629) [fehlt im Doppelblatt] [4] Casaubono, sagt Fabricius in seinem Verzeichniße der verlohrnen Stücke des Sophokles. Es muß sich dieses auf eine Stelle des Casaubonus in seinen Anmerkungen über den Athenäus; [Doppelblatt; das Zeitwort „beziehen" fehlt] [5] [Das Zeichen NB verweist auf das unmittelbar vorausgehende Blatt, vgl. oben S. 270, Z. 25]

quam leo, terribilis apparuerit. *Οτι τον Οδυσσεα γυμνον όντα και δυσπροσιτον δια τουτο φανηναι μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, ἐιπων „Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων* etc.“ *Ειτα δεικνυς ὡς όν προς την 'Οδυσσεως ἀνδριαν ἡ παραβολη, ἀλλα προς την*[1] *ἐκπληξιν, ἡν ἐξ ἀυτου ἁι γυναικες ἐπαθον, ἐπαγει* (ver. 137.) „*Σμερδαλεος δ' ἀυτῃσι φανη* etc.“ Dna. Dacier leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum strepitu, hominibusne mitibus an crudelibus occursurus esset ignarus, ex arbusto nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius consistere videtur comparationis vis, tum quod Ulysses mari humidus, totusque spuma foedatus, leoni agresti procellisque afflicto „*Ὁς' ἐισ' ὑομενος και ἀημενος,*“ similis dicatur; tum quod necessitate coactus (v. 136) ex arbusto puellis timidis sese nec opinato ostenderit, ipsisque (uti observat Eustathius) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus, incusserit.“ Recht gut; alle die verschiednen Aehnlichkeiten, die Eustathius, Dacier, Clarke angeben, sind augenscheinlich: wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tadler zwischen einem abgematteten, wehr und waffenlosen Manne, und einem Löwen finden, der sich auf seine Stärke verläßt, *ἀλκι πεποιθως*? Es ist wahr, Homer verliebt sich oft ein wenig in seine Gleichniße, und mahlt sie nicht selten mit Zügen aus, die sich auf das Verglichene nicht anwenden laßen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kann das aber der Fall hier seyn? Mit nichten; denn wahre Unähnlichkeiten müßen dergleichen beyläuffige Züge nie erwecken. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des Themistius, der auch diesem Tertio der Vergleichung eine ganz vortreffliche Wendung zu geben gewußt hat. Er sagt nehmlich: allerdings ist der abgemattete, wehr und waffenlose Ulysses, auch itzt noch ein Mann, der sich auf seine Stärke verläßt; nur ist die Stärke eines Ulysses nicht die körperliche Stärke eines Achilles, sondern beruhet in seiner Klugheit, in seiner Beredsamkeit; diese hatte er in keinem Schiffbruche verlieren können; und auf diese verlies er sich. *Η δε ἀλκη ἡν ἀρα ὁ λογος, ὁν ἀφελεσθαι μονον το δαιμονιον ὀυκ ἐξισχυσε· καιτοι τα χρηματα γε ἀφελομενον, και τας ναυς, και τους στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα*

[1] *την* [fehlt Hs.]

το τελευταιον· ἐν δις ὀυκ ἠν ἡ δυναμις ἡ Οδυσσεως· τῃ γουν ἀλκῃ ἐπεποιθει, και ἐκεινων ἀπολωλοτων. Es stehet diese Stelle zu Ende seines *προτρεπτικου ἐις Φιλοσοφιαν*, (Edit. Hardu. p. 309) und verdienet bey diesem Orte des Homers vor allen andern angezogen zu werden.

L. Er machte in seiner Kunst versch. Neuerungen, deren zum Theil Aristoteles gedenkt.) *πολλα ἐκαινουργησεν ἐν τοις ἀγωσι.* Es ist hier nicht von den Verbeßerungen die Rede, durch die Soph. die Tragödie selbst ihrem Wesen und ihrer Vollkommenheit näher brachte, sondern blos von den Neuerungen und Zusätzen, die er in der Kunst sie aufzuführen machte. Und die Geschichte dieser Kunst faßt Aristoteles, in dem 4 Kapit. s. Dichtkunst, folgender Maßen kürzlich zu sammen. *Και πολλας μεταβολας μεταβαλουσα ἡ τραγῳδια ἐπαυσατο, ἐπει ἐσχε την ἑαυτης φυσιν. και τοτε των ὑποκριτων πληθος ἐξ ἑνος ἐις δυο πρωτος Αισχυλος ἠγαγε, και τα του χορου ἠλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιςην παρεσκευασε· τρεις δε και σκηνογραφιαν Σοφοκλης.* Den besten Commentar über diese Worte des Aristoteles giebt eine Stelle des Diogenes Laertius, wo er die Geschichte der Weltweisheit mit der Geschichte der Tragödie vergleicht: *ὡσπερ δε το παλαιον ἐν τῃ τραγῳδιᾳ προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὑςερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Αισχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν· ὀυτως και της φιλοσοφιας κ. τ. λ.* Der Verstand von beiden Stellen ist dieser: Anfangs war die Tragödie nichts als der Gesang verschiedner Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher diese Lieder sang, manchmal ruhen und Athem schöpfen könnte, fiel Thespis darauf eine interessante Begebenheit dazwischen von einem aus der Bande erzehlen oder vorstellen zu laßen. Aeschylus verwandelte diese Erzehlung und Vorstellung die von einer einzigen Person geschah, in ein ordentliches Gespräch, indem er eine zweyte Person hinzufügte, unter die sich nunmehr die Geschichte vertheilte, obgleich nothwendig die eine mehr Antheil an der Handlung haben muste, als die andre. Der Schauspieler, welcher die Rolle der Hauptperson spielte, hieß *Πρωταγωνιςης*; so wie der andre *δευτεραγωνιςης*. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht

mehr als zwey Personen haben konnte; denn der Deuteragoniste konnte derselben gar wohl mehr als eine vorstellen, wenn sie nur nicht mit einander erscheinen mußten. Aber mit einander zusammen sprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwey. Endlich fand Sophokles, daß auch dieses noch zu einförmig war; Er fügte also die dritte Person hinzu, welche *Τριταγωνιςης* hieß.

Dieser *Τριταγ.* ist also die erste Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Aristoteles zugeschrieben wird. Es äußern sich hier verschiedene Schwierigkeiten und Widersprüche. Wir wollen zu erst den Barnesius (im Leben des Euripides vor s. Ausgabe p. XXXVI.) hören: Nam licet Aeschylus in principio Promethei sui Robur et Vim et Prometheum et Vulcanum simul inducat, non ibi nisi duo tantum Personae loquuntur, hoc est Robur et Vulcanus, nec enim Prometheus loqui prius incipit, quam caeteri illi, opere absoluto, abierint, et priori scenae finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von drey Personen bey dem Aeschylus gäbe als diesen. Allein, man höre den Dacier (in seiner Anmerkung über das 4. Kap. der Arist. Dichtk.) welcher ohne Zweifel den Aeschylus beßer gelesen hatte.

Ce qu' Aristote dit icy, que Sophocle etc.[1]

Das läßt sich hören. (s. die Anmerkung, worauf sich diese Berechnung gründet.) Dem ohngeachtet wollte ich lieber seinen ersten Grund annehmen, nehmlich, daß Sophokles deswegen der Erfinder des dritten Schauspielers genannt werde, weil er sich deßen in allen Stücken bedienet, was bey dem Aeschylus nur ein seltener Fall war.

Denn es muß schon bey den Alten selbst streitig gewesen seyn, ob man diese Erfindung dem Aeschylus oder Sophokles zuschreiben solle. Ein altes Leben des erstern, welches Robortellus seiner Ausgabe vorgesetzt hat, sagt ausdrücklich: *τον τριτον ὑποκρ.* rc. Ja noch mehr, Aristoteles selbst, muß sich an einer andern Stelle für den Aeschylus hierinn erklärt haben, welches aus der Stelle des Themistius[2] zu ersehen ist.

Ja er hat schon einen Begrif von einem dritten Schauspieler gehabt, siehe die Stelle des Pollux p. 414.

[1] [Das weitere Citat (vgl. oben Bd. VIII, S. 352 f.) fehlt in der Hs.; doch ist etwas Raum frei gelassen, um es nachzuholen] [2] [Von fremder Hand ist hiezu unter dem Texte beigefügt:] * S. Beil. †† [Dieses letzte Zeichen ist denn auch den Worten des folgenden Einzelblattes vorgesetzt]

Themistius in seiner Rede *ὑπερ του λεγειν, ἡ πως τῳ φιλοσοφῳ λεκτεον.* Er will beweisen, daß nicht alle Neuerungen zu verwerffen sind, weil alle Künste und Wißenschaften nach und nach erfunden worden; und nimt unter andern auch ein Beyspiel von der Tragödie (Edit. Harduin. p. 316.)

Ἀλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμου της σκευης, και του χορου, και των ὑποκριτων, παρεληλυθεν ἐις το θεατρον· και ὁυ παρεχομεν[1] *Αριςοτελει ὁτι το μεν πρωτον ὁ χορος ἐισιων ᾐδεν ἐις τους θεους· Θεσπις δε προλογον τε και ῥησιν ἐξευρεν· Αισχυλος δε τριτον ὑποκριτην και ὀκριβαντας. τα δε πλειω τουτων Σοφοκλεος ἀπηλαυσαμεν και Ευριπιδου.*

Burette in s. Anmerkungen über den Plutarch von der Musik (Memoires[2] de Litt. de l'Acad. des Insc. et b. L. T. X. p. 222) redet von den Olympischen Spielen. Quant à ces jeux, ou l'on proposoit des prix de Poesie et de Musique, l'une n'allant guères sans l'autre; il y en avoit chez les Grecs un assez grand nombre. Premièrement, les quatre grands[3] jeux de la Grèce y estoient compris. Cléoméne, le Rhapsode, selon Athénée, chanta aux jeux Olympiques, le Poeme d'Empedocle, intitulé les Expiations, et le chanta par memoire. Neron y disputa le prix de Musique et de Poesie, et fut déclaré vainqueur, comme le témoignent Philostrate et Suetone, lequel s'en explique en ces termes: Olympiae quoque praeter consuetudinem Musicum Agona commisit. Cet Historien observa, comme l'on voit, que ce fut contre la coutume. Mais le passage d'Athénée fait foi que ce n'est pas la seule occasion, ou l'on y ait dérogé: outre que, suivant la remarque de Pausanias, il y avoit près d'Olympie un Gymnase appelé Lalichmion, ouvert a tous ceux qui vouloient s'exercer à l'envi dans les combats d'esprit ou littéraires de toute espece, et d'ou apparemment[4] ceux de la Poesie musicale n'estoient point exclus.

[1] *παρεχωμεν* [verschrieben Hs.] [2] Memoire [Hs.] [3] grand [Hs.] [4] apparement [verschrieben Hs.]

M.[1] Von den Tetralogien.

Daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien gestritten worden.

Sobald als man meine Meinung annimt, laßen sich viel Dinge vergleichen, die man sonst wohl unverglichen laßen muß. Z. E. Euripides soll nach dem Varro fünfmal, nach dem A. Gellius funfzmal[2] den Preis gewonnen haben. Da ist kein Widerspruch. Varro meint fünf Trilogien, und A. Gellius zehlt die Stücke dieser Trilogien. S. Bayle Euripides (1).

Der Scholiast über die Frösche des Aristoph. Z. 67. *Όυτω δε και ἁι Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Ευριπιδου, τον ὑιον ἀυτου δεδιδαχεναι ὁμωνυμως ἐν ἀςει Ιφιγενειαν την ἐν Αυλιδι, Αλκμαιωνα, Βακχας.* Das war ohne Zweifel eine Trilogie, oder vielmehr eine Tetralogie, und das Satyrische Stück ist nur hier weggelaßen.

Philokles, von welchem Suidas sagt, daß er nach dem Euripides* gelebt habe, von diesem citirt der Scholiast des Aristophanes eine Tetralogie *ἐν τῃ Πανδιονιδι τῃ τετραλογιᾳ.*

* *τοις χρονοις μετα Ευριπιδην.* Wie stimmt aber dieses damit ein, was Aristides sagt, daß er den Preis gegen den Sophokles gewonnen. Nachzusehen.

Ferner die Tetralogien des Xenokles und Euripides Aelianus lib. II. 8.

Die Tetralogien des Plato. Aelianus lib. II. 30.

Nun die Tetralogien, die wider meine Meinung sind.

1. Die Tetralogia Orestia. deren Aristophanes Frösche 1155 gedenkt. Allein der Anonymus in der Descript. Olymp. sagt daß diese Tetralogie in dem 2ten Jahre der 80 Olympias den ersten Preis erhalten. Damals aber war Aeschylus schon tod und es war eines von den Stücken, die nach seinem Tode auf das Theater gebracht werden durften. Der Scholiast sagt von dem Agamemnon, welches das erste Stück in dieser Tetralogie ist das nehmliche. Aber wie kann Fabricius sagen: atque inde Scaliger in Descriptione graeca Olymp. Hat denn Scaliger diese Description gemacht?

Diese Tetralogie ist mir also nicht zu wieder wohl aber die zweyte.

[1] [In der Hs. aus L verbessert] [2] [so abgekürzt für] funfzehnmal

2. Von welcher der Anonymus unter der 76 Olymp. 4. sagt: *Αισχυλος τραγῳδος ἐνικα Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποτνιει,*[1] *Προμηθει.*

O.

Von Anäa, wider welche der Kriegszug gewesen.

Α ν α ι α — ἐςι δε Καριας, ἀντικρυ Σαμου. κεκληται ἀπο Αναιας Ἀμαζονος, ἐκει ταφεισης. — το ἐθνικον, Αναιος.

Abr. Berkelius: Nisi Stephani verba essent clariora quam Thucydidis, fluctuandum nobis foret, an Cariae an vero Samo haec civitas esset attribuenda: ejus verba libr. IV. ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: *Και ἐδοκει ἀυτοις δεινον ἐιναι, μη ὡσπερ τα ἐν Αναιᾳ ἐπι τῃ Σαμῳ γενηται, ἐνθα δι φευγοντες των Σαμιων καταςαντες.* Valla haec transtulit, quasi *'Αναια* in Samo esset sita, cum debuisset vertere: apud vel juxta Samum: nam sic Graeci dicunt *ἐπι τῳ ποταμῳ* et *ἐπι ταις θυραις.*

Σαμος, sagt Stephanus: *ἐπιφανης προς τῃ Καριᾳ νησος.*

Strabo, wo er in seinem 14ten Buche von der Insel Samos redet; p. 946 der Almelooveenschen Ausgabe:

Αθηναιοι δε προτερον μεν πεμψαντες ςρατηγον Περικλεα, και συν ἀυτῳ Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκιᾳ κακως διεθηκαν ἀπειθουντας τους Σαμιους (rebellantes Samios obsidione gravi adflixerunt.) *ὑςερον δε και κληρουχους ἐπεμψαν τρισχιλιους,*[2] *ἐξ ἑαυτων, ὡν ἡν και Νεοκλης ὁ Ἐπικουρου του φιλοσοφου πατηρ.*

vid. Diod. Siculum in actis anni tertii Olymp. 84. et Thucyd. lib. I. cap. 3.

Diod. lib. XVII.[3]

(P.)

Der Scholiast des Aristophanes *Ειρ.* 696.

Ὁτι ἐπι μισθῳ ἐγραψε τα μελη. και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος σμικρολογιαν ἐισενεγκειν ἐις τα ᾀσματα, και γραψαι ᾀσμα μισθου. τουτο δε και Πινδαρος φησιν ἀινιττομενος (ἀινισσομαι obscure significo von *ἀινος* apologus). Nun folgt die Stelle aus dem Pindarus Isth. *β.* zu Anfange, die aber zum Theile ganz anders

[1] *Ποτνει,* [Hs.] [2] *σισχιλιους,* [Hs.] [3] [Das Citat scheint unrichtig zu sein]

gelesen wird als beym Pindar. *Το μεν τοι περι των κιβωτων* (*κιβωτος, ἡ, ου.* arca, cista, die grüne[?] Kiepe) *του Σιμωνιδου λεγομενον* ꝛc.

Αλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο ἐπι φιλαργυριᾳ· και τον Σοφοκλεα δυν δια φιλαργυριαν ἐοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ. Λεγεται δε ὁτι ἐκ της ςρατηγιας της ἐν Σαμῳ ἠργυρισατο. χαριεντως (lepide, festive) *δε πανυ ἀυτῳ λογῳ διεσυρε* (*συρω* traho *διασυρω* lacero) *τους β' ἰαμβοποιους· και μεμνηται ὁτι σμικρολογοι· ὁθεν*[1] *ὁ Ξενοφανης κιμβικα ἀυτον προσαγορευει· μηποτε δε ἐδοκει*[2] *Σοφοκλης περι τους μισθους και τας νεμεσεις* (sollte es nicht vielmehr heißen *νεμησεις* von *νεμω* tribuo?) *ὀψε ποτε φιλοτιμοτερος γεγονεναι.*

Florens Christianus in s. Anmerkungen über diese Komödie: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratae rei familiaris. Tamen ferunt ex Praetura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum *κιμβικα*. Est enim *κιμβιξ ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα.* Origo *ἀπο των κιμβιων,* quae sunt *σφηκιαι*[3] vel *μελισσια* ab apibus, quas parcas recte Virgilius vocat. — Apud Athenaeum quoque Chamaeleon Simonidem vocavit *κιμβικα* et *ἀισχροκερδη*. Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poetam et Theatri Scenici principem ita perstringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in Nebulis. Sane temperare sibi debuit ab hac scabie, praesertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca Comoedia Satyra fuit tota, et quod diximus antea, *κακως λεγειν Ἀττικον ἐςι μελι.* Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider diese Stelle ist verschiednes zu erinnern. Erstlich in Nebulis. Das glaube ich nicht. Zweytens, waren es die Verse des Euripides, welche den gefangnen Atheniensern so gute Dienste leisteten.

[1] *ὀδεν* [verschrieben Hs.] [2] *ἐδοκε* [verschrieben Hs.] [3] *σφικιαι* [Hs.]

X. Daß allerdings Plato den Vers *Σοφοι τυραννοι* deswegen dem Euripides beygelegt, weil er geglaubt hat alle schöne Sprüchelchen müßten in ihm stehen, werde ich unten in KK wahrscheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes steht nicht allein beym Eusebius, sondern auch beym Clemens Alexandrinus *Λογῳ προτρεπτικῳ προς Ἑλληνας* p. m. 26. Allein etwas verändert:

Ἑις ταις ἀληθειαισιν ἑις ἐςιν Θεος
Ὁς ὀυρανον τ' ἐτευξε, και γαιαν μακρην,
Ποντου τε χαροπον ὀιδμα, κἀνεμων βιας·
Θνητοι δε, πουλυκερδιᾳ πλανωμενοι
Ἱδρυσαμεσθα πηματων παραψυχην
Θεων ἀγαλματ' ἐκ λιθινων ἠ ξυλων ἠ χαλκεων
Ἠ χρυσοτευκτων, ἠ ἐλεφαντινων τυπους·
Θυσιας τε τουτοις και κενας πανηγυρεις
Νεμοντες· ὀυτως ἐυσεβειν νομιζομεν.

Clemens sagt dazu: *ὀυτωσι μεν, ἠδη και παρακεκινδυνευμενως ἐπι της σκηνης, την ἀληθειαν τοις θεαταις παρεισηγαγεν.*

a Justino quoque citatur p. 19. sed verbis aliquantum variantibus. Syllburgus.

AA. Ich werffe von ohngefehr den zweyten Band von Zwingers Theatro Vitae humanae auf, und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbstmördern gewahr*; und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden. Ich erstaunte; denn ich hatte mir geschmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumstand von diesem Dichter seyn müste, dem ich nicht nachgespürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art seines Todes wird verschieden erzehlt; das ist wahr. Aber so, wer in der Welt hat sie jemals so erzehlt? Valerius Maximus, versichert Zwinger. Valerius Maximus? Und was sagt denn dieser? Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamen tragoediam dimisisset — Ganz recht, das sind des Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem dimisisset, wofür die neuern elenden Ausgaben dedisset lesen** — Aber weiter — ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis

* Vol. II. libr. 7 p. 459.

** die Minellische z. E.

gladium habuit — Gladium habuit? Nimmermehr; gaudium habuit heißt es bey dem Valerius. Er starb vor Freude, daß er endlich dennoch, obschon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen. Nun sehe man, was für Lügen aus einem Druckfehler entspringen können! Und aus einem gleichwohl so handgreifflichen! Doch muß ich auch dieses zu Zwingers Entschuldigung anführen, daß ihn dieser Druckfehler schwerlich so weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein andrer vorhergehender schon von dem Wege abgebracht hätte. Anstatt aliquando tamen una sententia victor, ließt er nehmlich aliquanto tamen ꝛc.; und hat allem Ansehen nach aliquanto zu victor gezogen, als wenn sich Sophokles darüber gekränkt hätte, da er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nehmlich nur durch den Beyfall einer einzigen Stimme, gewesen wäre. — — Sollte übrigens hier nicht anstatt aliquando tamen lieber zu lesen seyn, aliquando tandem?

FF. Von den Göttern vorzüglich geliebt.

In der Schutzrede des Apollonius an den Kayser Domitianus. Endlich kömmt der Philosoph auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke seiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Ephesus von der Pest befreyet habe. Er leugnet es nicht. Er sagt nur, daß Ephesus eine Stadt sey, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdienet habe. *Τις ἀν σοφος*, fährt er fort, *ἐκλιπειν σοι δοκει τον ὑπερ πολεως τοιαυτης ἀγωνα; ἐνθυμηθεις μεν Δημοκριτον ἐλευθερωσαντα λοιμου ποτε Ἀβδηριτας· ἐννοησας δε Σοφοκλεα τον Ἀθηναιον, ὁς λεγεται και ἀνεμους θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας. (θελγῶ* mulceo, *Θελγῖνες,* praestigiatores, venefici*)*

Sollte man nicht glauben, er habe Wunder gethan? Ich hätte des Appollonius Erklärung davon wißen mögen. Denn so gut er es natürlicher Weise zu erklären gewußt hat, wie er die Pest zu Ephesus vorher wißen können, ohne ein *γοης, ητος* incantator, zu seyn, eben so würde er auch vielleicht die Besänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunststück, das Apollonius gehabt hat, die Pest vorher zu empfinden, verloren gegangen ist.

Sophokles (Philostr. de Vita Apollonii lib. VIII. c. 7. § 8.)

gehört nach dem Apollonius mit unter die Philosophen, Wunderthäter, weil er die stürmenden Winde zu besänftigen gewust: *ὅς λεγεται και ἀνεμους θελξαι, της ὡρας ὑπερπνευσαντας*[1] qui ultra tempus conveniens saeviebant, oder wie Olearius will gelesen wissen[2] *της χωρας*, illa regione saevientes.

Wer sollte solche Wunder einem Dichter zutrauen? Ich kann das Räthsel lösen. Man erinnere sich nehmlich, daß Sophokles Päane verfertigt, und erinnere sich nur, wie dieses die Gesänge, einer dieser vier Gesänge, wovon Eustathius in libr. *α* Iliad. v. 473 sagt *ἐςι δε Παιων*[3] *ὑμνος τις ἐις Απολλωνα, ὁν μονον ἐπι παυσει λοιμου, ὡς ἀρτι, ᾀδομενος, ἀλλα και ἐπι παυσει πολεμου ὡς ἐν τοις ὑςερον φανησεται παρ' ἀυτῳ τῳ ποιητῃ, πολλακις δε και προσδοκωμενου τινος δεινου ᾀδομενος.* Est autem Paeeon hymnus quidam in laudem Apollinis qui non solum sedandae pestilentiae causa, vt nunc, caneretur; verum etiam ad restinguendum bellum, vt infra apud ipsum Poetam videbitur, saepe etiam imminente aliquo malo caneretur.

Da also der Päan bey allem einbrechenden gemeinen Elende gesungen ward, was läßt sich leichter annehmen, als daß er bey dem damals wütenden[4] wird seyn gesungen worden; daß Sophokles diesen Päan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelassen, und man dem Dichter also diese schleinige Wirkung und Erhörung beygemessen.

JJ. Von seinen Söhnen.

1. Iophon. Siehe den Artikel des Suidas.

Clemens Alexandrinus Stromatum lib. 1.* wo er zeigen will, daß auch die Griechen *τους περι ὁτιουν πολυπραγμονας, σοφους ἁμα και Σοφιςας παρωνυμως κεκληκασι·* führt unter andern auch die Autorität des Iophon an:

Ιοφων τε ὁμοιως ὁ κωμικος ἐν Ἀυλῳδοις σατυροις, ἐπι ῥαψῳδων και ἀλλων τινων λεγει· — και γαρ ἐισεληλυθεν πολλων σοφιςων ὀχλος ἐξηρτημενος.

* Ed. Danielis Heinsii Lugd. Bat. 1616. p. 205.[5]

---

[1] *ὑπεπνευσοντας* [verschrieben Hs.] [2] will gelesen wollen [verschrieben Hs.] [3] *Παιήων* [Eustathius] [4] [Das Hauptwort „Sturme" oder „Sturmwinde" fehlt in der Hs.; doch ist dafür ein leerer Raum gelassen] [5] [Die Anmerkung ist auf dem Rand der Hs. beigefügt]

Dieses Satyrische Schauspiel nennt Suidas nicht mit. Er wird aber offenbar falsch hier *κωμικος* genennt. Die Komödienschreiber machten keine satyrischen Stücke. S. Iophon bey dem Fabricius unter den Not. Comicorum deperd.

2. Sophokles der jüngere.

Diesen citirt Clemens Alexandrinus, *λογῳ προτρεπτ.* p. m. 14. Und sagt von ihm daß er und Patrokles Thurius, den Castor und Pollux für Menschen und für sterblich ausgegeben *Πατροκλης ὁ Θουριος, και Σοφοκλης ὁ νεωτερος ἐν τρισι τραγῳδιαις* ꝛc. Diese Worte übersetzt Gratianus Hervetus (p. 30. die Übersetzung ist zu Paris 1590 herausgekommen) bloß: Patrocles Thurius et junior Sophocles scribunt. Auch diese, von dem Heinsius verbeßerte und durchgesehene Übersetzung läßt die Worte *ἐν τρισι τραγῳδιαις* aus.

Ich glaube es bedeutet hier so viel als Trilogie.

KK. Mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt haben.

Er mag vielleicht in s. Alter noch ein wenig liederlich gewesen seyn. Siehe Athenäus.

Und doch, wie reimt sich die Probestellung des Sophokles bey dem Plato dazu? Diese hat auch Philostrat in dem Leben des Apollonius wiederhohlt. lib. I. cap. X. Er sagt von dem Weltweisen, daß er sich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen, *ὑπερβαλλομενος και το του Σοφοκλεους· ὁ μεν γαρ τον λυττωντα ἐφη, και ἀγριον δεσποτην ἀποφυγειν, ἐλθων ἐις γηρας.* (*λυσσα.* rabies. *λυτταω* in rabiem actus fero).

LL. Auch andre Schriften.

Päane.

1. Auf den Aesculapius. Philost. in vita Apollonii lib. III cap. 5. Apollonius ist bey dem Gottesdienste der Weisen in Indien gegenwärtig. *δι δε, ᾐδον ᾠδην, ὁποιος ὁ παιαν ὁ του Σοφοκλεους, ὁν Ἀθηνησι τῳ Ασκληπιῳ ᾀδουσιν.*

Sollte man also nicht sagen, daß er noch zu den Zeiten des Philostratus und Apollonius gesungen worden.

In dem Gemählde, welches der jüngere Philostrat von dem

Sophokles gemacht hat, wird auch darauf alludiret, desgleichen darauf, daß Aesculapius bey ihm eingekehrt.

(MM.) Von den Urtheilen der Alten.

1. Die vorzügliche Erwehnung vom Virgil.

Es sey deswegen geschehen, sagt Sabinus und Barnesius, weil der Name Euripides nicht so gut in den Hexameter gegangen. Aber diese Leute müßen nicht haben scandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als sechs Epigrammata vor, in Hexametern und Pentametern, in welchen allen der Name Euripides ist. Und warum nicht?

Coelius Rhodiginus libr. XXIV. cap. 10.

Postremo adnotatu non indignum, Euripidem penultima pronuntiari producta Sidonio Apollinari illo phalaetio

Orchestram quatit alter Euripidis.[1]

Apud Ionem quoque id ipsum invenias,

Χαιρε μελαμπεπλοις Ευριπιδη ἐν γυαλοισιν.

Sunt qui corripiant tum Graece tum Latine, ut in eo:

Nulla aetate tua Euripides monumenta peribunt.

NB. In dem Verse des Jons ist penultima kurz. Und antepenultima ist lang. Und so in allen übrigen Sinnschriften der Anthologie.

Sogar der Vers Sola Sophocleo könnte eben sogut heißen Sola Euripideo.

Sie sind alle vor dem Verse des Sidonius Apollinaris verfertiget worden; denn nach diesem heißt es Eūrĭpīdēs, welches freylich in keinen Hexameter geht.

(NN.) Wider den Zunamen der Süsse.

Muretus Lect. Var. lib. I. cap. XV.

Inter ea quae duram atque insuavem orationis compositionem efficiunt vix quicquam est, quod magis reprehendatur à dicendi magistris quam crebra et continuata ejusdem literae repetitio. Itaque in Virgilio, casus Cassandra canebat: in Terentio, tantam, tam improvisam, et consilia consequi consimilia: in Cicerone, statua tua stabat et invisae visae, et in Coeliana unquam quanquam, ejusdemque modi

[1] Euripides. [Hs.]

alia in aliis primae classis auctoribus notantur. Sed enim quae duo ejus rei exempla in duobus optimis ac praestantissimis poetis reperi, ea (ita insignia visa sunt) hoc loco proponenda esse duxi. Eorum unum Euripidis est, apud quem Medea cum Jasoni exprobraret, illum sua opera servatum esse, ita loquitur

Εσωσα σ' ὡς ἰσασιν Ελληνων ὁσοι
Ταυτον συνεισεβησαν Αργῳον[1] *σκαφος.*

Quorum versuum in priore, crebra illa repetitio literae σ, locum etiam comicis jocis ac salibus dedit. Siquidem Plato comicus, et Eubulus ejusdem homo artificii, Euripidem ea de causa urbanissime tetigisse traduntur. Alterum Sophoclis, et quidem ea in fabula, quae quasi regnum possidere inter tragoedias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum caecitatem objiciens, hoc eum versu indignabundus incessit

Τυφλος τα τ' ὠτα, τον τε νουν, τα τ' ὀμματ' ἐι[2]

ubi cum saepius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter litteram σ, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus. Sophoclei non dissimilis est Ennianus ille, me puero, decantatus in scholis

O Tite tute Tati tibi tanta tyranne tulisti.

Neque valde ab eo abludit Homericum illud,

Μηδε γεροντα κακον κεκακωμενον. (neque senem vexes vexatum)

Phrynichus Arabius in seinen Büchern *Σοφιςικης παρασκευης* (wovon bey dem Photius ein Auszug p. 324. Ed. Andr. Schotti 1653.) nennet den Aeschylus *τον μεγαλοφωνοτατον,* den Sophokles *τον γλυκυν,*[3] und den Euripides *τον πανσοφον.*

OO. Von den Diebstählen des Sophokles, von welchen Philostratus Alexandrinus ein ganzes Buch geschrieben haben soll.

Ich weis nicht, was ich von dem Inhalte dieses Buchs denken soll. Ohne Zweifel aber wird er ihn nicht beßer bewiesen haben, als

---

[1] *Αργων* [verschrieben Hs.] [2] *τα τ' ὀμματα τ' ἐι* [verschrieben Hs.] [3] *τον γλυκην,* [Hs.]

Clemens Alexandrinus uns ähnliche Diebstähle, deren sich die Griechen gegen einander schuldig gemacht haben sollen.

Clemens will in dem sechsten Buche seiner Stromaton[1] beweisen; daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbahrung gestohlen haben.

In dieser Absicht sucht er vorläuffig zu beweisen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebstählen sehr geneigt gewesen, und sich unter einander selbst bestohlen haben.

Φερε μαρτυρας της κλοπης ἀυτους καθ᾽ ἑαυτων παραϛησωμεν τους Ἑλληνας.

Was wunder also, fehrt er fort, da sie sich selbst bestehlen daß auch wir von ihnen nicht unbestohlen geblieben sind?

Er führet hierauf verschiedene Dichter und Schriftsteller an, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bey, die so ziemlich einerley Gedanken oder einerley Gleichniß, zum Theil mit einerley Worten enthalten. Als aus dem Orpheus, Musäus, Homerus; aus dem Homer, Archilochus und Euripides; aus dem Aeschylus, Euripides und Menander.

Und endlich sagt er, daß das nehmliche auch von solchen Verfaßern zu beweisen seye, welche zu einer Zeit gelebt hätten, und Nebenbuhler um einerley Ruhm gewesen wären. *Λαβοις δ᾽ ἀν ἐκ παραλληλου της κλοπης τα χωρια κἀκ των συνακμασαντων* (*ἀκμη.* cuspis, vigor aetatis. hinc *ἀκμαζω*, et *συνακμαζω* vigeo et simul vigeo) *και ἀνταγωνισαμενων σφισι, τα τοιαυτα.*

Und nun führt er verschiedne ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweisen, daß diese einander bestohlen haben.

Allein es sind alles Stellen, welche solche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der eine noch der andre damals zuerst gehabt haben. Es sind allgemeine Wahrheiten, auf die zwey Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müßen. Z. E.

Euripides sagt im Orest:

Ὠ φιλον ὑπνου θελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

θελγω. mulceo.

ἐπικουρος auxiliator. von *κουρος* juvenis, quem decet *τοις πολεμουσι βοηθειν.*

[1] seines Stromatons [anscheinend Hs.]

Und Sophokles; in der Eriphile:

Ἀπελθ' ἐκεινης ὑπνον ἰητρον νοσου.

Sie sagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerley Übel sey; ergo haben sie einander ausgeschrieben. Ferner.

Euripides sagt *ἐν Κτιμενῳ*:

Τῳ γαρ πονουντι και Θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles *ἐν Μινῳ*

Ὀυκ ἐςι τοις μη δρωσι συμμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern diese Stellen hätte entlehnen müßen, so hätte man, dem der sie entlehnt, zuruffen können, was man dem allerunwißensten zurief Ne Aesopum quidem legisti. Denn Aesopus hat schon ein Mährchen, welches diese Lehre einschärft.

Euripides im Alexander:

Χρονος δε δειξει· ᾡ τεκμηριῳ μαθων
Ἠ χρηςον ὀντα γνωσομαι σε, ἠ κακον.

Und Sophokles im Hipponus

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν· ὡς ὁ πανθ' ὀρων
Και παντ' ἀκουων,[1] παντ' ἀναπτυσσει χρονος.

πτυσσω. plico, in rugas et sinus contexto.
ἀναπτυσσω expando.

Beide sagen, die Zeit bringt alles an das Licht. Ergo hat einer den andern ausgeschrieben.

Unterdeßen kann man aus diesen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophisten Hippias, den er bald darauf, als einen[2] der von ähnlicher Materie geschrieben, abgeborget hat, so viel schließen, daß die bekannte Zeile

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσιᾳ

schwerlich bey dem Euripides sowohl als bey dem Sophokles gestanden. Diese hätte einer dem andern nothwendig müßen gestohlen haben. Und würde das Hippias oder Clemens wohl anzumerken vergeßen haben?

(PP.) I. Von des Sophokles Schauspielern.

1. Klidemides, deßen Aristophanes (in den Fröschen 803) gedenkt, soll, wie der Scholiast sagt, nach dem Apollonius des Sophokles Schauspieler, nach dem Kallistratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles gewesen seyn.

[1] *παντα ἀκουων*, [Hs.] [2] [Das Zeitwort fehlt in der Hs.]

2. Tlepolemus, deßen gleichfalls Aristophanes (Wolken 1269) gedenkt. Wobey der Scholiast *ἀλλοι δε τραγικον ὑποκριτην ἑιναι τον Τληπολεμον, συνεχως ὑποκρινομενον Σοφοκλει.*

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius lib. VII. cap. 5. Gyraldus (woher er es haben mag?) Dial. VI. p. m. 692.

II.[1] Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

a. Xylander hat in seinem Indice scriptorum qui in Stephano citantur einen Sophocles Larissaeus, als einen deßen Steph. unter *Κρανεια* gedenke. Allein Maussacus hat es in seinen Noten über den Harpocration bereits angemerkt, daß bey dem Stephanus nicht *Σοφοκλης Λαρισσαιος* sondern *Λαρισσαιοις* zu lesen, und darunter das Drama *Λαρισσαιοι* zu verstehen sey. (Berkelius in seinen Anmerkungen über den Stephanus p. 476.)

2.[2] Auch hieß einer von den Scholiasten, welche über des Apollonius Argonautica commentirt haben: Sophokles. Stephanus gedenkt dieses Scholiasten unter *Ἀβαρνος*. Und unter *Καναςρον* wo es ausdrücklich heißt *Σοφοκλης ὑπομνηματιζων τα ἀργοναυτικα*. Die noch itzt existirenden Scholien über den Apollonius scheinen nur ein Auszug aus den Scholien dieses Sophokles, des Lucillus Tarrheus, und des Theon zu seyn. Gyraldus de Poetarum Historia Dial. V.[3]

3.[4] Von dem Sophokles welcher die Philosophen aus Athen vertrieb Pollux in lib. IX.

(PP.) III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben.

1. Equus Sophocleus.

Philostrat sagt in s. Leben der Sophisten, daß er den Damianus zu verschiedenen malen in Ephesus, in seinem Alter besucht habe; und sagt: *και ἑιδον ἀνδρα παραπλησιον τῳ Σοφοκλειῳ ἱππῳ. Νωθρος* (idem quod *νωθης* tardus. segnis) *γαρ ὑφ' ἡλικιας δοκων, νεαζουσαν ὁρμην* (impetus) *ἐν ταις σπουδαις ἀνεκτατο.* (*ἀνακταομαι* recupero, reconcilio, recreo von *κταομαι* acquiro)

---

[1] III. [wohl verschrieben Hs.] [2] [verschrieben für] b. [3] [Das Citat ist unrichtig; gemeint ist Dial. III, p. 341] [4] [verschrieben für] c.

Caelius Rhodiginus Lect. Antiq. Lib. 21. cap. 20.

Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui sit veluti equestris, comicae humilitatis ratione, unde in arte poetica Horatius

Et tragicus plerumque dolet sermone pedestri.

Vel quia poetae furoris divini afflatu perciti vicem equi implent, equitis vero insidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poeta nobilis:

——— et[1] frena furenti
Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Kapitel aber besinnt er sich eines beßern. Er gedenkt nehmlich des *κολωνος ἱππειος* und sagt: ad quod forte proverbium respectet, quod de equo Sophocleo praetexuimus, eo quidem proclivius, si inibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de finibus Cicero significat.

Doch beides taugt nichts. Das Pferd gehet hier weder auf das eine noch auf das andere, auch nicht darauf, daß Sophokles in seinem Alter selbst so ein Pferd gewesen; sondern auf das Gleichniß zum Anfange der Electra.

(QQ.) Fehler der neuen Litteratores.

1. Barnesius verstehet die Worte des Scholiasten ganz falsch, wo gesagt wird, daß ihn die Komödienschreiber unangetastet gelaßen. p. IV. Vitae Euripidis.

[1] ea [Virgil und Cälius Rhodiginus]

Ausgabe der Gedichte von Andreas Tscherning.[1]

Über Musaios.[2]

[1] [Schon am 31. März 1759 meldete Lessing an Gleim seine Absicht, nach der Vollendung des „Logau" sogleich gemeinsam mit Ramler „über den Tscherning herzugehen". Daß er sich mit dessen Gedichten bereits vertraut gemacht hatte, zeigten mehrere Hinweise auf sie im Wörterbuch zum Logau (vgl. oben Bd. VII, S. 352, 379, 382). Dieses Studium setzte er in Breslau fort; besonders verglich er hier mehrere Drucke von Tschernings Gedichten, die ihm in die Hand fielen. Nach Kloses Bericht (Karl Lessing, G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 242) scheinen diese Arbeiten zur Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts dem Anfang seines schlesischen Aufenthaltes, vornehmlich dem Jahre 1761, anzugehören. Seine Vergleichung verschiedener Lesarten überließ er am 27. November 1777 an Eschenburg, der sie 1778 für seine Ausgabe Tschernings im dritten Bande der „Auserlesenen Stücke der besten deutschen Dichter" dankbar benützte. Unmittelbar erhalten ist nichts von diesen Aufzeichnungen Lessings oder von andern Arbeiten zur älteren deutschen Litteraturgeschichte, die er etwa in Breslau begonnen haben könnte.]

[2] [Am 22. Oktober 1762 erbat sich Lessing von Nicolai dessen Ausgabe des Musaios mit den griechischen Scholien: „Ich habe über dieses Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich sie wieder fliegen lasse." Nicolai sandte ihm, wie er noch 1794 und 1809 versicherte, das Gewünschte; doch ist von Lessingischen Arbeiten über das kleine spätgriechische Epos nur eine kurze Anmerkung zu einem einzelnen Verse desselben erhalten. Fülleborn hat sie in „Lessings philologischem Nachlaß" mitgeteilt, und auch ich wage nicht, sie aus dem Zusammenhange, in den er sie brachte, zu reißen (vgl. Band XVI dieser Ausgabe). Ihrer Entstehung nach fällt übrigens auch diese Anmerkung in das Jahr 1762 oder spätestens 1763; das beweist unter anderm auch die Anspielung auf das Wort Hermäa.]

Hermäa.

Erster Band.[1]

Vorrede.

Hermäa hießen bei den Griechen alles, was man zufälliger Weise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen unter andern auch der Gott der Wege und des Zufalls.[2]

Man denke sich einen Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft. Unfähig, seinem Geiste eine feste Richtung zu geben, wird er, jene zu sättigen, durch alle Felder der Gelehrsamkeit herumschweifen, alles anstaunen, alles erkennen wollen, und alles überdrüßig werden. Ist er nicht ganz ohne Genie, so wird er viel bemerken, aber wenig ergründen; auf mancherley Spuren gerathen, aber keine verfolgen; mehr seltsame als nützliche Entdeckungen machen; Aussichten zeigen, aber in Gegenden, die oft des Anblicks kaum werth sind.

---

[1] [Nach Kloses Bericht (Karl Lessing, G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 243 ff.) beschäftigte sich Lessing in seinen ersten Breslauer Jahren besonders „mit kritischen, antiquarischen, dramatischen und litterarischen Gegenständen". So verfaßte er nach und nach „verschiedene kritische und antiquarische Aufsätze", für die er einen gemeinsamen Titel suchte. „Anfangs glaubte er nicht, sie in ein Ganzes verweben zu können; daher wollte er sie unter der Aufschrift Hermäa drucken lassen." Von dieser Absicht lenkte ihn jedoch die Arbeit am „Laokoon" ab, die ihn immer mächtiger fesselte. Das dürfte spätestens 1764 geschehen sein; der ernste Gedanke an die Herausgabe jener „Hermäen" und der Entwurf einer Vorrede dazu fällt daher wohl in das Jahr 1763, vielleicht schon in die letzten Monate 1762. Außer dieser Vorrede, die Fülleborn („Nebenstunden. Eine Zeitschrift herausgegeben von Georg Gustav Fülleborn. Zweytes Stück. Breslau, 1800. bey Ernst Gottlieb Meyer." S. 34—36) nach der nunmehr verschollenen Handschrift herausgab, ist unter der Aufschrift „Hermäa" nichts bekannt geworden. Verschiedenes, was zuerst in dieser Sammlung Platz finden sollte, wurde hernach in den „Laokoon" verarbeitet; manches wurde wohl auch unter andern Überschriften erst aus dem Nachlasse Lessings veröffentlicht.] [2] [Dazu bemerkt Fülleborn 1800:] Einen Beweis von Lessings Sorgfalt in Rundung der Perioden geben folgende Abänderungen, die er sich nebenbey angemerkt hat:

Alles was die Griechen zufälliger Weise auf ihrem Wege fanden, nannten sie Hermäa.

Hermäa nannten die Griechen alles, was sie zufälliger Weise auf ihren Wegen fanden denn Hermes war der Gott der Wege, und ihm verdankten sie alles, was ihnen ein glückliches Ohngefähr in die Hände führte.

oder: nicht bloß, weil Hermes die Gottheit der Wege war, sondern auch, weil sie dem Hermes überhaupt alles verdankten, was ihnen durch ein glückliches Ohngefähr zu Theil ward.

Hermäa nannten die Griechen alles, was sie beiher auf dem Wege fanden: theils weil ihnen Hermes der Gott der Wege war, theils, weil sie dem Hermes überhaupt einen jeden glücklichen Zufall zu verdanken pflegten.

Und diese seine Bemerkungen, seine Spuren, seine Entdeckungen, seine Aussichten, seine Grillen; wenn er sie der Welt gleichwohl vorlegen wollte, wie könnte er sie besser nennen, als Hermäa? Es sind Reichthümer, die ihn ein glücklicher Zufall auf dem Wege, öfter auf dem Schleichwege, als auf der Heerstraße finden lassen. Denn auf den Heerstraßen sind der Finder zu viel, und was man auf diesen findet, hatten gemeiniglich zehn andre vor uns schon gefunden, und schon wieder aus den Händen geworfen.

So viel von der Absicht dieses Werks, von seinem Verfasser und dem räthselhaften Titel, der einen verliebten Roman verspricht und mit den Wanderschaften eines gelehrten Landstörzers[1] Wort hält.

[1] Landstörzes [1800]

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.[1]

Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann.

Man nenne sie das Complement der Möglichkeit; so frage ich: ist von diesem Complemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff, oder keiner? Wer wird das Letztere behaupten wollen? Ist aber ein Begriff davon in ihm; so ist die Sache selbst in ihm; so sind alle Dinge in ihm selbst wirklich.

Aber, wird man sagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit dieses Dinges außer ihm nicht auf. Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was sie von der Wirklichkeit in seinem Begriffe unterscheidet. Das ist: in der Wirklichkeit außer ihm muß etwas seyn, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Ist aber nichts dergleichen, ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen: so sind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott.

Oder man sage: die Wirklichkeit eines Dinges sey der Inbegriff aller möglichen Bestimmungen, die ihm zu-

[1] [Der Aufsatz über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott wurde zusammen mit dem folgenden Entwurf über das Verhältnis Leibnizens zu Spinoza nach der nunmehr verschollenen Handschrift zuerst 1795 von Karl Lessing unter der gemeinsamen Überschrift „Spinozisterei" mitgeteilt (G. E. Lessings Leben, Bd. II, S. 164—167). Wie der Herausgeber zu wiederholten Malen (S. 93 und 94) bemerkt, sind beide Aufsätze an Moses Mendelssohn gerichtet. Sie stammen vermutlich auch beide ziemlich aus derselben Zeit, aus dem Frühling 1763, wenn nicht etwa die Erörterungen über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott schon für den langen, jetzt verlorenen Brief an Mendelssohn bestimmt waren, der bereits am 22. Oktober 1762 angefangen vorlag. Da Lessing in dem Aufsatze auch an Definitionen Wolffs und Baumgartens anknüpft, wäre die Annahme, daß der Entwurf in eine merklich spätere Zeit zu setzen sei, mindestens sehr unwahrscheinlich, obgleich er sich in gewissem Sinne mit § 73 der „Erziehung des Menschengeschlechts" berührt. Dagegen hat G. Spickers Vermutung (Lessings Weltanschauung. Leipzig 1883. S. 165 ff.) viel für sich, daß Lessings Aufsatz durch Mendelssohns Preisschrift über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften veranlaßt wurde. Die ersten Abschnitte dieser Preisschrift, die ihm der Freund zur Prüfung mitgeteilt hatte, sandte Lessing mit einem jetzt verlorenen Briefe, dessen Inhalt sich mit dem unsers Aufsatzes decken dürfte, noch vor dem 17. April 1763 zurück; vgl. Mendelssohns undatierten Brief vom Mai 1763.]

kommen können. Muß nicht dieser Inbegriff auch in der Idee Gottes seyn? Welche Bestimmung hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich ist dieses Urbild das Ding selbst, und sagen, daß das Ding auch außer diesem Urbild existire, heißt, dessen Urbild auf eine eben so unnöthige als ungereimte Weise verdoppeln.

Ich glaube zwar, die Philosophen sagen, von einem Dinge die Wirklichkeit außer Gott bejahen, heiße weiter nichts, als dieses Ding bloß von Gott unterscheiden, und dessen Wirklichkeit von einer andern Art zu seyn erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes ist.

Wenn sie aber bloß dieses wollen, warum sollen nicht die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, diese wirklichen Dinge selbst seyn? Sie sind von Gott noch immer genugsam unterschieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch nichts weniger als nothwendig, weil sie in ihm wirklich sind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die sie außer ihm haben sollte, auch in seiner Idee ein Bild entsprechen? Und dieses Bild ist nur ihre Zufälligkeit selbst. Was außer Gott zufällig ist, wird auch in Gott zufällig seyn, oder Gott müßte von dem Zufälligen außer ihm keinen Begriff haben. — Ich brauche dieses außer ihm, so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte.

Aber, wird man schreien: Zufälligkeiten in dem unveränderlichen Wesen Gottes annehmen! — Nun? Bin ich es allein, der dieses thut? Ihr selbst, die ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, ist euch nie beigefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe sind?

Durch Spinoza ist Leibnitz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen.[1]

(An Moses Mendelssohn.)

Ich fange bei dem ersten Gespräche an. Darin bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza ist, welcher Leibnitzen auf die vorherbestimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erste, welchen sein System auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers bloß und allein aus desselben eigenen mechanischen Kräften erfolgen könnten. Durch diese Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur seiner Hypothese. Aber bloß auf die Spur; die fernere Ausspinnung war ein Werk seiner eigenen Sagacität.

Denn daß Spinoza die vorherbestimmte Harmonie selbst, gesetzt auch nur so, wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum existirt, könne geglaubt, oder sie doch wenigstens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich alles zweifeln, was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefaßt zu haben vermeyne.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben dasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle, (Sittenlehre, Th. II. §. 126.) was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man sagen, welche nur seyn kann; nehmlich die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber, heißt das nicht mit Worten spielen? Die Harmonie, welche das

[1] [Dieser Entwurf wurde zusammen mit dem vorausgehenden Aufsatze nach der jetzt verschollenen Handschrift zuerst 1795 von Karl Lessing unter der gemeinsamen Überschrift „Spinozisterei“ mitgeteilt (G. E. Lessings Leben, Bd. II, S. 167—170). Karl Lessing bringt ihn (S. 94) mit der neuen Ausgabe der philosophischen Schriften Mendelssohns von 1771 in Zusammenhang; doch bezieht sich der Entwurf seines Bruders auf die Ausgabe von 1761 und stammt bereits aus dem Frühling 1763. Er lag nämlich dem Brief an Mendelssohn vom 17. April 1763 zu Grunde, in welchem Lessing die hier erhobenen Einwände gegen die „Philosophischen Gespräche“ des Freundes zum größten Teil wörtlich wiederholte. Mendelssohn erwiderte ausführlich in einem undatierten Briefe, wohl aus dem Mai 1763.]

Ding mit sich selbst hat! Leibnitz will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht hier nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre.

Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte (Th. II. §. 163.), ist mit dem Leibe auf eben die Art vereiniget, als der Begriff der Seele von sich selbst mit der Seele vereiniget ist. Nun gehöret der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß sich keines ohne das andere gedenken läßt, dadurch, daß beide eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie nach Spinoza's Meinung mit einander vereiniget.

Es ist wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung und die Verknüpfung „der Begriffe sey mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge ei„nerlei." Und was er in diesen Worten bloß von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejahet er anderwärts und noch ausdrücklicher insbesondere von der Seele (Th. V. §. 581.): „So wie die Gedanken „und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander ver„knüpft sind: eben so sind auch aufs genaueste die Beschaffenheiten des „Leibes oder die Bilder der Dinge, in dem Leibe geordnet und unter „einander verknüpft." Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide sodann einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und der zu Folge, aus der Natur eines einzelnen Dinges, formaliter folge, in selbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen müsse. Nach ihm stimmet die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele, bloß deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibnitz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erstemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild in dem Spiegel, sagen beide, macht eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und

macht sie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, schließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes, und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und eben demselben Grunde erklären lassen.

Apologien.[1]

Menanders Denksprüche.[2]

[1] [In der Erinnerung an die noch unvollendeten oder unveröffentlichten Werke, mit denen sich Lessing in Breslau getragen hatte, fragte Klose im Briefe vom 18. April 1774 (Grenzboten 1881, Bd. I, S. 562): „Werden wir niemals den Dr. Faust sehen? Ihre vermerte Apologien, Ihre Erzälungen, Ihren fortgesetzten Laokoon, Ihren Sophocles lesen?“ Erich Schmidt (Lessing Bd. I, S. 452) deutet auf die Möglichkeit hin, daß unter diesen neuen Apologieu, die Lessing in Breslau plante, eine Rettung Spinozas, namentlich gegen Bayle, gewesen sei, nebenher vielleicht auch eine Rettung des vielgeschmähten Johann Konrad Dippel, bei dem Lessing zuerst ein tieferes Verständnis Spinozas entdeckte. Dann wäre der Plan dieser neuen Apologien, von denen wir sonst nichts wissen, wohl auch am ersten dem Jahre 1763 zuzuweisen.]

[2] [In einem sogleich nach Lessings Tod angefertigten „Verzeichniß der Leßingischen Manuscripte“, das Fr. Chrysander in braunschweigischen Akten auffand und 1856 in Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften (Bd. I, S. 253 f.) mitteilte, wird unter Nr. 18 auch ein jetzt verschollenes „Manuscript zu Menanders Denksprüchen“ erwähnt. Wahrscheinlich stammte es aus dem Jahr 1763, spätestens wohl aus dem Anfang des folgenden Jahres. Denn am 17. Januar 1763 erbat sich Lessing von Nicolai unter andern Büchern, um deren Ersteigerung er ihn am 22. Oktober 1762 ersucht hatte, mit nächster Post „Menandri Fragmenta“, da er sie höchst nötig brauche. Daß er sich auch in der unmittelbar folgenden Zeit mit dem griechischen Lustspieldichter und besonders mit den „Denksprüchen“ in seinen Werken beschäftigte, beweist die Anführung eines solchen Spruches im Brief an Weiße vom 6. Mai 1764.]

Ueber die Elpistiker.[1]

Ornari res ipsa nequit, contenta doceri.
HORAT.

Abriß der Abhandlung von den Elpistikern.

Plutarch ist der einzige Wehrmann dieser Anekdote, die man sich lange Zeit bloß zu wissen begnügt, bis endlich ihre Muthmaßungen darüber geäußert a) Heumann, b) Brucker, c) Jöcher. Einiger geringern[2] Lichter nicht zu gedenken.

I. Antithesis.

1. Wider Heumann, daß die Elpistiker keine Christen gewesen.

a) Bruckers Gründe, aus dem Namen der Philosophen, der ihnen vom Plutarch beigelegt wird.

Unzulänglichkeit dieses Grundes.

---

[1] [Der unvollendete Versuch über die Elpistiker wurde nach der jetzt verschollenen Handschrift zuerst 1795 von Karl Lessing (G. E. Lessings Leben, Bd. II, S. 119–147) mitgeteilt. Angeregt war die Arbeit durch Leuschners Abhandlung von 1755 über denselben Gegenstand, die Lessing am 5. April 1755 angezeigt hatte (vgl. oben Bd. VII, S. 20 ff.). Karl Lessing (a. a. O. S. 92 f.) fand auch im Nachlaß seines Bruders diese Schrift Leuschners „mit weißem Papier durchschossen, und mit vielen Anmerkungen von Lessingen begleitet, welche er alle zu seiner Abhandlung nutzen wollte“. Ebenso fand er den Anfang einer zum gleichen Zweck unternommenen Übersetzung von Lukians „Alexander“ und von vielen andern Stellen Lukians, die sich auf Pseudomanten bezogen. Alle diese Vorarbeiten Lessings sind seitdem verloren gegangen. Die Bruchstücke der Abhandlung, die er veröffentlichte, verlegte Karl Lessing in die Breslauer Jahre seines Bruders mit dem ausdrücklichen Hinweis auf den 1764 erfolgten Tod Christoph August Heumanns, den Lessing (vgl. unten S. 307) noch einen „würdigen Veteran unter unsern jetzt lebenden Gelehrten“ nenne. Hebler und andere Forscher wollten dagegen diese Bruchstücke bis in das Jahr 1755 vorrücken. Dem widerspricht jedoch das Citat aus den „Poésies diverses“ Friedrichs II. (vgl. unten S 309), die erst im Frühling 1760 bei Ch. F. Voß in Berlin erschienen, ferner der Hinweis auf Johann Friedrich Stiebritz (vgl. unten S. 303), dessen Bemerkungen über die Elpistiker gleichfalls erst 1760 veröffentlicht wurden (in seinem Sammelwerk „Auserlesene Wahrheiten der Vernunft und der geoffenbarten Religion erkläret, erwiesen und vertheidigt“, Halle 1760, S. 336 ff.). Demnach scheint Lessing in der That erst zu Breslau, als er Leuschner persönlich kennen lernte und dessen Ansicht über die Elpistiker auch mündlich zu bekämpfen Gelegenheit fand (vgl. Karl Lessing, a. a. O. Bd. I, S. 230 f.), die 1755 bereits angeregte Arbeit ernstlich aufgenommen und den uns erhaltenen Entwurf seiner Schrift nebst dem Anfang der Ausführung etwa im Jahre 1763 verfaßt zu haben. Nach den mannigfachen Citaten aus Kirchenvätern kann die Schrift nur in einer Zeit entstanden sein, als Lessing sich eingehend mit der patristischen Litteratur beschäftigte; das war nach Kloses Bericht (Karl Lessing a. a. O. Bd. I, S. 246) besonders in seinen letzten Breslauer Jahren der Fall. Einzelne Bemerkungen in unserm Entwurfe weisen zudem diese Arbeit in die nächste Nähe der beiden folgenden Aufsätze über die Entstehung der geoffenbarten Religion und über die Ausbreitung des Christentums.]

[2] geringen [1795]

b) Meine Gedanken.

a) Die Hoffnung des zukünftigen Lebens war kein unterscheidendes Kennzeichen des Christenthums.

1. Ohne diese Hoffnung kann keine Religion gedacht werden. Warburton würde hinzusetzen, ohne diese Hoffnung kann nicht einmal ein Staat menschlicher Einrichtung bestehen.

2. Außer daß diese Hoffnung in der gemeinen Religion der Heiden nicht fehlen konnte, war sie das Hauptwerk ihrer geheimen. Alle ihre Mysterien liefen auf sie hinaus. (S. Diog. Laërt. lib. VI. p. m. 319. Die Antwort des Antisthenes, conf. in vita Diogenis, p. m. 334.)

3. Hätte sie aber auch schon der heidnischen Religion gemangelt, so war sie doch in den Schulen der Philosophen viel zu bekannt und angenommen, als daß sie den Heiden an den Christen etwas Unerhörtes oder Lächerliches hätte seyn können.

b) Will man aber unter dieser Hoffnung gar ungezweifelte Gewißheit verstehn, in der nur ein Christ von seiner künftigen Seligkeit seyn kann: so sage ich, daß diese unter die geheimen Lehren des Christenthums gehörte, und aus diesem Grunde der Anlaß zu einer allgemeinen Benennung der Christen unmöglich seyn konnte.

2. Wider Bruckern, daß die Elpistiker nicht die Stoiker seyn können. Denn

1) die Stoiker waren nicht die einzigen Philosophen, welche die Hoffnung eines künftigen Lebens annahmen. Dieses bekennt Brucker selbst; aber er sagt, sie wären diejenigen, welche das meiste Gerede davon machten.

2) Doch auch das waren sie nicht, und bloße Stellen aus dem Seneca können dieses nicht beweisen. Die übrigen Stoiker alle reden weit seltner davon und Epiktet zum Exempel fast gar nicht. S. Lipsii Physiol. Stoicorum, lib. III. p. 170. Auch Antoninus redet niemals anders als zweifelhaft davon. Siehe lib. IV. p. 107. wo Gataker auch den Wankelmuth des Seneca hierin zeigt, und sehr richtig anmerkt, daß alle die Stellen, wo Seneca positiv davon redet, nicht aus seiner Ueberzeugung, son-

dern aus den veranlassenden Umständen zu beurtheilen. Conf. Anton. lib. XII. p. 350.

3) Es hätte aus ihrem Systeme selbst bewiesen werden können, nach welchem aber die Hoffnung jenes Lebens einen sehr zweideutigen Anblick erhält. Denn sie glaubten, daß die Seele von langer Dauer, unsterblich aber darum nicht sey. S. Lips. l. c. Sie werde mit der Welt untergehn, und ob sie schon nach dieser allgemeinen Verbrennung wieder hergestellt werden würde, so würde es dennoch geschehen, ohne sich ihres vorigen Zustandes zu erinnern. Veniet iterum qui vos in lucem reponat dies, quem multi recusarent nisi oblitos reduceret. Epist. 36. Welche Unsterblichkeit!

4) Und wenn auch diese Hoffnung, nach dem stoischen System, so zweideutig nicht wäre, so würde sie doch schon als Hoffnung mit der Apathie der Stoiker streiten.

5) Ja ihr nachzuhangen, würde auch aus dem Grunde keinem stoischen Weisen geziemet haben, da sie doch immer noch keine apodiktische Wahrheit ist, sondern nur eine Wahrscheinlichkeit, eine Vermuthung, von welcher der stoische Weise seinen Beifall zurückhalten mußte. S. Lipsii Manuduct. p. 161.

Und aus diesem Gesichtspunkte muß die Ungewißheit betrachtet werden, mit welcher sich Seneca darüber ausdrückt. Er glaubte weder das eine, noch das andere, weil keines Gewißheit, beides nur Vermuthung war. Aber er hält sich auf beides gefaßt. Es sey, daß die Seele untergeht, es sey, daß sie fortdauert: und wo er sich für das erste mehr, als für das andere erklärt, als Epist. 54., da ist er so wenig mit sich in Widerspruch, wie Brucker glaubt, oder spricht seine wahren Gesinnungen vor Angst über den annahenden Tod, wie Gataker[1] meynt, (p. 108.) aufrichtiger; daß er alsdann nur kleinmüthiger würde gesprochen haben, wenn er in dem Tone jener Trostschriften geblieben wäre, und daß er eben hier der Stoiker in seiner Größe ist, wenn er zeigt, daß er auch auf das Allerschlimmste, auf den gänzlichen Untergang, gefaßt sey.

Dieses mußten die Epikureer wissen, und konnten daher den

[1] [D. h. Thomas Gatakers Ausgabe des Marcus Aurelius Antoninus (Utrecht 1697)]

Stoikern aus diesem anscheinenden Widerspruche keinen Vorwurf machen. Wie konnten sie, wie durften sie hiernächst den Skeptikern etwas Lächerliches anheften, welches auf die herrschende Religion zurückgefallen wäre?

3. Wider Heumann und Bruckern zugleich.

Beide nehmen ohne Grund an, daß die Hoffnung des künftigen Lebens darunter zu verstehen sey. Es erhellt aber aus dem Zusammenhange und aus dem *συνεκτικωτατον του βιου* allzudeutlich, daß bloß die Hoffnung dieses Lebens gemeint sey. Denn jene ist vielmehr eine Zerstörerin dieses Lebens, welches gezeigt wird

a) an den ersten Christen, deren Verachtung des Todes aus jener Hoffnung vornehmlich entsprang. Sie ließ nicht allein die wahren Bekenner, wenn der Heide ihre Gewissensfreiheit kränken und sie zur Verleugnung der erkannten Wahrheit zwingen wollte, alle Martern dulden und verachten, sondern sie war es auch, welche so viel falsche Märtyrer machte, die für nichts besser als für Selbstmörder zu halten sind. Und die Heiden selbst schrieben diese Bereitwilligkeit zu dem schmerzlichsten Tode nicht bloß dem Ehrgeitze zu, so wie Asklepiades bei dem Prudentius in Romano s. Hymno *περι στεφ.* XIV.[1] Populare quiddam sub colore gloriae illiterata credidit frequentia, ut se per aevum consecrandos autument,[2] welches auch die Meinung des Julianus war (v. Greg. Nazianzeni[3] invect. I. in Jul. apud Kortholtum, p. 175.), auch nicht bloß einer ansteckenden und zur Gewohnheit gewordenen Raserei, wie Arrianus ad Epict. lib. IV. cap. 7. nicht einer bloßen Halsstarrigkeit, wie Antoninus*), sondern vornehmlich der Hoffnung eines ewigen und

*) Lib. XI. §. 3. p. m. 319. Wenn anders *παραταξις* daselbst, woran ich aber zweifle, Halsstarrigkeit bedeutet. Denn es kann gar wohl seine gewöhnliche Bedeutung behalten und durch vitae institutum erklärt werden, so daß es so viel als das *ὑπο ἐθους* beim Arrian bedeutet. Denn wirklich war es auch der Vorwurf der Heiden, daß sich die Christen durch ihre strenge Lebensart zu dieser Verachtung des Todes angewöhnten. Tertull. de spectaculis c. 1. sunt qui existiment, Christianos expeditum morti genus ad hanc obstinationem abdicatione voluptatum erudiri etc. Am besten würde *ταξις* durch disciplina

[1] [richtiger:] X. [2] autumnat, [1795, im Druckfehlerverzeichnis verbessert in] autumat, [3] Nazianzenii [1795]

bessern Lebens, v. Lucianus in Peregrino, Tom. III. p. 337. Euseb. lib. V. cap. 1. wo das Nehmliche von der Hoffnung, besonders der Auferstehung der Körper, gesagt wird.

b) An den Philosophen. 1) Das Exempel des Cleombrotus beim Callimachus, 2) das Exempel des Hegesias und die Stellen im Somnio Scipionis und Senec. Epist. 102. Und wie natürlich diese Art zu denken sey, erkennet man aus der oben angeführten Antwort des Antisthenes.

c) An ganzen Völkern, worunter die alten Deutschen vornehmlich gehören. Siehe die Stelle des Appianus in Lipsii Physiol. Stoic. p. 173.

4. Wider Jöchern: daß die Elpistiker nicht die Cyniker seyn können. Die einzige Sentenz des Diogenes beweiset nichts. Was er darin von der Hoffnung sagt, kann jeder Weltweise sagen. Wäre sie aber eine besondere Stütze der cynischen praktischen Weltweisheit gewesen, so hätte dieses aus ihrem System selbst gezeigt werden müssen. Nun aber kann gerade das Gegentheil daraus gezeigt werden. Beweis

a) aus den Lehrsätzen der Stoiker, welche die Cyniker durchaus annahmen. Denn die Cyniker waren nur eine Art von Stoikern.

b) Aus der ganzen Schilderung des Cynikers beim Arrianus, lib. III.[1] cap. 5.

II. Uebergang zu meiner Erklärung.

Ehe ich diese vortrage, wird es dienlich seyn

1) Derjenigen zu gedenken, die sich für eine der angeführten Meinungen erklären, und besonders für die Heumannische.[2]

a) Leuschner.

1. Die von ihm gehäuften Stellen des N. T., wo der Hoffnung gedacht wird, beweisen nichts. Die damalige Fortpflanzung der christlichen Religion war ganz anders, als die ersten Predigten derselben. Wie wir schon oben gesehn.

zu übersetzen seyn, welches Tertullian selbst in dem Folgenden braucht. Oder es sind überhaupt ihre kirchlichen διαταγαι[3] oder διαταξεις darunter zu verstehen, vermöge welcher die Verleugnung des Namens Christi und die Weigerung, seinetwegen sich allen Verfolgungen und dem Tode selbst auszusetzen, für das gräßlichste, abscheulichste, unverzeihlichste Verbrechen erkläret wird. S. Const. Apost. lib. V. c. 4.

[1] [Richtiger schiene:] lib. II. [2] Jöcherische. [1795] [3] διαταγοι [1795]

2. Er hätte die Heumannische Meinung auf die bloße Auferstehung der Leiber einschließen sollen. Aber auch das hat er unterlassen, und überhaupt nichts hinzugefügt, wodurch die Heumannische Meinung wahrscheinlicher würde.

NB. Was er von der Wahrscheinlichkeit sagt, daß es zu vermuthen, Paulus werde sich näher um die Christen bekümmert haben, ist schimärisch. Bei dieser Gelegenheit

1) Von dem Vorgeben des Theodor Victor, welcher den Plutarch mit einem viel spätern dieses Namens, den Origenes zum Christenthum bekehrte, vermengt. Conf.

2) Die gute Meinung des Franz. Balduinus (Comment. ad Edicta principum Roman. de Christ.[1]), welcher schreibt: scripsit eo tempore Plutarchus librum *περι δεισιδαιμονιας*: impietatem et superstitionem recte notat. Sed religionem quam in medio collocet,[2] non videt. Fortasse ad Christianos accessisset, sed principem suum Trajanum reformidabat.[3]

3) Die Mosheimische Anmerkung von dem Gebrauche des Wortes *δαιμων* beim Plutarch. Sie ist falsch, weil dieses daselbst von einem weit ältern Weisen gebraucht wird; weil die Anmerkung, die Thales in dem Folgenden darüber macht, damit streitet. Siehe Warburtons göttliche Sendung Mosis, 1 B. S. 179—223.

4) Von den Wissenschaften und den Gesinnungen gegen das Christenthum überhaupt zu urtheilen.

a) Ein Mann, der so unrichtige Begriffe von der jüdischen Religion hat, konnte unmöglich richtige von der christlichen haben, die sich auf jene gründet, v. Sympos. lib. IV. quaest. 5. Es ist indeß doch merkwürdig, daß dieses Buch just da verstümmelt ist, wo man das Beste von dem Gotte der Juden zu erfahren vermuthen mußte; denn die 6te Frage[4] sollte handeln: quis apud Judaeos deus? Weil[5] man Dinge darin gefunden, welche den ersten Christen nicht anstanden.

b) Ein Mann, der sich wider alle barbarische Gottesdienste

[1] de Christianis [Balduinus] de Christo [1795] [2] collocat, [1795] [3] reformidat. [1795]
[4] [Dazu ist 1795, sicherlich von Karl Lessing, bemerkt: „In der Reiskischen Ausgabe des Plutarchs finde ich sie nicht.“] [5] Wie [1795]

und Gebräuche, das ist, wider alle ausländische erklärt; der in der Religion auf nichts mehr dringt, als *το θειον και πατριον ἀξιωμα της ἐυσεβιας* beizubehalten, (Siehe sein Buch *περι δεισιδαιμονιας*. Edit. Henr. Steph. pag. 288.): ist es wahrscheinlich, daß der von der christlichen anders sollte gedacht, und nur die christliche heimlich seiner heidnischen sollte vorgezogen haben?

c) Ein Mann, der alles für Aberglauben hält, was uns die Gottheit als einen Richter, als einen Rächer, als etwas anders, als das allermenschenfreundlichste Wesen betrachten läßt (l. c.), mußte der auch nicht die christliche Religion zu dem Aberglauben zählen, sie, die einen Gott predigt, der seinen eignen Sohn hinrichten lassen, um seiner Gerechtigkeit genug zu thun? Man versuche es, ob die christliche Religion in die Mitte der Plutarchischen Ohngötterei und Deisidaimonie paßt; und ich will es sodann glauben, daß er von der christlichen ein heimlicher Anhänger gewesen.

5) Von dem Zeugnisse des Julians in Misopog. pag. 58. der Französischen Uebersetzung.

b) Stiebritz.

2) Zu zeigen, welche Wendung man der Heumannischen Meinung, noch außer ihrer bloßen Einschränkung auf die Auferstehung der Leiber, geben könne, um sie soutenable zu machen.

1. Auf das Vorurtheil der alten Christen, daß Christus nochmals im Fleische erscheinen werde. Conf. Origenes d. Ue. p. 371.[1] Lucianus in philopatris.

2. Auf einige Ketzer, die ihren Anhängern ein wirkliches ewiges Leben auf dieser Welt versprachen, als den Menander und seinen Anhang. Euseb. Hist. Eccl. lib. III. c. 26. oder auf den Cerinthus und dessen Lehre vom tausendjährigen Reiche.

3) Zu zeigen, auf welche Religion oder philosophische Sekte man sonst die Elpistiker deuten könne.

1. Der Stiebritzische Einfall von den Juden.

a) Die von ihm angeführte Stelle des Augustinus würde wenig sagen.

[1] d. Ur. p. 351. [1795]

b) Aber die Beschaffenheit der jüdischen Religion selbst, die ihre Hoffnung auf kein künftiges Leben, sondern auf Glückseligkeit dieses Lebens gründet, auf die Ankunft eines irdischen Messias.

c) Und viele Stellen aus dem Philo würden diesen Einfall ziemlich wahrscheinlich machen können.

d) Ja man würde vielleicht seine Therapevsie dazu brauchen können.

e) Wenn diese Vermuthung sich nur sonst mit der Zeit des Plutarchs und andern Umständen reimen wollte.

f) Betrachtungen über die Hoffnungen der Juden überhaupt. Ob es wahrscheinlich, daß sie durch sie (nehmlich die Hoffnung) wieder die Oberhand gewinnen werden.

2. Die Pythagoriker. Nach Veranlassung der Stelle des Clemens Alexandrinus, wo die Hoffnung ausdrücklich zu dem letzten Zwecke ihrer Philosophie gemacht wird.

3. Die Skeptiker, deren Erwartung, daß gewisse Erscheinungen, so wie sie ein- und mehrmal auf einander gefolgt, auch wiederum auf einander folgen werden, in weitläuftigem Verstande gar wohl Hoffnung genannt werden könnte.

4. Vornehmlich die Epikureer, welches sich aus den zwei Hauptlehren ihres Systems zeigen läßt.

a) Aus der Leugnung einer göttlichen Vorsicht. Da sie sich auf diese nicht verlassen konnten, was konnte sie anders im Unglücke aufrecht erhalten, als die Hoffnung, daß der Zufall vielleicht noch ein gutes Glück für sie im Vorrath habe.

b) Aus ihrer Geringschätzung des Todes, an den sie so wenig als möglich zu denken sich bemühten. Die merkwürdige Stelle in dem Prometheus des Aeschylus, und was der Scholiast darüber anmerkt.

4) Verwerfung aller dieser Vermuthungen, so wahrscheinlich auch die eine oder die andere gemacht werden könnte.

III. Thesis. Meine Meinung, daß die Elpistiker Pseudomanten gewesen, die sich den Namen der Philosophen angemaßt. Diese Meinung will ich in der Ordnung vortragen, so wie ich selbst nach und nach darauf gekommen bin.

1. Es ist aus dem Vorigen klar, daß die Elpistiker keine von den bekannten Sekten seyn können.

2. Sollen sie aber dessen ungeachtet Philosophen seyn, so müssen sie eine eigne Sekte, die ihre eigne besondere Lehrsätze gehabt, ausgemacht haben.

   Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung aus dem Stillschweigen aller Scribenten, und besonders des Diogenes Laertius.

   Einwurf, den man wider das Stillschweigen des Diogenes daher nehmen können, daß er mehrerer Sekten gar nicht gedacht, z. E. der Sextiner.

   Beantwortung dieses Einwurfes. Die Sextiner waren eine bloß Römische, die außer Rom vielleicht wenig oder gar nicht bekannt war. Zudem macht sie Seneca vielleicht nur zu einer bloßen Sekte; denn sie selbst gaben sich für Pythagoräer aus.

   Was das Stillschweigen des Diogenes von noch größerem Gewichte macht, ist dieses, daß man zeigen kann, daß Diogenes den Plutarch gelesen. Er citirt ihn zu verschiedenenmalen; die Elpistiker, wenn sie Philosophen gewesen wären, würden ihm also nicht unbekannt gewesen seyn.

3. Was können sie also gewesen seyn, als Leute, die sich den Namen der Philosophen anmaßten. Hierin bestärken mich die Worte des Plutarchs selbst, in welchen ich glaube, daß man das *προσαγορευω* nicht in seiner völligen Stärke verstanden hat.

   Denn *άγορευειν, προσαγορευειν* heißt nicht bloß nennen, sondern aus Höflichkeit nennen, eingeführter Weise nennen, fälschlich nennen.

   1) Siehe die Stelle in dem Kühnschen Indice zu dem Aelian unter *προσαγορευω*.
   2) Eine Parallelstelle beim Origenes, lib. V. contra Celsum, §. 61. p. m. 624. obschon daselbst *άναγορευω* steht.

4. Waren es also Leute, welche sich den Namen der Philosophen nur anmaßten, so ist die Frage: was waren sie eigentlich? Beweis, daß die Wahrsager und Pseudomanten sich den Namen der Philosophen angemaßt.

   a) Aus dem ausdrücklichen Zeugnisse des Philostratus vom Nero.
   b) Aus den damaligen Verfolgungen der Philosophen.

5. Zugegeben, daß sich die Pseudomanten Philosophen genennet; aber warum Elpistische Philosophen?

Weil die Hoffnung und der allen Menschen natürliche Hang zu derselben der ganze Grund ist, auf welchem ihre Künste beruhen.

Erläuterungen dieses Satzes aus dem Leben des Pseudomanten Alexanders, wie[1] ihn Lucian selbst vorträgt.

6. Aber vielleicht ist dieses ein bloßer Einfall des Lucians. Man müßte zeigen, daß diese Pseudomanten wirklich selbst die Hoffnung außerordentlich erhoben, um dadurch ihren Künsten den Eingang in die Herzen offen zu halten.

Die merkwürdige Stelle aus dem Dio Chrysostomus.

7. Einwurf, welcher daher genommen, daß sich die Wahrsagerei nicht auf die bloße Hoffnung, sondern eben sowohl auf die Furcht stütze.

Beantwortung desselben: *ἐλπις* bedeutet beides, und heißt überhaupt bloß die Erwartung des Zukünftigen.

Zu zeigen, in wie weit auch die Furcht *συνεκτικωτατον του βιου* sey.

8. Endlich die Stelle des Aristoteles: die Wahrsagung hieß wirklich bei den Griechen die Elpistik. Will man also noch zweifeln, was Elpistiker waren?

Die Abhandlung selbst.

Plutarch gedenket, im Vorbeigehn, gewisser Philosophen, die man von dem griechischen Namen der Hoffnung **Elpistiker** genennet habe; weil sie die Hoffnung für das festeste Band des menschlichen Lebens, und dieses ohne jene für durchaus unerträglich erklärt hätten.

Mehr sagt uns Plutarch von ihnen nicht; und da die belesensten Gelehrten, Lipsius, Menage, Fabricius, ihrer auch sonst bei keinem andern Alten erwähnt fanden: so ging es mit dieser Anekdote der philosophischen Geschichte, wie mit allen Nachrichten, die sich bloß auf das Zeugniß eines Einzigen gründen. Man begnügt sich, sie zu wissen, sie zu wiederholen, und wenn sie tausendmal wiederholt werden, so haben sie gleich noch eben so viel Licht, als ihnen ihr erster Währmann ertheilen können oder wollen. Endlich aber findet sich denn wohl ein Kopf, in dem sich solche vermeinte Inseln an irgend ein festes Land schließen. Er weiß nicht

[1] [vielleicht nur verlesen oder verdruckt für] wo

mehr als seine Vorgänger, aber er vermuthet mehr. Seine Vermuthung erzeugt eine andere; diese eine dritte; und ist die Sache nur einigermaßen wichtig genug, um Nacheiferung zu erwecken, so sind in kurzem der Vermuthungen so viele, daß ihre Verschiedenheit und Menge einen treuherzigen Leser weit verlegener macht, als er nimmermehr bei dem gänzlichen Mangel derselben gewesen wäre. Leider werden auf diese Weise die Gegenstände der Gelehrsamkeit unendlich vermehrt. Jede Monade von Wahrheit wandert aus einem ungestalteten Körper von Meinungen in den andern, belebt den einen mehr, den andern weniger; den kürzer, den länger; und wer die ganze Geschichte aller dieser hinfälligen Erscheinungen nicht inne hat, nicht an den Fingern zu erzählen weiß, wird von der Sache selbst so viel als gar nichts zu wissen geachtet. Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten erfüllen das Gehirn des Litterators; wo soll der Platz darin für die Wahrheit herkommen?

Glücklich genug, wenn diese Ausschweifungen des Witzes und der Eitelkeit, die uns von dem geraden Pfade ablenken, ein bloßer Schneckenzug sind, der, nachdem er uns um alle Gegenden herumgeführt, wieder in die Richtungslinie der Wahrheit hineinfällt, wenn aus allen den Muthmaßungen endlich eine Entdeckung entspringt. Alsdann hat doch wenigstens unsre wahre Wissenschaft Einen Schritt weiter gethan; die nach uns kommen, sehen den labyrinthischen Ausweg, lassen ihn seitab liegen und gehen geradezu.

Der erste, der seine Vermuthung über die Elpistiker äußerte, war D. Heumann, ein würdiger Veteran unter unsern jetzt lebenden Gelehrten. Er glaubte, Plutarch könne wohl die Christen gemeint haben. Seine Gründe schienen einem Manne nicht erheblich genug, der von solchen Sachen zu urtheilen das erste Recht hatte. Brucker widerlegte ihn, und behauptete, daß die Stoiker darunter zu verstehen wären. Darauf trat ein Dritter (es war D. Jöcher) ins Mittel, widersprach beiden, und brachte die Cyniker in Vorschlag.

Unter diese Hypothesen haben sich die Gelehrten getheilt. Ich weiß aber nicht, wie es gekommen, daß die Heumannische noch immer die meisten Anhänger erhalten, ob sie schon gleich die sonderbarste ist. Doch vielleicht hat eben dieses Sonderbare sie empfohlen.

Wer bloß beitritt, kann die öffentliche Ertheilung seiner Stimme ersparen. Nur eine uns eigne Meinung berechtigt, daß wir auch gehört

zu werden verlangen können; besonders da in Untersuchungen von dieser Art nicht immer der Gelehrteste den rechten Punkt trifft, sondern oft das gute Glück*) die Entdeckung der Wahrheit einem aufhebt, der seinem Mitbewerber um diesen Preis an Belesenheit und Scharfsinn weit nachstehet.

Dieses zu meiner Entschuldigung; indem ich es wagen will, Männern von unstreitigen Verdiensten zu widersprechen, und mich vermesse, eine Kleinigkeit besser zu wissen, als sie, die mich so oft in wichtigern Dingen unterrichtet haben.

Die Elpistiker, will ich erweisen, waren weder Christen, noch Stoiker, noch Cyniker; man hat die Worte des Plutarchs nicht gehörig erwogen; man hat die zeitverwandten Schriftsteller zu wenig um Rath gefragt; man hätte sich erinnern sollen, was Elpistik bei den Alten war; und was wäre natürlicher gewesen, als zu vermuthen, daß die Elpistiker Leute seyn mußten, welche die Elpistik trieben. — Eins nach dem andern!

Erstes Hauptstück.

Wider D. Heumann, daß die Elpistiker keine Christen gewesen.

Meine Gründe wider Heumann sind von zweierlei Gattung. Einige kann ich nur gegen ihn allein, andere gegen ihn und Bruckern zugleich brauchen. Dieses Hauptstück ist den ersten bestimmt.

Ich will zuvörderst die Meinung des Doctors, so viel möglich, mit seinen eignen Worten vortragen**). Er schließt so: „Weil weder Cicero „noch Seneca, noch Diogenes Laertius, noch sonst ein Alter außer dem „Plutarch, der Elpistiker gedenkt, so können sie schwerlich eine philoso„phische Sekte gewesen seyn. Aber eine besondere Art von Leuten muß „es doch gegeben haben, die diesen Namen geführt, und da die Christen, „sagt er, von den damals florirenden Heiden auch hierin unterschieden „waren, daß, da die Heiden nach diesem Leben keine Hoffnung hatten, „sie hingegen durch den Tod in das ewige Leben einzugehen hofften, und „durch diese Hoffnung, zum größten Erstaunen ihrer Verfolger, alle Mar„tern glücklich überwanden: so muthmaße ich, daß Plutarch niemand „anders als sie unter den Elpistikern verstanden habe."

*) *Ευτυχια, ἡν συμπασης ἐγω της ἐν ἀνθρωποις δεινοτητος και σοφιας ὁρω κρατουσαν.* Demosth.

**) Act. Philosoph. XVIII. Stück p. 911 u. f.

Man sieht leicht, daß es hier auf zwei Stücke ankommt: **einmal**, ob wirklich die Heiden ohne Hoffnung eines Lebens nach dem Tode gewesen; **zweitens**, ob die Christen sich durch diese Hoffnung so ausgezeichnet, daß sie einen besondern Namen davon tragen können. Das Letzte sucht H. durch verschiedene Stellen aus dem Minutius Felix, aus dem Theophilus, aus dem Tertullianus zu bestätigen; das Erste aber? — Es wird fremd scheinen, wenn ich sage, daß er das Erste gleichsam als unstreitig voraussetzt und kaum der Mühe werth achtet, in einer kleinen Note sich deshalb auf eine Stelle des Apostels Paulus an die Thessalonicher*), und auf den Ausspruch des Julius Cäsar beim Sallust**) zu beziehen.

Der Stelle des Apostels werde ich weiter unten gedenken. Aber der Ausspruch des Julius Cäsar, was soll dieser beweisen? Ich will nicht sagen, daß es Kunstrichter giebt, die für gaudio darin gladio oder cladi lesen wollen, welches einen weit unschuldigern Sinn geben würde. Ich gebe es zu, daß die Unsterblichkeit der Seele dem Julius Cäsar ein unglaubliches Hirngespinst gewesen***); eine Denkungsart, die mehrern Helden gemein ist. Allein wie Cäsar hiervon dachte, so dachten nicht alle Römer, so dachten nicht alle Heiden. Aus der Freidenkerei eines einzeln Mannes folgt auf die Rechtgläubigkeit des ganzen Volks nichts. Oder was meint man, wenn nach sechzehnhundert Jahren aus der ähnlichen Stelle eines neuen Cäsars der nehmliche Schluß gemacht werden sollte? Weil dieser geschrieben†):

Ne voyons dans la mort qu'un tranquille sommeil
A l'abri des malheurs sans songe sans reveil.
Hélas! tout est égal pour notre cendre éteinte,
Il n'est aucun objet ni d'espoir ni de crainte.

Haben wir alle seine Zeitverwandten mit ihm eingestimmt? War er der Mund seines ganzen Volks? — Auch ließ M. Porcius Cato in seiner

*) I. 4, 13.

**) In Bello Catilinar. cap. 50.[1] mortem cuncta mortalium mala dissolvere, ultra neque curae neque gaudio locum esse.

***) Er sagt von den Druiden (lib. VI. B. g. c. 14.[2]): Imprimis hoc volunt persuadere, non interire animas.

†) Poesies diverses. Epit. XVIII.

[1] [genauer:] cap. 51. [2] lib. IV. B. g. c. [1795]

Gegenrede dem Cäsar diesen seinen Unglauben nicht so hingehen; und wenn er ihn schon nicht mit dem Eifer eines Orthodoxen widerlegte, so gab er doch deutlich genug zu verstehen, daß er die Bekennung desselben im öffentlichen Rathe für sehr ungeziemend halte.

Man häufe aber auch, statt dieser einen Stelle, tausend auf tausend, und man wird darum nicht mehr gewinnen. Denn entweder man muß den Heiden alle Religion absprechen, oder man muß zugeben, daß sie ein künftiges Leben, eine künftige Belohnung und Strafe geglaubt haben. Ohne diesen Glauben kann keine Religion bestehn; Warburton würde hinzusetzen: selbst keine bürgerliche Gesellschaft, kein Staat kann ohne ihn bestehn. Dieser Gelehrte hat mir die Mühe erspart, eine schon an sich so unwidersprechliche Sache durch Zeugnisse zu beweisen. Man lese das zweite Buch des ersten Theils seiner göttlichen Sendung Mosis; man blättere in den ersten den besten alten Schriftstellern, und überall werden die deutlichsten Spuren von der Unsterblichkeit der Seele, von ihrer Glückseligkeit oder Unglückseligkeit nach dem Tode auch in das flüchtigste Auge fallen.

Wem aber diese Spuren, mit so abgeschmackten Fabeln vermischt, daß Juvenal*) sie zu seiner Zeit nur noch kaum von Knaben, qui nondum aere lavantur, geglaubt sahe, zu unwerth, zu elend scheinen, als daß sich den Heiden eine Hoffnung der Zukunft daraus zuschreiben ließe, die den Namen einer gegründeten Hoffnung nur einigermaßen verdiene: der erinnere sich, daß außer der öffentlichen Religion sie auch noch ihre geheimere hatten, deren hauptsächlichster Gegenstand ein höherer und zuverlässiger Grad dieser Hoffnung war. Nihil melius illis mysteriis, sagt Cicero**), quibus ex agresti immanique vita, exculti ad huma-

*) Sat. II. 148.[1]

**) De Legibus, lib. II. cap. 14. Wie ich diese Stelle anführe, so wird sie in allen Ausgaben gelesen, die ich zu Rathe ziehen können. Dessenungeachtet scheinen mir die Worte: Initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus eine verborgene Wunde zu haben, und ich vermuthe, daß es eigentlicher geheißen: initia, ut appellantur itaque verae[2] principia vitae, cognovimus. Wenigstens ist diese Lesart dem Sinne gemäßer. Denn Cicero will nicht sowohl sagen, daß die Geheimnisse der wirkliche Anfang des Lebens, sondern vielmehr, daß sie der Anfang des wahren Lebens gewesen, welches er dem wilden rohen Leben des ungesitteten Weltalters entgegensetzt.

[1] [richtiger:] II. 152. [2] vera [1795]

nitatem et mitigati sumus: Initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Man sehe da, worauf diese Geheimnisse abzielen; auf nichts geringers als auf ein fröhliches Leben und auf einen hoffnungsvollen Tod. Dieser bessern Hoffnung rühmten sich die Eingeweihten auch ungescheut und so zuversichtlich, daß sie die schwachen Seelen der Uneingeweihten mit Angst und Schrecken erfüllten.

— — ὡ[1] τρισολβιοι
Κεινοι βροτων, ὁι ταυτα δερχθεντες τελη,
Μολωσ' ἐς ᾁδου· τοιςδε γαρ μονοις ἐκει
Ζην ἐςι, τοις δ' ἀλλοισι παντ' ἐκει κακα.

O dreimal glückliche Sterbliche, die dieser Geheimnisse kundig herabfahren! Denn sie allein werden dort leben, da die andern nichts als Elend erwartet. So hatte sich Sophokles darüber ausgedrückt, und Plutarch, der uns diese Stelle aufbehalten*), merkt ausdrücklich an, daß viele tausend Menschen dadurch unruhig und schwermüthig gemacht werden.[2] (*πολλας ἀνθρωπων μυριαδας ἐμπεπληκεν ἀθυμιας περι των μυςηριων ταυτα γραψας.*) Er hält daher auch für nöthig, sie der Jugend nie ohne einen Gegensatz, der das Uebertriebene derselben mildere, vorzulesen, und schlägt jene Antwort des Diogenes dazu vor. Wie? sagt der Cyniker**), als er eine ähnliche Anpreisung der Geheimnisse hörte, so sollte es der diebische Patäcion, weil er eingeweiht ist, dort besser treffen, als Epaminondas? Der Philosoph, so ein Spötter er sonst war, läßt die Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit in ihrem Werthe, und behauptet nur, daß sie sich mehr auf ein tugendhaftes Leben, als auf den Antheil, den man an den Geheimnissen habe, gründen müsse.

*) In dem Traktate: Wie die Poeten mit der Jugend zu lesen. Er sagt nicht, aus welchem Stücke die Stelle genommen; ohne Zweifel aber hat sie sich im Triptolemus befunden, wo diesen Ceres, der die Eleusinischen Geheimnisse heilig waren, in ihren Erfindungen unterrichtete.

**) *Τι λεγεις; κρειττονα μοιραν ἑξει Παταικιων ὁ κλεπτης ἀποθανων ἡ Επαμινωνδας ὁτι μεμυηται;*

[1] *ὡς* [Plutarch] *ως* [1795, im Druckfehlerverzeichnis verbessert in] *ω*   [2] [vielleicht nur verdruckt für] worden.

Ueber die
Entstehung der geoffenbarten Religion.[1]

§.

Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese würdigsten Begriffe bey allen unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen: ist der vollständigste Inbegrif aller natürlichen Religion.

§.

Zu dieser natürlichen Religion ist ein jeder Mensch, nach dem Maaße seiner Kräfte, aufgelegt und verbunden.

§.

Da aber dieses Maas bey jedem Menschen verschieden, und sonach auch eines jeden Menschen natürliche Religion verschieden seyn würde: so hat man dem Nachtheile, welchen diese Verschiedenheit, nicht in dem Stande der natürlichen Freyheit des Menschen, sondern in dem Stande seiner bürgerlichen Verbindung mit andern, hervorbringen konnte, vorbauen zu müssen geglaubt.

§.

Das ist: so bald man auch die Religion gemeinschaftlich zu machen, für gut erkannte; mußte man sich über gewisse Dinge und Begriffe vereinigen, und diesen conventionellen Dingen und Begriffen eben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit beylegen, welche die natürlich erkannten Religions-Wahrheiten durch sich selber hatten.

§.

Das ist: man mußte aus der Religion der Natur, welche einer

[1] [Der Aufsatz über die Entstehung der geoffenbarten Religion wurde zuerst 1784 von Karl Lessing im „Theologischen Nachlaß“ seines Bruders, S. 249—254 nach der jetzt verschollenen Handschrift, die nur aus einem Quartblatte bestand, mitgeteilt und darnach 1793 im siebzehnten Teil der sämtlichen Schriften, S. 298—301 wieder abgedruckt. Daß diese elf Sätze nicht der letzten theologischen Periode Lessings angehören, steht außer allem Zweifel; wie weit sie aber in frühere Jahrzehnte hinaufzurücken sind, ist bei dem Mangel jedes äußeren Hinweises auf eine bestimmte Zeit kaum sicher zu entscheiden. Wegen der schroffen Ablehnung jeder geoffenbarten Religion verlege ich den Aufsatz in die Breslauer Zeit, etwa in das Jahr 1763 oder 1764, d. h. in die unmittelbarste Nähe des folgenden Entwurfes über die Ausbreitung der christlichen Religion, dessen Anfang überdies auch äußerlich an eine Hauptfrage unsers Aufsatzes, an die Frage nach der Wahrheit der geoffenbarten Religionen, anzuknüpfen scheint.]

allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menschen nicht fähig war, eine positive Religion bauen: so wie man aus dem Rechte der Natur, aus der nemlichen Ursache, ein positives Recht gebauet hatte.

§.

Diese positive Religion erhielt ihre Sanktion durch das Ansehen ihres Stifters, welcher vorgab, daß das Conventionelle derselben eben so gewiß von Gott komme, nur mittelbar durch ihn, als das Wesentliche derselben unmittelbar durch eines jeden Vernunft.

§.

Die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staate nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modificirt wird, nenne ich die innere Wahrheit derselben, und diese innere Wahrheit derselben ist bey einer so groß als bey der andern.

§.

Alle positiven und geoffenbarten Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch.

§.

Gleich wahr: in sofern es überall gleich nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen.

§.

Gleich falsch: indem nicht sowol das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt.

§.

Die beste geoffenbarte oder positive Religion ist die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt. — — — — — — — — — — — — — —

Von der Art und Weise
der
Fortpflanzung und Ausbreitung
der christlichen Religion.[1]

Unter den Gründen für die Wahrheit der christlichen Religion ist derjenige keiner von den geringsten, der von der Art und Weise ihrer Fortpflanzung und Ausbreitung hergenommen wird.

Hierinn soll sich die unmittelbare Hand Gottes zeigen.

Ich leugne nichts; aber um mich davon zu überzeugen, darf ich doch wohl den natürlichen Lauf der Dinge etwas genauer betrachten, um zu sehen, wie weit es durch diesen allein mit einer Religion hätte gedeihen können, deren anderweits erwiesene Richtigkeit ich so lange bey Seite setze.

Man hat drey Stücke bey Einführung einer jeden Neuigkeit zu erwägen. 1) Wie vortheilhaft die äussern Umstände, 2) wie kräftig die Mittel, 3) wie stark die Hindernisse sind.

Dies sey auch hier mein Leitfaden. Anfangs will ich die äussern

[1] [Der Aufsatz wurde 1784 von Karl Lessing im „Theologischen Nachlaß" seines Bruders, S. 191—218 mitgeteilt und darnach 1793 in den sämtlichen Schriften, Teil XVII, S. 224–265 wieder abgedruckt. Über die jetzt verschollene Handschrift bemerkt der erste Herausgeber a. a. O. S. 35: „Es ist ein Manuscript von funfzehn Bogen in Quart, und freylich weiter nichts als ein ziemlich ausführlicher Entwurf zu einem großen Werke. Aus der Hand siehet man, daß er es vor langen Zeiten muß aufgesezt haben." Später, S. 207 und 210 (in unserer Ausgabe S. 324 und 326 Anm.), erwähnt Karl Lessing noch drei halbe und einen ganzen Bogen, „die in dem Manuscripte besonders lagen" und teils von den Christenverfolgungen, teils von der Ausrottung der Bacchanalien in Rom handeln. Den Inhalt dieser Bogen hat er unlösbar mit unserem Aufsatze verbunden, in der wohl richtigen Meinung, daß nach dem Willen seines Bruders beides zusammen gehöre. Doch hat allem Anscheine nach Karl Lessing die einzelnen Bemerkungen der Handschrift nach eignem Gutdünken neu geordnet und dabei die verschiedenen Entstehungsphasen des Aufsatzes, die sie aufwies, verwirrt. Die Handschrift scheint einen ersten, kurzen Entwurf, dann aber mehrere Aufzeichnungen aus etwas späterer Zeit, als Lessing bereits an die Ausführung dieses Entwurfes geschritten war, enthalten zu haben, Aufzeichnungen, die selbst vielleicht wieder verschiedenen Perioden der Ausarbeitung angehörten. Diese Unterschiede hob Karl Lessing auf. Jetzt lassen sie sich bei dem Mangel der Handschrift nicht mit voller Sicherheit wiederherstellen; der folgende Abdruck hält sich deshalb genau an den Text von 1784, da auch die Ausgabe von 1793 kritisch wertlos ist. Entstanden ist unser Entwurf ziemlich gleichzeitig mit den beiden vorausgehenden Aufsätzen 1763 oder 1764. Hinter das Jahr 1760 rückt ihn der Hinweis auf den „Sophokles" (vgl. unten S. 321); in die letzten Breslauer Jahre verlegt aber schon Klose, unter dessen Augen die Arbeit reifte, den „Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen" (Karl Lessing, G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 246).]

Umstände übersehen, unter welchen die christliche Religion eingeführt ward. Nemlich

1) die Umstände, in welchen sich die andern damals herrschenden Religionen,
   a) die jüdische, (1. Hauptstück.)
   b) die heidnische, (2. Hauptstück.)
2) die Umstände, in welchen sich damals die gesunde menschliche Vernunft, oder die Philosophie, befanden. (3. Hauptstück.)

Hierauf will ich die Mittel schätzen, deren sich die ersten Christen zur Ausbreitung ihrer neuen Lehre bedienten. Und zwar

1) in Ansehung ihrer Lehrart, (4. Hauptstück.)
2) in Ansehung ihrer gesellschaftlichen Verbindung. (5. Hauptstück.)

Endlich will ich die Hindernisse beurtheilen, die der neuen Religion entgegen gesezt wurden,

1) von der Obrigkeit (6. Hauptstück.)
2) von den Weltweisen (7. Hauptstück.)

Und dieser Untersuchung, sage ich zu mir selbst, unterziehe dich als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit deinen eigenen Augen. Verunstalte nichts: beschönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht.

I. Hauptstück.
Von der jüdischen Religion.

Hier wollen wir 1) die Umstände der Religion selbst, 2) die Umstände des Volks, welches sie bekannte, erwägen.

I. Abschnitt.

Die jüdische Religion hatte sich 1) weit von ihrer Lauterkeit, 2) von ihrer Einigkeit entfernt.(*)

1.

2.

Von den Trennungen und Sekten der jüdischen Religion.

(*) Hierbey nachzulesen Ph. Jacobi Hartmanni[1] Commentarius de rebus gestis Christianorum sub Apostolis. Berolini in 4. 1699.
v. Act. Erudit. anno 1700. p. 398.
conf. les Nouveaux Memoires d'Artigny T. I. p. 201.

[1] Hartmanni [fehlt 1784]

II. Abschnitt.
Von den politischen Umständen des jüdischen Volks.

II. Hauptstück.
Von der heidnischen Religion.

Und zwar 1) von der Religion des Pöbels, 2) der Klügern.

1.

Die Religion des Pöbels hatte lauter Lokal-Götzen, welche die Römer in ihrem Werthe ließen oder gar adoptirten.

2.

Die Religion der Klügern.

III. Hauptstück.
Von der Philosophie.

1) Von dem Untergange der vornehmsten alten Sekten.
2) Von der Entstehung der neuern,
   1) der Eclectischen,
   2) der Pythagorisch-Platonischen.

I.

Die vornehmsten von den alten berühmten Sekten waren ohne Häupter. Siehe die Stelle des Seneca in den quaestionibus naturalibus.

Und diejenigen, welche diese Sekten noch lehrten, lehrten sie mit vielen Verfälschungen. Dieses kann nicht besser erläutert werden, als aus der Erzählung des Justinus von seinem studio philosophico. Was für einen Begrif macht er von den Stoikern! Bey den Pythagoräern schreckten ihn die mathematischen Vorübungen ab, die ihn eben so wohl von der Platonischen Schule hätten abhalten müssen, wenn die neuen Platoniker sich nicht auch in diesem Stücke von den Grundsätzen ihres Lehrers relachirt gehabt hätten.

Alle philosophische Vorübungen überspringen, besonders die mathematische, welche, ihre eignen Wahrheiten bey Seite gesezt, schon dadurch unentbehrlich wird, daß sie unsern Geist an Ordnung und deutliche genaue Begriffe gewöhnt, und ihn lehrt, was Demonstration ist; diese überspringen, sage ich, und bey dem anfangen, was die Spekulation kühnes und wunderbares hat: heißt den geraden Weg zur Schwärmerey nehmen.

Ich muß bekennen, daß mir auch Justinus diesen Vorwurf zu ver-

dienen scheint. Seine Begierde, Gott zu kennen, war rühmlich. Aber wie sich Gott nur durch seine Werke den Menschen geoffenbaret, so ist es nothwendig, auch diese Werke zu studieren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus diesen Werken abstrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes hinaufzusteigen.

II.

1.

2.

IV. Hauptstück.

Von der Lehrart der ersten Christen.

Sie war nach aller möglichen didaktischen Klugheit eingerichtet. Denn

1.

Sie begnügte sich größtentheils nur mit Bestreitung der übrigen Religionen.

2.

Sie zeigte von aussen nur den großen und schönen Lehrsatz der natürlichen Religion.

Hier ist von der doctrina arcani zu handeln. Die meisten unsrer Gottesgelehrten halten mit Kortholt(*) dafür, daß diese doctrina arcani nur die Gebräuche und Symbola der Sakramente, keinesweges aber die Lehrsätze betroffen, und erst gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts aufgekommen sey.

Ich kann dieser Meynung nicht seyn, doch bin ich eben so wenig mit der Art, mit welcher die Papisten, besonders Schelstrat,(**) das Gegentheil zu erhärten suchen, am allerwenigsten aber mit den Folgerungen, die sie daraus ziehen, zufrieden.

Indeß scheint es, daß blos diese Folgerungen und die Furcht vor selbigen, unsere Gottesgelehrten auf jenes andere Extremum getrieben.

*) D.ssert. de disciplina arcani, habita Wittebergae 1683. Und[1] Epistola ad amicum, qua Responsio ad Schelstrati[2] Dissert. Apologet. continetur. Gothae 4to 1687. vid. Act. Erudit. T. I. Suppl. p. 15.

(**) De sacro Antiocheno Concilio und Dissert. apologetica de Disciplina arcani contra Tenzelium, Romae in 4to 1685. v. Act. Erudit. anno 1685. p. 541.

[1] [Vielleicht nur durch ein Versehen ist 1784 der Name des Verfassers ausgefallen:] Wilhelmi Ernesti Tentzelii [2] [richtiger:] Schelstratis

Ich will mich in diese Streitigkeit nicht einlassen; sondern lediglich die Anmerkungen mittheilen, die ich bey meiner eignen Lektüre der ersten Kirchenväter über diesen Punkt gemacht habe.

1) Daß die doctrina arcani weit früher aufgekommen, als erst gegen das Ende des zweyten Seculi, beweise ich

a) aus der Natur der Sache selbst,

b) aus Zeugnissen, und zwar aus Spuren derselben

1) in den Vorwürfen der Heiden, und besonders

2) des Celsus

3) beym Plinius.

2) Die doctrina arcani war keine Nachahmung der heidnischen Mysterien, sondern vielmehr eine sehr heilsame Klugheit, wenn die Heiden nicht die nemlichen Waffen, mit welchen sie die Christen angriffen, gegen sie umkehren sollten. Mußten sie nicht schon, nur in dem Artikel von der Gottheit Christi, die so oft verspottete Mythologie der Heiden zu ihrer Schutzwehr machen? Man sehe die Apologie des Justinus.

3) Man muß einen Unterschied unter den Lehrsätzen machen, welche sie verbargen. Einige verbargen sie nur Heiden überhaupt, andere den Katechumenen. Die ausdrückliche Stelle des Cyrillus deshalb. Welches die Lehrsätze der erstern; welches die Lehrsätze der zweyten Gattung gewesen.

4) Die doctrina arcani hörte auf, so bald das Christenthum die herrschende Kirche ward; und sie die Spöttereyen der Heiden nicht mehr zu befürchten hatte. Gab es schon noch bis in das 7te Jahrhundert noch Katechumenen, so waren sie doch von einer ganz andern Art.

3.

Mit ihren eigentlichen Lehrsätzen hielten sie zurück, und reizten dadurch die Neugierde.

Der Exempel sind in der alten und neuen Geschichte unzählige, wie viel Anhänger die bloße Neubegierde verschaffen kann.

Cyrillus selbst sagt es an einem Orte, daß bey vielen die Neubegierde die erste Triebfeder gewesen, warum sie zu den Christen getreten.

Muthmaßung über diejenigen, welche ihre Taufe verschoben. Es waren Leute, die ihre Neubegierde ohne Zweifel gesättigt hatten, und die den verlassenen Aberglauben nur mit einem andern zu vertauschen fürchteten. Conf. Tob. Pfanneri de Catechumenis antiquae Eccles. liber. Gothae in 12. v. Act. Erudit. anno 1688. p. 334.

4.

Und wußten durch die Heiligkeit ihres Lebens ein großes Vorurtheil für die Lauterkeit ihrer Lehrsätze zu erwecken.

5.

Und endlich wußten sie, wenn sie diese geheimen Lehrsätze entdeckten, solche 1) durch eine Afterphilosophie, die damals Mode war, zu bemänteln; 2) durch untergeschobene und erdichtete Prophezeyungen und Bücher zu erhärten.

V. Hauptstück.

Von den gesellschaftlichen Verbindungen der ersten Christen.

1) Von ihrer Allengefallenheit.

2) Von ihrer Gemeinschaft der Güter und der ausserordentlichen Unterstützung, welche die Reichen die Bedürftigen genießen ließen.

Der Geitz war bey den ersten Christen das abscheulichste Laster, welches alle in sich begrif; die Milde hingegen und die Bereitwilligkeit sein Vermögen mitzutheilen, die erste Tugend.

Besonders war diese Unterstützung derer, welche in Verfolgungen des Namens Christi wegen geriethen, ganz unglaublich. Wer nichts im Vermögen hatte, ihnen zu schicken, war verbunden zu fasten, und ihnen das Antheil von Speise auf diesen Tag zu senden.

3) Von ihrer Nachsicht gegen alle Arten von Ketzer.

Man kann diese Nachsicht als einen Beweis der Bescheidenheit und Liebe der ersten Christen betrachten; aber hört sie darum auf, die Wirkungen der feinsten und studiertesten Politik gehabt zu haben?

Ihr Einfluß auf die Ausbreitung der christlichen Religion aber bestand darinn, daß

a) Die Trennung von der heidnischen Religion um so viel größer ward. Denn jeder Sektenstifter arbeitete nunmehr für seine eigene Rechnung, und schafte sich die Anhänger unter den Heiden, die er unter den Christen nicht finden konnte.

b) Diejenigen, die sich von den Christen verführen ließen, waren vielleicht Leute, die ohnedies wieder zu der heidnischen Religion zurückgesprungen wären, wenn man ihnen die Freyheit, ihren besondern Meynungen zu folgen, hätte streitig machen wollen. Da man ihnen aber

nachsah, so kamen sie oder ihre Kinder wieder nach und nach in den Schoos der gemeinen Kirche zurück, welche die Klugheit gehabt hatte, sie nie ganz zu verstoßen.

c) Viele von diesen Sekten wußten sich den Verfolgungen zu entziehen, und wuchsen um so viel ruhiger zu einer künftigen Verstärkung des großen Haufens, als dieser auf die Einheit in der Lehre schärfer zu dringen anfieng.

Z. E. Selbst die Anhänger des Simon wurden von den Heiden mit unter dem Titel der Christen begriffen. Origenes contra Cels. lib. V. Da sie aber die Verehrung der Götzen für eine gleichgültige Sache erklärten, so konnten sie sich den Verfolgungen leicht entziehen, idem lib. VI. und Justinus Apol. 2.[1] sagt ausdrücklich, daß sie in Ruhe gelassen worden, als man die Christen offenbar verfolgte. So zahlreich aber Anfangs diese Sekte war, so sehr war sie doch gegen die Hälfte des dritten Jahrhunderts geschmolzen, da Origenes wenige oder gar keine mehr kannte. Sie verloren sich: und wo anders hin, als in den Schoos der rechtgläubigen Kirche?

So ist der Schnee, der auf den Bergen fällt, bestimmt, zu seiner Zeit den Strom der Thäler zu schwellen.

4) Von ihrer Gelindigkeit gegen die Sklaven.

Pseudo-Clemens Constitut. Apost. lib. VIII. c. 33. Ego Petrus et ego Paulus constituimus, ut servi quinque diebus operentur, Sabbato vero et Dominica quiescant vel ferientur in ecclesia propter doctrinam pietatis. Sabbatum enim diximus creationis habere rationem, Dominicam resurrectionis. Und ferner heißt es: magna hebdomade tota et ea, quae illam sequitur, servi otientur, desgleichen noch viele Feste.

Bey den Griechen, bey welchen die Knechtschaft noch sonst am leidlichsten war, wars ein ausdrückliches Gesetz, *μη ἐξειναι ἀργον τρεφειν δικετην.*

NB. Dieses Gesetz hat uns Ulpianus aufbehalten. (v. Petiti Comment. in leges atticas Lib. II. Tit. VI. Edit. Heinec. p. 265.) und er setzt hinzu: *διοπερ δι μεν ἀυλοποιους, δι δε μαχαιροποιους ἐιχον τους δουλους.* Aber warum war es gleichwol eine Schande, wenn die Griechen nicht allein selbst ein Handwerk trieben, sondern

[1] [vielmehr I, 26]

auch nur durch ihre Knechte treiben ließen? Ich habe in meinem Sophokles[1] eine Stelle aus dem Plutarch angeführt.

Die ersten Christen feyerten nemlich beyde Tage, ob sie schon die Feyerung des Sabbats nicht für nothwendig hielten. Warum sollten Sklaven nicht gern eine Religion angenommen haben, die ihnen zwey Siebentheile ihrer Mühseligkeiten erließ?

Ich will indeß nicht behaupten, daß wirklich Petrus und Paulus dieses Gesetz gegeben, die vielmehr in diesem Punkte völlige Freyheit gelassen. Genug daß man daraus sieht, was zu den ersten Zeiten üblich gewesen.

Ich weiß auch, daß die Feyerung von aller Arbeit an solchen Tagen in den nachfolgenden Zeiten untersagt ward; allein das geschah erst dann, als das Christenthum schon etablirt, und es nunmehro Zeit war, daß die Christen auch endlich einmal dem Staate nützliche Bürger würden. Z. E. in dem Concilio Laod. welches gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts gefeyert ward. Cap. 29. Quod non oporteat Christianos judaizare et in Sabbato ociari; diem autem dominicum praeferentes ociari, si modo possint,[2] ut Christiani. Quod si inventi fuerint judaizare, Anathema sint a Christo.

VI. Hauptstück.

Von den Hindernissen, welche die Obrigkeit der christlichen Religion entgegen sezte.

Hier wird es auf einen richtigen Begrif von den Verfolgungen ankommen, zu welchem folgende Bemerkungen etwas beytragen werden.

Erst von den Verfolgungen der Juden.

Diese konnten nicht weit gehen, weil die Juden nach ihrer damaligen Staatsverfassung ihnen nicht an das Leben kommen konnten. Wenn ja Christen durch sie umgebracht wurden, so hatten sie sich dieser Gewalt nicht ohne Gefahr angemaßt. Dieses zeigt der Tod des heil. Jacobus. Der Hohepriester Ananus machte sich die Zeit zu Nutze, da der Landpfleger Festus gestorben, und der neue, Albinus[3], noch unterwegens war. Diese Vermessenheit bekam ihm auch sehr übel; Albinus[3]

[1] [Hiezu wies Karl Lessing 1784 auf die Absicht seines Bruders „den Sophocles deutsch herauszugeben“ und auf S. 24 f. der 1760 gedruckten Bogen über den griechischen Tragiker hin; vgl. oben Bd. VIII, S. 304.] [2] possent, [1784] [3] Albius [1784]

schrieb ihm deshalb einen sehr zornigen Brief, und nach drey Monaten ward er von dem Agrippa seines Priesterthums entsezt.

Hernach von den Verfolgungen der Römer.

I. Unter dem Nero.

Sie war weder allgemein, noch eine eigentliche Religionsverfolgung. Denn er ließ sie nicht als Christen umbringen, sondern, wie bekannt, als vorgebliche Mordbrenner; als Elende, auf die er den Haß, den ihm seine neugierige oder stolze Grausamkeit zugezogen hatte, wälzen zu können glaubte. Ergo (Taciti Annal. XV. cap. 44.[1]) abolendo rumori Nero subdidit reos, et quaesitissimis poenis adfecit, quos per flagitia invisos, vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis ejus Christus, qui Tiberio imperitante per Procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat. Repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursus erumpebat, non modo per Judaeam, originem ejus mali, sed per urbem etiam, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque. Igitur primo correpti qui fatebantur, deinde indicio eorum multitudo ingens, haud perinde in crimine incendii, quam odio humani generis convicti sunt. Et pereuntibus addita ludibria, ut ferarum tergis contecti, laniatu canum interirent, aut crucibus affixi, aut flammandi, atque ubi defecisset dies, in usum nocturni luminis urerentur. Hortos suos ei spectaculo Nero obtulerat et Circense ludicrum edebat, habitu aurigae permixtus plebi vel curriculo insistens. Unde quanquam adversus sontes et novissima exempla meritos miseratio oriebatur, tanquam non utilitate publica, sed in saevitiam unius absumerentur. Wenn die lezten Worte gehörig genommen werden, so liegt sogar ein Verweiß und ein Tadel darinn, daß Nero die Christen zwar unüberwiesener Verbrechen wegen, nicht aber ihres Aberglaubens wegen hinrichten lassen. Orosius, welcher (lib. VII. c. VII.) hinzusezt, ac per omnes provincias pari persecutione Christianos excruciari imperavit, verdient keinen Glauben. Man kennet ihn als einen Schriftsteller, der immer aus seinen Quellen mehr schöpfte, als drinnen ist. Auch Sulpicius Severus ist verdächtig, wenn er sagt: latis legibus religio vetabatur, palamque edictis propositis, Christianum esse non licebat. Denn befanden sich

[1] cap. 84. [1784]

nicht Christen selbst unter dem Hausgesinde des Nero? Und was fragte Nero darnach? er, dem alle Götter und Religionen gleichgültig waren, bis auf seine Dea Syria,(*) bis er auch diese gegen eine noch elendere Armseligkeit vertauschte.

Und man lese nur in der Apostelgeschichte, wie Paulus in Rom gehalten ward, ob dieses einer Verfolgung sehr ähnlich sieht? Und warum er endlich wohl gar frey gegeben? Was von seinem nachherigen Märtyrtode zu Rom nebst Petro erzählt wird, ist voller Widersprüche und Fabeln, und er kann hingerichtet seyn worden, ohne daß die Christen überhaupt deswegen verfolgt worden, wie denn Nicephorus selbst und andere seine Streitigkeiten mit dem Simon zur Hauptursache machen.

II. Unter dem Domitian.

Auch diese hat nicht das geringste Ansehen einer allgemeinen Verfolgung. Sie ist auch vielleicht nicht viel schrecklicher gewesen, als die, welche eben dieser Kaiser gegen die Philosophen ergehen lassen. Und vielleicht gar, daß dort das Christenthum blos der Vorwand, und hier ein wirklicher Haß gegen die Weltweisheit der Grund war.

Viele, sagt Dio Domit. cap. 14. *ἐς τα των Ἰουδαιων ἠθη ἐξοκελλοντες,* qui ad mores Judaeorum aberraverant, wurden der Ohngötterey wegen verdammt, und einige verloren das Leben, andere nur ihr Vermögen.

Von der Verfolgung der Philosophen, sagt hingegen eben dieser Geschichtschreiber, nachdem er erzählt, daß er den Rusticus Aurulenus, *ὁτι ἐφιλοσοφει,* aus dem Wege räumen lassen: *ἀλλοι τε ἐκ της ἀυτης ταυτης της κατα την φιλοσοφιαν ἀιτιας συχνοι διωλοντο· και δι λοιποι παντες ἐξηλαθησαν ἀυθις ἐκ της Ῥωμης.* Sie wurden häufig umgebracht, und die übrigen alle aus der Stadt gejagt.

Ganz sonderbar ist es, wenn Kortholt und andere die Verfolgung, welche Domitian gegen die Nachkommen Davids ergehen ließ, mit zu den Verfolgungen gegen die Christen rechnet. Es ist wahr, sie traf einige Christen mit, als die Enkel des Juda, welcher ein Bruder des Herrn nach dem Fleische heißt; sie ist aber dem ohngeachtet für eine Verfolgung des Christenthums so wenig zu rechnen, daß dem Christenthume nichts

(*) Suetonius Nerone cap. 56.

vortheilhafteres[1] hätte seyn können, als wenn dem Domitian sein Vorsatz, alle Nachkommen des Davids auszurotten, gelungen wäre.

In der Stelle des Orosius, die hiervon handelt,(*) muß wohl offenbar statt invidetur, diffiditur[2] gelesen werden.

Tertia persecutio, schreibt Sulpicius Severus,(**) per *Trajanum* fuit: qui cum tormentis et quaestionibus nihil in Christianis morte aut poena dignum reperisset, saeviri in eos ultra vetuit.

Es ist falsch, daß Trajanus eine Verfolgung gegen die Christen befohlen. Es erhellt solches keineswegs aus dem Briefe, den Plinius deshalb an ihn schrieb, und das Zeugniß des Eusebius (Histor. Eccl. lib. III. c. 32.) widerspricht ihm völlig. *Μετα Νερωνα και Δομετιανον, κατα τουτον ὃν νυν τους χρονους ἐξεταζομεν* (des Trajanus nemlich) *μερικως και κατα πολεις ἐξ ἐπαναςασεως δημων, τον καθ' ἡμων κατεχει λογος ἀνακινηθηναι διωγμον.* Die Verfolgung war nur zum Theil; in dieser und jener Stadt; und ward nicht durch öffentliche Gebote, sondern durch den Aufstand des Pöbels veranlaßt. — — — — — —[3]

1.

Die Verfolgungen waren fast nie allgemein. Ueberhaupt kamen sie auch zu spät. Die erste Verfolgung des Nero fällt in das 30. Jahr nach Christi Himmelfahrt. Wo waren seine Jünger damals nicht schon hingekommen?

2.

Waren fast nie durch förmliche Gesetze befohlen.

3.

Hatten fast immer eine andere Ursache, als die Religion.

Die Heiden bestraften die ersten Christen nicht sowol wegen ihrer Religion, als wegen der Uebertretung der Gesetze. Die Heiden hatten keine Gesetze, welche die Gewissen bunden, und dieses und jenes zu glauben befahlen. Aber sie hatten Gesetze, welche alle Zusammenkünfte, und

(*) Beym Kortholt p. 58.[4]

(**) Sacrae Histor. lib. II. §. 45. Edit. Horn.

[1] [vielleicht nur verdruckt für] vortheilhafter [2] diffidetur [1784] [3] [Hiezu bemerkte Karl Lessing 1784: „Das ist alles, was ich über die christliche Verfolgung auf 3 halben Bogen, die in dem Manuscripte besonders lagen, von ihm gefunden. Nun folgen seine generellen Bemerkungen darüber."] [4] [Das Citat bezieht sich auf Christiani Kortholti de persecutionibus ecclesiae primaevae sub imperatoribus ethnicis liber (Kiel 1689).]

besonders alle nächtliche Zusammenkünfte,(*) bey schwerer Strafe untersagten. Ueber diese hielten sie, und wenn die Christen diese übertraten, so wurden sie nicht als Christen, sondern als Uebertreter der Gesetze verfolgt und bestraft. Ja, ich setze frey hinzu: sie verdienten bestraft zu werden, und zwar um so viel mehr, da ihre Religion dergleichen Zusammenkünfte im geringsten nicht erforderte. Wo zwey oder drey in meinem Namen versammlet sind &c.

Ich sage diese Versammlungen gehörten nicht zu dem Wesen der Religion. Sie konnte ohne sie bestehen, ohne sie ausgebreitet werden. Gesezt aber, diese Versammlungen wären ein wesentliches Stück der Religion gewesen, oder von den ersten Christen dafür gehalten worden: so war ihnen doch noch ein anderer Weg übrig, ehe sie, den Gesetzen zuwider, heimliche und nächtliche Zusammenkünfte anstellten; dieser nemlich, daß sie sich bey der Obrigkeit desfalls meldeten, und sich die Erlaubniß dazu auswirkten. Dieses hatten auch die Juden thun müssen, und ihre Synagogen waren sonach von den verbotenen Hetärien ausgenommen.

Wozu also das Zusammenlaufen? wozu die nächtlichen Versammlungen ganzer Schaaren von allerley Alter und Geschlecht? Diese mußten nothwendig einer guten Policey verdächtig seyn.

Aus diesen geheimen verbotenen Zusammenkünften nahm Celsus seinen ersten Grund wider die Christen. Daß Origenes sehr schlecht darauf geantwortet habe, hat auch Mosheim erkannt. (S. 16.) Allein daß die Antwort, welche Mosheim darauf giebt, hinlänglicher sey, ob sie gleich weniger anstößig ist, glaube ich schwerlich. Denn

1) ist es falsch, daß die Zusammenkünfte der Christen nicht mit unter den verbotenen begriffen, und daß dieses Verbot nur die wollüstigen, aufrührischen und ärgerlichen Zusammenkünfte verboten. Sie waren es alle ohne Ausnahme. Siehe was der Consul bey dem Livius cap. XV. lib. 39. sagt, als die Bacchanalien abgeschaft wurden.

(*) Nach den Gesetzen des Romulus: Nocturnas in templo vigilias ne habento. Conf. Balduinus ad leges Rom. in Heineccii Jurisprud. R. et Att. T. I. p. 34.

Nach den Gesetzen der zwölf Tafeln: Si quis in urbe coitus nocturnos agitaverit, capite luito. Tab. IX. lex VI. Edit Funcc. p. 401.[1] Balduinus in leges XII. Tab. c. 4. l. c. p. 74.

[1] [richtiger: p. 400.]

2) Und woher wußten denn die Heiden, daß die Zusammenkünfte der Christen wirklich so unschuldig waren? Sezt hier Mosheim nicht eben sowol als Origenes als bewiesen und ausgemacht voraus, was zwischen ihm und dem Celsus streitig ist?

Daß aber die Römer überhaupt nie eine Religion als Religion verfolgt, sondern nur in sofern sie mit gewissen Anordnungen verknüpft war, welche den guten Sitten oder ihrer Staatsverfassung zuwider waren, erkennet man deutlich aus der Ausrottung der Bacchanalien, unter[1] dem Consulate Sp. Postumius Albinus und Q. Marcius Philippus (anno u. c. 568. a. C. 186.) welche Livius l. c. weitläuftig beschreibt. Denn nachdem sie solche nun mit der äussersten Strenge verfolgt, so stellten sie sie doch noch demjenigen frey, welcher sich Gewissens halber dazu verbunden achten würde, und verordneten nur, daß sie nicht ohne Vorwissen des Prätors und Erlaubniß des Senats gehalten werden sollten. Si quis tale sacrum solenne et necessarium duceret, nec sine religione et piaculo[2] se id omittere posse, apud praetorem profiteretur[3] etc. c. 18. s. f.

Anmerkungen über die Erzählung des Livius von Ausrottung der Bacchanalien zu Rom.[4]

1) Ihr Urheber in Etrurien war ein gemeiner, unwissender Grieche. Graecus ignobilis in Etruriam primum[5] venit nulla cum arte earum, quas multas ad animorum corporumque cultum nobis eruditissima omnium gens invexit,[6] sacrificulus et vates etc.

Eine neue Sekte zu stiften, eine neue Religion zu predigen, ist ein Ungelehrter auch immer geschickter, als ein Gelehrter. Gesezt auch ein Gelehrter hätte sich ein noch so blendendes System ausgedacht; gesezt er besäße noch so viel Ehrgeiz, dieses System zu einer herrschenden Religion, und sich zu dem Haupte derselben zu machen: wenn er nicht die Macht besizt, welche Moses besaß; wenn er nicht schon Heerführer und Gesetzgeber eines ganzen Volks ist; oder wenn er nicht Männer, die diese Stelle begleiten, sogleich in sein Interesse ziehen kann; wenn er sich seine ersten Anhänger unter der Menge suchen muß; so wird er wahrlich seinen

[1] und unter [1784] [2] periculo [1784] [3] profiteatur [1784] [4] [Hiezu bemerkte Karl Lessing 1784: „Auch diese Anmerkungen befinden sich auf einem besondern Bogen. Ob sie gleich eine Digreßion in dem Werke sind, so hat mein Bruder sie doch bey dieser Gelegenheit gemacht, und weil er den Bogen mit dabey gelegt, sie vermuthlich dabey lassen wollen."] [5] primus [1784] [6] invenit, [1784]

ganzen Charakter verleugnen, seine ganze Denkungsart verändern müssen, um nur einigermaßen glücklich zu seyn. Wahrheit und Philosophie werden ihn bey dem Pöbel nicht weit bringen; die künstliche Beredsamkeit der Schule ist ein zu viel feines[1] Rüstzeug, so plumpe Massen in Bewegung zu setzen: er muß aufhören, Philosoph und Redner zu seyn; er muß sacrificulus et vates werden, oder es sich zu seyn stellen.

2) Nec is, fährt Livius fort, qui aperta religione propalam et[2] quaestum et disciplinam profitendo[3] animos horrore imbueret,[4] sed occultorum et nocturnorum antistes sacrorum.

Das ist das wahre Kunststück eines neuen Religionsstifters. Er muß nicht sagen: komm, ich will dich eine neue Religion lehren. So ein Vortrag erweckt bey der Menge Schauder. Er fängt mit Scrupeln an, die er gegen die gewöhnliche Religion beybringt, und im Vertrauen beybringt, als ein Mann, dem das Wohl eines Freundes am Herzen liegt. Aus diesem Scrupel[5] werden Assertiones. Aus diesen Assertionen entstehen freywillige Absonderungen, erst nur in Kleinigkeiten, endlich im Ganzen. Ich verachte, wird der griechische Bacchuspriester gesagt haben, eure Götter nicht; sie wären mächtig genug, euch viel Gutes zu erweisen, wenn sie nicht vielleicht von einer mächtigern Gottheit eingeschränkt würden. Und wer könnte wohl diese seyn? fragte die fromme Neubegierde. — Ich vermuthe nur. Denn die Götter, wie du wohl weißt, sind immer einer mächtiger als der andere. Die Götter des weisen und berühmten Griechenlands zum Exempel. Doch auch unter diesen giebt es einige von ganz besonderer Gewalt und Bereitwilligkeit, den Menschen, die in gewissen ihnen gefälligen Gebräuchen unterrichtet sind, zu helfen. — Nenne mir doch diese. — Sie werden in Griechenland selbst sehr geheim verehrt. — Aber du kennst sie doch? — Ich kenne sie; und kenne sie als sehr eifersüchtige Wesen, die nicht von Jedermann gekannt seyn wollen, die ihre Geheimnisse nicht unter den Pöbel gebracht wissen wollen, weil sie mit der Kenntniß dieser Geheimnisse ein für allemal ihren unausbleiblichen Beystand verbunden haben. Ein Schauder überfällt mich, laß uns von etwas anders sprechen — Ich hielt dich für meinen Freund — Und hältst mich nicht mehr dafür? — Kann ich? Freunde sollten alles gemein haben; und du behältst mir das vor, was nicht allein Freunden,

[1] [doch wohl verdruckt für] ein viel zu feines [2] ob [1784] [3] profitendi [1784] [4] imbuerat, [1784] [5] [vielleicht nur verdruckt statt] diesen Scrupeln

was allen Menschen gemein seyn sollte. — Lege mir es nicht so nah. An meinem Willen fehlt es nicht; aber prüfe dich selbst, ob du im Stande bist, ganz neue sonderbare Dinge zu hören, zu glauben, zu thun. — Du warest[1] es doch im Stande? — Aber welche Ueberwindung hat es mich gekostet. Ich zittre noch; genug es ist überstanden — Auch ich werde es überstehen —

Nun ist die Neubegierde aufs höchste; nun ist die Bereitwilligkeit da; nun nimmt das Spiel seinen Anfang.

3) Initia erant quae primo paucis tradita sunt: deinde vulgari coepta per viros mulieresque.

Die ersten Dutzend Anhänger sich zu schaffen, recht blinde, gehorsame, enthusiastische Anhänger, ist für den neuen Religionsstifter das Schwerste. Hat er aber nur erst die, so geht das Werk weit besser von Statten. Welcher Mensch hat nicht andre Menschen, über welche ihm Natur oder Glück eine Art von Superiorität ertheilen. Wer will, wenn er erleuchtet zu seyn glaubt, nicht gern wieder erleuchten? Der Ungelehrteste, der Einfältigste ist darinn immer am geschäftigsten. Man sieht dies alle Tage. Es bekomme ein eingeschränkter Kopf gewisse halbe Kenntnisse von dieser oder jener Wissenschaft und Kunst. Bey aller Gelegenheit wird er davon plaudern. ꝛc.

Besonders die Weiberchen! Es ist zu bekannt, wie vortreflich sie[2] sich alle Häupter neuerer Religionen und Sekten, gleich dem Stifter der ersten — — — im Paradiese, zu Nutze zu machen gewußt haben.

4) *additae(*)* voluptates religioni vini et epularum, quo plurium animi illicerentur.

Dieses erinnert mich an die Liebesmähler der ersten Christen. Wozu diese heiligen Schmausereyen? Ich glaube im geringsten nicht, daß bey ihren Stiftungen die Gesetze der Ehrbarkeit und Mäßigkeit übertreten worden. Aber diese Uebertretung folgte gar bald, und man sehe nur, wie sehr schon der Apostel Judas in seiner Epistel v. 12. wider die Misbräuche, die dabey vorgiengen, eifert. Auch der Apostel Petrus II. Epist. 2, 13! In welcher Stelle es wohl keine Frage ist, ob für

(*) additae, sagt Livius. Sie waren also nicht das Hauptwerk. Der Betrüger debitirte auch nicht damit.

v. le Misopogon de Julien, de la traduct. franc. p. 53. u. 124.

[1] wärest [1784] [2] sie [fehlt 1784]

ἀπαταις, ἀγαπαις gelesen werden müsse, da es aus dem Parallelismus mit der Epistel Judä deutlich genug erhellet. Diese Mißbräuche wuchsen auch mit der Zeit so sehr, daß man für nöthig hielt, sie auf den Kirchenversammlungen erst einzuschränken, und endlich ganz und gar zu verbieten. (*)

Plinius (**) sagt von diesen Liebesmahlen, daß sie zusammen gekommen wären ad capiendum cibum, promiscuum tamen et innoxium. Ich finde keinen Ausleger, der dieses promiscuus erklären wolle; daß ich also zweifle, ob es viele gehörig verstanden. Sartorius hat es wenigstens nicht verstanden, wenn er es übersezt: sie wären zusammen gekommen, unter sich, doch nach gemeiner Art, und sonder Jemands Nachtheil, zu speisen. Die Ungewißheit in welcher auch die Herausgeber sind, ob sie das tamen zu promiscuus oder zu innoxius ziehen sollen, zeigt schon, daß sie nicht deutlich genug gesehen. Ich glaube, daß nicht sowol alle Speisen unter einander damit gemeynet werden, als die Vermischung der Gäste selbst von allerley Stand, Alter und Geschlecht. Diese Vermischung war den Alten bey ihren Gastereyen etwas ganz ungewöhnliches und anstößiges. Und darum will Plinius sagen, ob schon von dieser Seite ihre Gastereyen anstößig, so wären sie doch sonst von allem Frevel frey.

Daß die Beschuldigungen des Cäcilius beym Minutius Felix wahr sind, ob sie schon nur[1] von den Carpocratianern (***) galten, und es sich die ersten Christen durch ihre allzugroße Gelindigkeit und Nachsicht gegen alle Arten von Ketzern zuzuschreiben hatten, wenn die Heiden, was sie von den Ketzern in Erfahrung brachten, den Christen überhaupt zuschrieben.

5) Hujus mali labes ex Etruria Romam, velut contagione morbi, penetravit. Primo urbis magnitudo capacior patientiorque talium malorum, ea celavit.

Der Enthusiasmus ist eine wahre ansteckende Krankheit der Seele, die mit einer unglaublichen Geschwindigkeit um sich greift. Shaftsbury.

(*) In dem 4ten Jahrhunderte v. P. I. Tilemanni Commentarium in Epistolam Judae in Appendice de Agapis. Marburgi in 8vo 1693. et Act. Erudit. anno 1694. p. 368.

(**) Epist. 97. Lib. X.

(***) Clemens Alexandr. Stromat. lib. III. §. 2. p. 514. Edit. Potteri.

[1] nur [fehlt 1784, von Lachmann eingefügt]

Seinen ersten Schauplatz muß der neue Religionsstifter auf dem Lande, in kleinen Orten wählen. Hat er aber da die ersten Anhänger sich verschaft, so sucht er ein größeres Theater, und die größte Stadt ist für ihn immer die beste. Ein Jünger fängt auf dieser, der andere auf jener Ecke an; die verschiedenen Flammen fressen in der Stille fort; endlich treffen sie zusammen, und die halbe Stadt steht in der schrecklichsten Feuersbrunst, noch ehe die Policey Rauch gemerkt hat. — — — — — — — — — — — — — — —

4.

Die Verfolgungen konnten sich auf zwey ansehnliche Klassen von Leuten fast gar nicht erstrecken:

1) auf die römischen Bürger,
2) auf die Sklaven.

5.

Viele Kaiser thaten ihr Möglichstes, sie einzuschränken, ja sogar den Grund davon wegzuschaffen.

Aufs erstere beziehen sich ihre Verbote gegen die Angeber und die ihnen gedrohten Strafen. vid. Eusebius.

Auf das andere ist das Bemühen der Kaiser, Christum für einen Gott öffentlich erkennen zu lassen, zu ziehen. Dies ist der wahre eigentliche Gesichtspunkt, aus welchem man das, was Tertullianus vom Tiberius, Lampridius von dem Severus desfalls erzählt, betrachten muß. v. Mosheim de studio Ethnicorum Christianos imitandi.[1] Diss. Eccl. Vol. I. p. 357.

Von der Menge der Märtyrer.

Um das begreiflich und verständlich zu machen, was die Geschichtschreiber der Kirche von der unzählbaren Menge der Märtyrer sagen, kann vielleicht auch diese Anmerkung nicht undienlich seyn, daß nemlich in den ersten Zeiten nicht allein diejenigen für Märtyrer gerechnet wurden, welche Verfolgungen wegen des Namens Christi erlitten, oder gar ihr Zeugniß mit ihrem Blute versiegelten, sondern auch diejenigen, welche jenen in ihrem Gefängnisse bey ihren Duldungen nach allen Kräften beystanden, ihnen den nöthigen Unterhalt reichten, sie mit Gelde versahen, um sich dadurch ihren Wächtern gefällig machen zu können. *Τουτο γαρ*

[1] initiandi. [1784]

ποιησαντων ὑμων, μαρτυριον ὑμιν λογισθησεται. Constit. Apost. lib. V. c. 1.

Das Martyrthum gieng bey ihnen über alles. Wenn ein Catechumenus Märtyrer ward, so durfte er sich im Geringsten nicht beunruhigen, daß er noch nicht getauft sey. *Το γαρ παθος το ὑπερ Χριϛου ἐϛαι ἀυτῳ γνησιωτερον βαπτισμα.* Constit. Apost. lib. 5. c. 6.

Man erkennt hier deutlich eine menschliche Biaisirung. Niemals haben die ersten Christen die Taufe, wohl aber das Nachtmahl für unentbehrlich gehalten, obgleich die ausdrücklichen Aussprüche der Schrift für die Unentbehrlichkeit der ersten vorhanden. Wer nicht gläubt und getauft wird: So oft ihr dieses thut. Und warum dieses? Weil die Christen, besonders die angehenden, zwar in Umstände kommen konnten, die Taufe nicht erhalten zu können, aber niemals in Umstände, das Nachtmahl nicht zu genießen; indem sie von ihren Glaubensgenossen in den Gefängnissen besucht werden durften, die auch da mit ihnen essen und trinken, und sonach während demselben das Sakrament genießen konnten.

VII. Hauptstück.

Von den gegenseitigen Bemühungen der Philosophen.

Sie sezten der christlichen Religion entgegen

1.

Elende Vertheidigungen und Entschuldigungen der heidnischen.

2.

Eine eben so unbegreifliche, abgeschmackte Philosophie.

Hieher gehört die abgeschmackte Philosophie des Celsus, und die noch weit tollere des Porphyrius. Conf. *Alciphron Dial.* VI. p. m. 95. u. f.[1]

Beschluß.

Wenn aus allem, was bisher angeführt worden, folgen sollte, daß die christliche Religion durch ganz natürliche Mittel fortgepflanzt und ausgebreitet worden: so hüte man sich zu glauben, daß wider die Religion selbst etwas nachtheiliges daraus folgen könne.

[1] [Das Citat bezieht sich auf „Alciphron, ou le petit philosophe; en sept dialogues: Contenant une Apologie de la Religion Chretienne contre ceux qu'on nomme Esprits-forts" (Haag 1734), Bd. II, S. 95 ff.]

Es ist gar keine fremde Assertion unter unsern Gottesgelehrten, daß Christus selbst zu keiner bequemern Zeit in die Welt hätte kommen können.(*)

Hat nun Christus selbst die bequemste Zeit erwartet, hat er das große Wunder seiner Erscheinung nicht blos durch lauter andre Wunder unterstützen, sondern dem natürlichen Laufe der Dinge unterwerfen wollen; warum wollen wir diesen natürlichen Lauf der Dinge bey der weitern Ausbreitung aus den Augen setzen?

(*) Mosheimii Comment. de rebus Christ. cap. I. §. 3. — Quibus ex rebus rectissime statuunt, qui commodiore[1] tempore filium Dei ad homines descendere potuisse negant. conf. Origenes contra Celsum libr. II.

Fabeln in Versen.[2]

[1] commodiori [Mosheim]

[2] [Wie Klose berichtet (Karl Lessing, G. E. Lessings Leben, Bd. I, S. 244), verfaßte Lessing in Breslau, nachdem er von einem hitzigen Fieber genesen war, also im August 1764 oder in den unmittelbar folgenden Monaten, mehrere komische Erzählungen in Versen; „ingleichen versifizirte er verschiedene Fabeln." Von jenen sind uns vier erhalten (vgl. oben Bd. I, S. 177 ff. und 189 ff.); hingegen ist von den Fabeldichtungen aus dieser Zeit nichts auf uns gekommen, auch nicht eine weitere Mitteilung, durch die Kloses Worte bestätigt würden. Somit läßt sich nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob Lessing damals eigne oder fremde Fabeln versificierte; wahrscheinlicher ist freilich das Letztere. Noch zweifelhafter bleibt aber, ob diesen Fabeln auch die Schwank- und Anekdotensammlungen des Mittelalters sowie des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu Gute kamen, die Lessing nach Kloses Bericht (a. a. O. S. 244 f.) in Breslau durchsah, „um Goldkörner darin aufzufinden, welchen er das schönste Gepräge zu geben wußte".]

Laokoon.[1]

[1] [Die Vorarbeiten zum „Laokoon“ reichen bis in die ersten Breslauer Jahre, etwa 1762 oder 1763, zurück, als Lessing verschiedene kritische und antiquarische Aufsätze verfaßte, die er zuerst unter der Aufschrift „Hermäa“ zusammen drucken lassen wollte (vgl. oben S. 290). Die Mehrzahl der uns erhaltenen Entwürfe und Notizensammlungen gehört den Jahren 1763—1766 an, in denen das Werk allmählich reifte und der erste Teil für den Druck abgeschlossen wurde; die eine oder die andere Aufzeichnung fällt auch erst in die nächsten Jahre nach dem Erscheinen dieses ersten Teils. Die Fortsetzung hat Lessing bekanntlich nicht ausgeführt, obwohl er sie noch geraume Zeit lang plante; eben so wenig kam er zu einer Umarbeitung des 1766 gedruckten Bandes, von der er 1769 im 38. antiquarischen Briefe und später auch sein Bruder Karl mehrmals sprach (in den Briefen vom 10. August 1769 und 7. Januar 1775). Auch die aus seinem Nachlaß erhaltenen Papiere beziehen sich nur zum kleineren Teil auf die Fortsetzung des Werkes; in der Hauptsache sind es Vorarbeiten zum ersten Bande. Von ihnen wurde nach Lessings Tode zunächst nur eine dürftige Auswahl in der von Karl G. Lessing herausgegebenen zweiten Auflage des „Laokoon“ (Berlin 1788), S. 299—380 unter der Überschrift veröffentlicht „Anhang zum Laokoon bestehend in dem, was sich noch unter des Verfassers nachgelassenen Handschriften zur Fortsetzung desselben vorgefunden“. In einer Vorbemerkung betonte der Herausgeber, daß zu seiner Verwunderung alle diese Aufzeichnungen höchstwahrscheinlich vor Lessings Reise nach Italien fielen, und gestand, daß der „Anhang zum Laokoon“ nur „das Vorzüglichste“ enthalte, was er an hieher gehörigen Papieren im Nachlaß seines Bruders gefunden. Als aber Eschenburg 1792 im zehnten Teil der sämtlichen Schriften, S. 3—102 die nämlichen Aufzeichnungen unvermehrt wieder abdruckte, bemerkte er in der Vorrede (S. III) irrtümlich, das sei alles, was der Nachlaß enthalte. Wieder verglich dann Lachmann die Handschriften für den elften Band seiner Ausgabe (Berlin 1839). Er verbesserte darnach das von Karl Lessing Mitgeteilte mannigfach, ordnete es anders und vermehrte es um einige Blätter. Einen vollständigen Abdruck aller auf den Laokoon bezüglichen Papiere brachte aber erst 1869 die Hempel'sche Ausgabe von Lessings Werken Teil VI, S. 192—327), dann wieder mit einzelnen Berichtigungen, jedoch in willkürlich veränderter Anordnung die zweite Auflage von Hugo Blümners vortrefflicher Ausgabe des „Laokoon“ (Berlin 1880), S. 351—478, schließlich der ebenfalls von Blümner herausgegebene neunte Teil der Lessingischen Werke in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“, S. 175—256, wiederum in anderer Ordnung. Die Handschriften, die diesen Ausgaben zu Grunde lagen, gehörten einst der Familie Friedlaender und befinden sich seit 1876 im Besitze des Geheimen Justizrats Herrn Robert Lessing in Berlin. Sie bestehen aus 26, in der Hauptsache noch von Lachmann geordneten Nummern (Nr. I—XII und XIV—XXVII, Nr. XIII fehlt); doch beziehen sich einzelne dabei liegende Blätter nicht auf den „Laokoon“, sondern auf spätere Schriften Lessings. Ich durfte sie zu wiederholten Malen neu vergleichen und kann deshalb in dem folgenden Abdruck mehrere kleine Versehen berichtigen, die auch Blümners Text noch aufweist; ferner teile ich zum ersten Male die Korrekturen mit, die Lessing selbst in den Handschriften vornahm. Die einzelnen Papiere ordne ich so, wie sie vermutlich ihrer Entstehung nach auf einander folgen dürften. Zum Teil ist dies schon von den frühern Herausgebern, besonders aber von Emil Grosse (Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. IX, S. 166 f.) und im Einklang mit ihm von Blümner in Kürschners Sammlung geschehen. Doch versuche ich, die zeitliche Ordnung noch einheitlicher durchzuführen. Die fett gedruckten Zahlen, die die Reihenfolge der verschiednen Papiere bezeichnen, sind von mir beigefügt. Die erhaltenen Handschriften werden einzeln Nummer für Nummer beschrieben; vgl. darüber auch Hempels Ausgabe, Bd. VI, S. 178 f. und Grosse a. a. O. S. 163 f. Die Lesarten von 1788 und 1792 sind ohne kritischen Wert, darum im Folgenden nicht angemerkt.]

1.[1]

Die Aehnlichkeit und Übereinstimmung der Poesie und Mahlerey ist oft genug berührt und ausgeführt worden; aber nicht immer mit derjenigen Genauigkeit, die allen übeln Einflüßen auf die eine oder auf die andere[2] hätte vorbauen können. Diese übeln Einflüße haben sich in der Poesie durch die *Schilderungssucht*; in der Mahlerey durch die *Allegoristerey*[3] geäußert; indem man jene zu einem *redenden Gemählde* machen wollen, ohne eigentlich zu wißen, was sie mahlen könne und solle; und diese zu einem *stummen Gedichte* machen wollen, ohne eigentlich zu wißen, ob und was für Gedanken sie mahlen müße.

Diese Fehler würde man vermieden haben, wenn man auch die Unähnlichkeit und Abweichung beyder in die gehörige Erwägung gezogen hätte.

Es ist wahr, beydes sind nachahmende Künste; und sie haben alle die Regeln gemein, welche aus dem Begriffe der Nachahmung zu folgern. Allein sie brauchen ganz verschiedne Mittel zu ihrer Nachahmung, und aus dieser Verschiedenheit fließen die besondern Regeln für eine jede.

Die *Mahlerey* brauchet Figuren und Farben in dem *Raume*.

Die *Dichtkunst* artikulirte Töne in der *Zeit*.

Jener Zeichen sind *natürlich*, dieser ihre sind *willkührlich*. Und dieses sind die beyden Quellen aus welchen die besondern Regeln[4] für eine jede herzuleiten.

Nachahmende Zeichen neben einander können auch nur Gegenstände ausdrücken, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren. Solche Gegenstände heißen *Körper*. Folglich sind Körper, und ihre sinnlichen Eigenschaften der eigentliche Gegenstand der Mahlerey.

Nachahmende Zeichen auf einander können auch nur Gegenstände

---

[1] [Nr. XXV der Handschriften, 1½ Bogen groß 2°, im Ganzen 6 Seiten, von denen 2 ganz leer, die übrigen meist halbbrüchig mit sehr kleinen, bisweilen recht undeutlichen Buchstaben beschrieben sind. Das Wasserzeichen weist neben einer Figur die Worte „Breslau 1760“ auf. Der halbe Bogen enthält den ersten Abschnitt bis S. 336, Z. 19 im Folgenden und auf dem Rande die nächsten vier Zeilen; der ganze Bogen bringt auf der ersten Seite die Erörterungen über die Darstellung von Schönheit und Häßlichkeit bei Homer (S. 336, Z. 24—S. 337, Z. 29 im Folgenden), auf der letzten Seite die Einzelbemerkungen zur Ilias. Der Entwurf wurde zuerst bei Hempel, S. 268—272 gedruckt, hier als Nr. 5 gezählt. Er bildet zweifellos die älteste der uns erhaltenen Vorarbeiten zum „Laokoon“, diente stellenweise als unmittelbare, wörtlich benützte Vorlage für den ausführlichen Entwurf Nr. 3 (vgl. unten S. 340 ff.), dem gegenüber er mit seinen vielen Korrekturen auch äußerlich den Eindruck eines Konzeptes macht, und gehört deshalb spätestens dem Frühling 1763, vielleicht aber schon dem Jahre 1762 an.] [2] [in der Hs. verbessert aus] Einfluß in der und der andern [3] [die letzten vier Worte verbessert aus] Poesie durch die Allegorie [4] [verbessert aus] Stücke

ausdrücken, die auf einander, oder[1] deren Theile auf einander folgen. Solche Gegenstände heißen überhaupt **Handlungen**. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume,[2] sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in[3] jedem Augenblicke ihrer Dauer, selbst anders erscheinen und in andrer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache[4] einer folgenden[5] und so nach gleichsam das Centrum einer **Handlung** seyn. Folglich kann die Mahlerey auch **Handlungen** nachahmen, aber nur[6] **andeutungsweise durch Körper.**

Auf der andern Seite können Handlungen nicht an sich selbst bestehen,[7] sondern müßen gewißen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper seyen, schildert die Poesie auch **Körper**, aber nur **andeutungsweise durch Handlungen.**[8]

Die[9] Mahlerey kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantsten wehlen, aus welchem das vorhergehende und vergangne am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen[10] nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn[11] braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter,[12] und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände. In dieser besteht die große Manier des Homers, und der entgegengesetzte Fehler[13] ist die Schwachheit der meisten neuern Dichter, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müßen.

Der[14] Dichter der einen Gegenstand so schildert, daß ihm der Mahler

---

1 die auf einander, oder [fehlte ursprünglich Hs.] 2 [verbessert aus] der Zeit 3 [vorher] zum Theile in [durchstrichen] 4 [verbessert aus] Wirkung 5 [dahinter] seyn, demselben [?, durchstrichen] 6 [dahinter] vermittelst [durchstrichen] 7 [dahinter] sondern müßen an Körpern und durch Körper mit [noch einige unleserliche Worte, alles durchstrichen] 8 [dahinter zwei durchstrichene Zeilen:] Sowie die Mahlerey [dieses Wort verbessert aus: Mahler] nur einen einzig'n Augenblick der Handlung nutzen kann, und daher 9 [vorher noch einmal] Sowie [durchstrichen] 10 [verbessert aus] Gemählden 11 er ihn (Hs., verbessert aus] er sie 12 [verbessert aus] der poetischen Beywörter, [dieses verbessert aus] der Beywörter, 13 [über den zwei letzten Worten steht] Fall von dieser Regel [durchstrichen] 14 [vorher] Was [?] der Dichter mahlen soll [durchstrichen]

mit dem Pinsel folgen kann, verleugnet die eigenthümlichen Vorrechte seiner Kunst, und unterwirft sie Schranken, in welchen sie ihrem Mitbuhlenden unendlich nachstehet.

Da Figuren und Farben natürliche Zeichen sind, die Worte hingegen, durch welche wir Figuren und Farben ausdrücken nicht, so müßen die Wirkungen der Kunst, welche jene braucht unendlich geschwinder und lebhafter seyn, als die einer, die sich mit diesen begnügen muß.

Bewegungen können durch Worte lebhafter ausgedrückt werden, als Farben und Figuren; folglich wird der Dichter seine körperlichen Gegenstände[1] mehr durch jene als durch diese sinnlich zu machen suchen.

Tisiphone canos, ut erat, turbata capillos
Movit: et obstantes rejecit ab ore colubras.
Ovid. Metam. IV. 474.

Carceris ante fores clausas adamante sedebant
Deque suis atros pectebant crinibus angues.
ibid. 452, 53.

Cum subito juvenis, pedibus tellure repulsa,
Arduus in nubes abiit. —
ibid. 710.

Homerische Beywörter, die er fast immer braucht
die hohlen Schiffe — *κοιλης παρα νηυσι*
den Scepter *σκηπτρον χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον.*
α. 244.

I.[2] Homer hat die Häßlichkeit in dem Thersites, aber nirgends die Schönheit gemahlt; er sagt blos, Nireus war schön, Achilles noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit; aber nirgends läßt er sich in die nähere Schilderung dieser Schönheiten ein. Es verlohnet sich der Mühe die Ursachen[3] hiervon zu untersuchen. Ich glaube sie sind die:

1. Der Begrif der Schönheit ist unbestimmter als der Begriff der Häßlichkeit. Von jener macht sich ein jeder ein eignes Ideal, was von dem höchsten wahren Ideale mehr oder weniger entfernt ist. Die einzeln Züge also die der Dichter von ihr anbringen würde, könnten unmöglich auf alle Leser einerley Wirkung haben;

[1] [verbessert aus] seine Gegenstände [dieses verbessert aus] seine Körper [2] [Hier beginnt in der Hs. der ganze Bogen] [3] Ursache [Hs.]

und dennoch will er bey allen einerley Begriff erwecken. Er läßt also die Einbildung eines jeden sein eigen Spiel haben, und begnügt sich bloß aus den Wirkungen auf die Gewalt der Ursache schließen zu laßen. Als bey der Helena, deren Schönheit wir nicht sowohl sehn, als in der Wirkung welche sie auf die Alten hat, empfinden.

2. Gesetzt auch daß alle Menschen einerley Züge und Ebenmaaße für gleich schön hielten; so ist es doch ganz etwas anders diese Züge mit einmal neben einander übersehen, und ganz etwas anders sie nach einander zugezehlet bekommen. Jenes kann der Mahler thun, und die Schönheit ist daher sein eigenthümlicher Gegenstand. Auf dieses aber allein ist der Dichter eingeschränkt, und die vollzähligste Erzehlung der schönsten Züge und Ebenmaaße hat nicht halb die Wirkung, welche das mittelmäßigste Gemählde hat. Seine Beschreibung wird sich gegen[1] das Gemählde nicht anders verhalten, als die Tabelle,[2] in welcher[3] alle Glieder einer[4] prächtigen Seule nach ihrer Höhe und Auslauf verzeichnet sind, gegen diese Seule in der Natur, oder in den nachahmenden Zügen des Zeichners.[5]

3. In dem Begriffe[6] der Häßlichkeit hingegen kommen die Menschen mehr überein, und[7] durch die Auflösung der partialen Begriffe aus welchen er bestehet, gewinnt er mehr als er verliert.

II. Wenn Homer ja einen schönen oder erhabnen Gegenstand durch die Beschreibung seiner einzeln Theile neben einander schildert, so bedienet er sich dabey eines sehr merkwürdigen Kunstgriffes; nehmlich er füget so fort ein Gleichniß bey, in welchem wir den zergliederten Gegenstand wieder beysammen erblicken, welcher den erlangten deutlichen Begriff wieder verwischt[8] und dem Gegenstande nichts als eine sinnliche Klarheit läßt.

Beyspiel die Schilderung des Agamemnon, β, v. 478—81, welche Pope ganz und gar verdorben hat, indem er diesen Kunstgriff nicht gefühlt, und das Gleichniß voranimmt.

Iliad.[9] λ. 750, wo Neptun ein Paar in dicken Nebel hüllet.

— π. 789. 90, wo Phoebus unsichtbar dem Patroclus entgegen-

[1] gegen [fehlte ursprünglich] [2] [verbessert aus] Tafel [3] [verbessert aus] in der [4] [verbessert aus] der [5] [verbessert aus] Ma [= Mahlers] [6] dem Begriffe [nachträglich eingefügt] [7] [dahinter] er [durchstrichen] [8] [verbessert aus] verdunkelt [9] [Die folgenden Anmerkungen zur Ilias und zu Caylus, von einander durch einen langen Querstrich geschieden, stehen auf der letzten Seite des ganzen Bogens.]

kömmt, wo der Dichter gleichfalls sagt, daß er in vielen Nebel verborgen gewesen. Kann dieser Nebel sichtbar gewesen seyn?

Iliad. 19. Cayl. p. 104.[1] Thetis bringt die Waffen. Sie kann sie nicht allein gebracht haben, ihre Nymphen müßen sie tragen.

—— – v. 38. 39. Caylus glaubt, daß die Beschäftigung der Thetis, den Körper des Patroklus auf eine Zeit unverweslich zu machen, so ausgedrückt werden könne, wie sie der Poet beschreibt. Der Poet bey der Dacier, die den Nektar und Ambrosia in die Wunden gießen läßt. Homer hingegen läßt beydes durch die Nasenlöcher des Leichnams eintröpfeln:

Πατροκλῳ δ'ἀντ' ἀμβροσιην και νεκταρ ἐρυθρον
Σταξε κατα ρινων, ἱνα δι χρως ἐμπεδος ἐιη.

Doch lesen hier einige codices *κατα ρινου*, per cutem omnem. Dieses durch die Nase scheinet mir indeß doch beyzubehalten[2] zu seyn; um die Feinheit dieser göttlichen Nahrung anzudeuten. In eben diesem Buche v. 353. treuffelt Minerva es ihm in die Brust *ἐνι ςηθεσσι*, damit er in der Schlacht nicht ermüden möge.

2.[3]

♯

Des Verf. Vermuthung, daß Virgil mit den Zeilen Felix qui potuit den Lucrez gemeinet. p. 14. n. 48.

♯

Es heißt den Virgil von seiner dichterischen Würde gewaltig heruntersetzen, wenn man ihm mit dem Verfaßer p. 19. 20. politische Absichten bey seiner Aeneis beymißt. Ich gebe es zu, daß er gelegentlich auf die damalige Neue Staatsverfaßung einen gefälligen Seitenblick geworffen, um sich durch schmeichelhafte Anspielungen des Beyfalls des Augustus so mehr zu versichern. Allein dergleichen Zufälligkeiten zu seinem Hauptendzweck machen, ist sehr seltsam, und heißt einen Baumeister einen prächtigen kostbaren Thurm aufführen laßen, bloß in der Absicht,

[1] 104. [fehlt Hs.] [2] beybehalten [Hs.]
[3] [Die folgenden Anmerkungen zu Spences „Polymetis“ (London 1747), Nr. XXIII der Handschriften, stehen auf einem kleinen Foliobogen, von dessen 4 Seiten aber nur die ersten 3 mit flüchtiger, doch meist gut lesbarer Hand beschrieben sind, und wurden zuerst bei Hempel S. 272—276 als Nr. 6 veröffentlicht. Da einige dieser Anmerkungen hernach in dem großen Entwurfe Nr. 3 verwertet wurden, fällt ihre Aufzeichnung spätestens in den Frühling 1763, vielleicht noch in das Jahr 1762.]

um[1] in den Grundstein deßelben ich weis nicht welche geheime Nachrichten verschließen[2] zu können, die nicht eher als mit dem gänzlichen Umstürzen des Thurmes wieder zur Wißenschaft der Welt gelangen können.

‡

Des Verf. nicht ungegründete Vermuthung, daß sich Horaz selbst das Leben verkürzet. p. 21. n. 22.

‡

Des Verf. Rangordnung unter den Werken des Ovidius. p. 23. Die er aber mehr nach seinem Gebrauche, als nach dem innern poetischen Werthe gemacht zu haben scheinet, indem er die libros fastorum allen andern vorziehet, welches doch gewiß die unpoetischsten sind.

‡

Was der Verf. von der Juno sospita p. 56 sagt, ist ein wenig gezwungen, und ich sehe nicht, warum Virgil bey seiner Beschreibung nicht auf diese ihre Abbildung könnte ein Auge gehabt haben. Er hat den Servius über die Stelle des Dichters nicht zu Rathe gezogen (lib. I. Aen. v. 21) welcher sagt: Habere Junonem currus certum est. Sic autem esse etiam in sacris Tiburtibus constat, ubi sic precatur: Juno curulis, tuo curru clypeoque tuere meos curiae vernulas sane. Ohne Zweifel war diese Juno curulis mit der Sospita einerley: aber was waren das für Sacra Tiburtia?

‡

Die Grazie mit drey Paar Händen, woraus der Verfaßer nicht weis was er machen soll, ist vielleicht ein bloßes Mißverständniß. Statius braucht den Singularem für den Pluralem, p. 72. n. 51.

p. 74.

Der Verf. giebt seine Mißbilligung zu verstehen, daß Statius und Flaccus die schreckliche Venus geschildert haben, und glaubt daß man schwerlich dergleichen bey Dichtern aus einem beßern Zeitalter finden dürfte, wie denn auch die Künstler sich weislich enthalten hätten, eine solche Liebesgöttin,[3] die man für eine Alekto würde gehalten haben zu schildern.

Allein sein System hat ihn verführt, wenn er das, was die bildenden Künste aus Unvermögen unterlaßen,[4] auch von dem Dichter will

[1] um [fehlte ursprünglich] [2] [verbessert aus] verbergen [3] [verbessert aus] eine solche Venus
[4] unterlaßen müßen, [ursprünglich Hs.]

unterlaßen wißen. Freylich eine zornige wüthende Venus, in schwarzem Gewande, mit der brennenden Fackel in der Hand, ist in der Nachahmung des Künstlers keine Venus, sondern eine Furie; weil er sie uns nur in einem und eben demselben Augenblicke zeigen kann, ohne uns an die holde Venus in ruhigen Augenblicken zuvor oder hernach zugleich mit erinnern zu können. Der Dichter hingegen kann und[1] darf diese überhingehende Wuth der Liebesgöttin gar wohl schildern, weil er uns in seiner Nachahmung auch die beßere Venus zugleich mit zeigen kann: so wie es Flaccus vortrefflich thut.

— neque enim alma videri
Jam tumet, aut tereti crinem subnectitur auro
Sidereos diffusa sinus. Eadem effera et ingens ꝛc.

Der Zorn der Venus war zufällig; die Kunst aber kann keine Zufälligkeiten zeigen, die mit dem einmal angenommenen Character streiten.

♯ p. 95.

Der Verf. scheint mit dem bestraften Marsyas als Sujet zur Mahlerey nicht zufrieden zu seyn. Diese Geschichte übrigens, wie sie Ovid beschreibt (Meta. lib. VI. v. 383 u. f.), beweist,[2] daß ekle Züge sich mit dem Gräßlichen und Schrecklichen gar wohl vertragen, und solches vermehren.

♯

Ob das, was der Verf. p. 94. Not. 67,[3] von dem seltsamen Apoll sagt, nicht vielleicht zu Erläuterung derjenigen Figuren dienen dürfte, in welchen die Alten drey verschiedne Gottheiten zusammen setzten; und ob dieser Apoll nicht so eine dreyfache Gottheit ist?

♯ p. 102, n. 99.

Wegen meiner Verbeßrung des Sacrificantium in der Stelle des Plinius. Ich möchte aber nur fragen, zu weßen Ehren tanzte denn Diana? zu ihren eignen? Und wie ungewöhnlich würde dieses Wort in der eigentlichen Bedeutung seyn.

♯ p. 115. n. 10.

Die Erklärung der Stelle des Horaz invicti Glyconis ist höchst unwahrscheinlich. War diese Statue des Glyco schon zu des Horaz Zeiten so berühmt, so wäre es sehr seltsam, daß Plinius[4] dieses Meisters nicht sollte gedacht haben.

[1] kann und [fehlte ursprünglich] [2] beweist, [fehlt Hs.] [3] Not. 64, [Hs.] [4] [verbessert aus] daß Glyco Plutarch [?] da [sehr undeutlich]

Die den Peripatetiker Glyco oder vielmehr Lyco darunter verstehen, weil dieser zuletzt am Podagra gestorben, haben eben so wenig Grund vor sich. Oder vielmehr eben der Umstand, daß dieser Glyco am Podagra gestorben, würde zu einem ganz andern Schluße Gelegenheit geben: nehmlich „was helfen mir die starken Glieder des Glyco, wenn ich doch dem Podagra nicht ausweichen kann."

‡ p. 116.

Das Exempel vom Herkules der den Löwen zerreißt oder erdrückt, ist sehr dienlich den Vorzug der poetischen Mahlerey vor der würklichen zu zeigen. Jene braucht einen einzigen Zug und läßt die andern unbestimmt; diese muß sie alle bestimmen, und wird daher auch oft zu welchen genöthiget, welche den Hauptzug schwächen, ja ihm gar widersprechen. Wenn ich lese

— rabidi cum colla minantia monstri
Angeret: et tumidos animam angustaret in artus

so sehe ich bloß die Stärke des Herkules und das Ersticken des Löwen. Aber sehe ich eben dieses von dem bildenden Künstler ausgeführt, so sehe ich zugleich, wie der Löwe ihm die Hüfte[1] zerfleischt, und die Klauen in die Lände schlägt. Ich sehe also zugleich den leidenden Herkules und sollte nur den unüberwindlichen sehen.

p. 126. n. 71.

Der Verf. macht es sehr wahrscheinlich, daß der Hercules Bibax beym Stosch, der kleine Herkules des Lysippus,[2] Epitrapezios, ist, auf den Statius das Gedicht gemacht ꝛc.

‡

p. 137.

Die Figur auf dem alten Sarge im Capitolio, wo außer den neun Musen, sich Homer mit seiner eigenen Muse unterhält; kann zur Erläuterung deßen dienen, was ich in der sogenannten Apotheos des Homer, von den Musen des Antimachus und Homers sage.

p. 311.

Wo Spence ausdrücklich sagt, scarce any thing can be good in a poetical description; which would appear absurd, if represented in a statue, or picture.

---

[1] [verbessert aus] Lände [2] des Lysippus ist, [Hs.]

p. 80.

Ein Basrelief vom Vulcan, ein verdächtiges Stück aus dem Polignacschen Cabinet.

3.[1]

I.

Die Aehnlichkeit und Übereinstimmung der Poesie und Mahlerey ist oft genug berührt und ausgeführt worden; aber, wie mich dünket, nie mit derjenigen Genauigkeit, die allen übeln Einflüßen auf die eine oder auf die andere hätte vorbauen können.

Diese übeln Einflüße haben sich in der Poesie durch die Schilderungssucht, und in der Mahlerey durch die Allegoristerey geäußert; indem man jene zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne eigentlich zu wißen, was sie mahlen könne, und solle; und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie deutliche[2] *) Begriffe erregen könne, ohne sich von ihrer eigentlichen Bestimmung zu entfernen und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Außer diesen Verleitungen der Dichter und Künstler selbst, haben die seichten Parallelen der Poesie und Mahlerey auch den Criticus öfters

*) allgemeine, denn deutlich sind alle Begriffe der Malerey. [Mendelssohn.]

[1] [Dieser ausführliche Entwurf, Nr. V der Handschriften, umfaßt 10½ ungeheftete Bogen unbeschnittenen Postpapiers in kleinem Folioformat, deren Blätter von 1 bis 21, wahrscheinlich durch Lessing selbst, numeriert sind, ferner ein Quartblatt weißen Büttenpapiers und einen halben Bogen in 4° von blauem Papier, beides unpaginiert. Sämtliche Seiten sind beschrieben, die Folioseiten meistens halbbrüchig, so daß nur dann und wann kleine Nachträge oder Verbesserungen, besonders aber die umfangreichen Bemerkungen Mendelssohns und Nicolais auf den freien Halbseiten stehen. Die Handschrift ist ziemlich groß und deutlich; von einer gewissen Sorgfalt beim Schreiben zeugen auch die verhältnismäßig seltenen Korrekturen. Gedruckt erschienen die ersten drei Abschnitte dieses Entwurfes und der Anfang des vierten Abschnitts 1839 bei Lachmann, S. 140–143; der vollständige Entwurf wurde erst bei Hempel S. 192–244 als Nr. 1 veröffentlicht. Lessing arbeitete ihn vermutlich im Frühling 1763, vielleicht schon einige Monate früher aus und brachte ihn im Sommer 1763, als er mit Tauentzien während des Juli und August mehrere Wochen in Potsdam verweilte, den Berliner Freunden, die wohl damals sogleich seine Skizze mit mannigfachen Randbemerkungen versahen. Auch scheint sie schon in jenen Tagen den Gegenstand des Gesprächs bei seinen persönlichen Zusammenkünften mit ihnen gebildet zu haben (vgl. unten den Anfang von Nr. 5). Im Folgenden setze ich die Bemerkungen der Berliner Freunde, die in der Handschrift stets ohne ein genaueres Zeichen neben oder auch unter den Lessingischen Worten stehen, regelmäßig mit einem Sternchen unter den Text und füge in eckigen Klammern den in der Handschrift fehlenden Namen des Glossators bei.] [2] deutliche [von Mendelssohn unterstrichen]

zu ungegründeten Urtheilen verführet,[1] wenn er in den Werken des Dichters und Mahlers über einerley Vorwurf, die darinn bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen wollen, die er dem einen oder dem andern, nach dem er entweder mehr Geschmak an der Dichtkunst oder Mahlerey hat, zur Last geleget.

Und diesen ungegründeten Urtheilen wenigstens abzuhelffen, dürfte es sich[2] wohl der Mühe verlohnen, die Medaille auch einmal umzukehren, und die Verschiedenheit zu erwägen, die sich zwischen der Dichtkunst und Mahlerey findet, um zu sehen, ob aus dieser Verschiedenheit nicht Gesetze folgen, die der einen .und der andern eigenthümlich sind, und die eine öfters nöthigen, einen ganz andern Weg zu betreten, als ihre Schwester betritt, wenn sie wirklich den Titel einer Schwester behaupten, und nicht in eine eyfersüchtige nachäffende Nebenbuhlerin ausarten will.

Ob der Virtuose selbst aus diesen Untersuchungen einigen Nutzen ziehen kann, die ihn das nur deutlich denken lehren, worauf ihn sein bloßes Gefühl bey[3] der Arbeit unbewußt führen muß:[4] dieses will ich nicht entscheiden.*) Wir sind darinn einig, daß die Critik für sich eine Wißenschaft ist, die alle Cultur verdienet; gesetzt, daß sie dem Genie auch zu gar nichts helffen sollte.

II.

Poesie und Mahlerey, beyde sind nachahmende Künste, beyder Endzweck ist, von[5] ihren Vorwürffen die lebhaftesten sinnlichsten Vorstellungen in uns[6] zu erwecken. Sie haben folglich alle die Regeln gemein, die aus dem Begriffe der Nachahmung, aus diesem Endzwecke entspringen.

*) Die Grenzen der Künste können, ohne dem Feuer des Genies Eintrag zu thun, von der deutlichsten Erkentnis abgetheilet werden, denn sie zeigen dem Virtuosen nur[7] wovon er zu abstrahiren hat. Es sind also blos negative Regeln, die gar wohl ein Werk der Kunst seyn können. [Mendelssohn.]

Recht. Ich möchte die Kritik wie[8] die Psychologie in rationalem et empyricam abtheilen; und gerade bei dieser Materie die Grenzen zweier Künste abzutheilen, wird die Erfahrung, die Rüksicht auf das was alle Künstler gethan haben, unumgänglich nöthig sein. In Nordamerika hatten die Franzosen und Engländer unter der Hand ihre Grenzen erweitert; Nun erinnern Sie sich was für Unordnungen itzt daraus entstanden sind,[9] weil die Minister zu Utrecht keine rechte Landcharten hatten, als sie abtheilten. [Nicolai.]

[1] [verbessert aus] verleitet [2] [dahinter] da [durchstrichen] [3] [verbessert aus] unter [4] [verbessert aus] sollte: [5] [vorher] uns [durchstrichen] [6] in uns [fehlte ursprünglich] [7] [dahinter] das [durchstrichen] [8] [vorher] die [durchstrichen] [9] [verbessert aus] haben, [dahinter wieder] nun erinn [durchstrichen]

Allein sie bedienen sich ganz verschiedner Mittel zu ihrer Nachahmung; und[1] aus der Verschiedenheit dieser Mittel müßen die besondern Regeln für eine jede hergeleitet werden.

Die **Mahlerey** braucht Figuren und Farben in dem **Raume**.

Die **Dichtkunst** artikulirte Töne in der **Zeit**.

Jener Zeichen sind **natürlich**. Dieser ihre sind **willkührlich**.*)

III.

Nachahmende**) Zeichen **neben einander** können auch nur Gegenstände ausdrücken, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren. Solche Gegenstände heißen **Körper**. Folglich sind Körper, mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der **Mahlerey**.

Nachahmende Zeichen **auf einander** können auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.***) Solche Gegenstände heißen überhaupt **Handlungen**.****) Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der **Poesie**.

*) Diese Opposition zeigt sich deutlicher in Ansehung der Musik und Malerey. Jene bedienet sich gleichfalls natürlicher Zeichen, ahmet aber nur durch die Bewegung nach. Die Poesie hat einige Eigenschaften mit der Musik, und einige mit der Malerey gemein. Ihre[2] Zeichen sind von willkührlicher Bedeutung, daher drüken sie auch zuweilen neben einander existirende Dinge aus, ohne deswegen einen Eingrif in das Gebiethe der Malerey zu thun, jedoch hiervon in der Folge ein mehreres. [**Mendelssohn**.]

) natürliche [Mendelssohn**.]

***) Nein! sie drüken auch neben einander existirende[3] Dinge aus, wenn sie von willkührlicher Bedeutung sind. [**Mendelssohn**.]

****) **Bewegungen** heißen sie eigentlich, denn es giebt Handlungen, die aus nebeneinander existirenden Theilen bestehen, und diese sind malerisch. Aber die Bewegung bestehet bloß aus Theilen, die auf einander folgen. Wir haben also **Bewegungen**[4] und **Handlungen**. Die Musik drückt Handlung durch die Bewegung und die Malerey Bewegung durch die Handlung aus. Jene vermittelst[5] natürlicher Töne, diese vermittelst der Räume. Die Poesie hat Bewegungen und Handlungen vermittelst der willkührlichen Zeichen. Die Poesie hat aber auch unbewegliche Handlungen, diese sind vollkommen malerisch. Z. B. das homerische Gleichnis,[6] da die Hirtenknaben vor[7] der Heerde stehen, und dem grimmigen Löwen brennende Fackeln entgegen halten. Der[8] sterbende Adonis,[9]

[1] [dahinter] nur [durchstrichen] [verbessert aus] Seine [3] [verbessert aus] seyende [4] [vorher] körperliche **Räume**, [durchstrichen] [5] [verbessert aus] durch [6] [verbessert aus] Gemälde [7] [vorher] sich [durchstrichen] [8] [verbessert aus] Da das [9] [dahinter] ist ein der [= dergleichen, durchstrichen]

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in andrer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und so nach gleichsam das Centrum einer Handlung seyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht vor sich selbst bestehen, sondern müßen gewißen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.*)

IV.

Die Mahlerey kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen[1] Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das vorhergehende und folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren[2] fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie[3] ihn braucht.**)

die Entführung der Europa sind Folgen von Schilderungen, da stehende und bewegliche Handlungen mit einander abwechseln. [Mendelssohn.]

*) Die Poesie kan gar wohl Körper schildern, aber sie hat folgende Grenzen nicht zu überschreiten. Wenn wir ein im Raume befindliches Ganze uns deutlich vorstellen wollen; so betrachten wir 1)[4] die Theile einzeln, 2) ihre Verbindung, 3) das Ganze. Unsere Sinne verrichten dieses mit einer so erstaunlichen Geschwindigkeit, daß wir alle diese Operationen zu gleicher Zeit zu verrichten glauben. Wenn uns daher alle einzelne Theile eines im Raume sich befindenden Gegenstandes durch willkührliche Zeichen angedeutet werden; so wird uns die dritte Operation, das Zusammenhalten aller Theile, allzu beschwerlich. Wir müssen unsere Einbildungskraft allzusehr anstrengen, wenn sie so zertrennte Stücke in ein raumerfüllendes Ganze zusammenfassen soll. [Mendelssohn.]

**) Der Dichter suchet allzeit Handlung und Bewegung zu verbinden, daher er sich selten bey einem Augenblicke der Zeit lange verweilet. Da ihm eine grössere Mannigfaltigkeit zu Diensten ist; so schränkt er[5] sich nicht gern auf eine kleinere

[1] einzigen [nicht unterstrichen Hs.] [2] ihr [verschrieben Hs.] [3] er [Hs.] [4] 1) [fehlte ursprünglich] [5] er [fehlt Hs.]

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände. In dieser besteht die große Manier des Homers; und der entgegengesetzte Fehler ist die Schwachheit vieler neuern, besonders der Thompsonschen Dichter, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müßen.

Homer hat für Ein Ding nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald[1] das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Schilderung des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes[2] macht er zu einem ausführlichen Gemählde; zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, sechs besondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinewand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsere Blicke auf einen einzeln körperlichen[3] Gegenstand länger zu heften: so wird dem ohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern[4] er weis durch unzählige Kunstgriffe diesen einzeln Gegenstand in eine[5] Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns Entstanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen laßen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen. (Iliad. *E.* 720.) Will er uns zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen Stück vor Stück seine völlige Kleidung anlegen. (Iliad. *B.* 41—46) Sein Scepter ist *χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον*; aber wir wollen von[6] diesem wichtigen Scepter eine umständlichere lebhaftere Idee haben: was thut also Homer? Mahlt er uns, außer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geschnitzten Knopf? Ja, wenn

ein. Daher vermeidet er stehende Handlungen, wenn er sie in bewegliche verwandeln kan. Die folgenden wohl ausgesuchten Beyspiele passen auf diese Lehre vollkommen. Sie beweisen aber keine gänzliche Ausschließung aller stehenden Handlungen. [Mendelssohn.]

[1] bald [nachträglich eingefügt] [2] das Abfahren, das Anlanden des Schiffes [nachträglich auf dem Rande hinzugefügt] [3] körperlichen [fehlte ursprünglich] [4] sonder [Hs.] [5] eine [nachträglich eingefügt] [6] von [nachträglich eingefügt]

die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein andrer genau darnach gemacht werden könnte. Und doch bin ich gewiß, daß mancher von unsern neuern Dichtern eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigsten Meynung, daß er wirklich selber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Mahler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters; erst[1] ist er unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt er in den Händen des Jupiters; nun bemerkt er die Würde Merkurs; nun ist er der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus* ꝛc. Und so kenne ich endlich den Scepter beßer, als mir ihn der Mahler vor Augen legen, oder der Drechsler in[2] die Hände geben kann.

Hierher gehören verschiedne Betrachtungen über das Homerische Schild des Achilles. Weit gefehlt, daß sich Homer bey[3] Beschreibung der darauf vorgestellten Handlungen, an den einzigen Augenblik, in welchem sie der göttliche Künstler genommen, gehalten; er hat vielmehr diesen Augenblick unter allen am wenigsten berühret, und[4] sich über vorhergehende oder folgende ausgebreitet, die der Künstler bloß mußte errathen laßen. Er unterwarf sich nicht den engen Schranken einer materiellen Kunst; er bemächtigte sich der Gedanken des Künstlers, ohne sich daran zu kehren, wie weit ihm die Bedürfniße seiner Kunst solche auszudrücken erlauben wollen; er druckte sie aus, wie sie Vulkan ausdrücken zu können gewünscht hätte.

Seichte Kunstrichter haben ihn deswegen getadelt; und was verleitete sie zu diesem Tadel anders, als ihre unrichtigen Begriffe von der poetischen Mahlerey?

V.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen laßen. Sie erfodert also, daß diese Theile neben einander liegen müßen, und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Mahlerey sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

* Iliad. *B*. 101.

[1] [verbessert aus] itzt [2] [vorher] mir ihn [durchstrichen] [3] [dahinter] deßelben [durchstrichen]
[4] [vorher] und sich und sie sondern [durchstrichen]

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheiten gänzlich.*) Er fühlt es, daß diese Elemente nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie neben einander geordnet haben; und daß der concentrirende Blick, den ich nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurücksenden will, mir doch kein übereinstimmendes Bild gewähret, und es über die menschliche Einbildung gehet, sich vorzustellen[1] was dieser Mund, und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann.

Die Praxis des Homers stimmet hiermit völlig überein. Er sagt Nireus war schön; Achilles war noch schöner, Helena besaß eine göttliche Schönheit; aber nirgends läßt er sich in eine[2] umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Und doch ist das ganze Gedichte auf die Schönheit der Helena[3] gebauet. Wie sehr würde ein neurer Dichter darüber luxuriret haben!**)

Bleibet aber darum Homer in diesem Stücke hinter dem Mahler? Keinesweges. Er weis einen doppelten Weg ihn auch hier wieder einzuhohlen.

Einmal, durch die Verwandlung der Schönheit in Reitz. Reitz ist die Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Mahler

*) Wenn wir die Malerey völlig aus der Poesie verbannen; so verdammen wir manche trefliche Stelle aus alten Dichtern. Das Lied Anakreons an seinen Maler ist eine pittoreske Beschreibung der Schönheit. Pindar sogar hat Malereyen im eigentlichen Verstande. Sein Vogel Jupiters, der auf dem Zepter des Weltbeherrschers schläft, ist eine ausführliche Malerey. Homer scheint dergleichen Schilderungen nicht geliebt zu haben, das ist wahr. Allein[4] wie hat er die Häßlichkeit des Thersites malen können, ohne nebeneinander seyende Theile sehen zu lassen, die nicht übereinstimmen? Konte dieses in Ansehung der Häßlichkeit geschehen, warum nicht auch in Ansehung der Schönheit? [Mendelssohn.]

**) Aus ganz andern Gründen könte sich begreifen laßen, warum Homer dergleichen außführliche Schilderungen[5] hier nicht machen muste (ob sie gleich auch bey ihm und andern Dichtern zu finden sind). Das Gedicht war auf die Schönheit der Helena gebauet, deßwegen solte man den Grund nicht sehen.[6]

Ich bin hier mit vielem einzelnen nicht zufrieden, aber weil ich mich nicht deutlich ausdrüken kan, so schreibe ich nur was seichtes nieder. [Nicolai.]

[1] sich vorzustellen [nachträglich eingefügt] [2] [verbessert aus] deren [?] [3] der Helena [nachträglich eingefügt] [4] [Die folgenden Worte der Anmerkung sind von Mendelssohn selbst durchstrichen] [5] [verbessert aus] Schönh [6] [Nicolais Anmerkung ist bis hieher von ihm selbst durchstrichen]

weniger bequem, als dem Dichter. Der Mahler kann die Bewegung nur errathen laßen; in der That sind seine[1] Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reitz bey ihm zur Grimasse. Und das ist die wahre Ursache, warum die Alten[2] für ihre schönsten Statuen den Stand der Ruhe wählten. Ihre Dichter, aber nicht ihre Bildhauer, laßen die Venus lächeln.*) Eine marmorne Venus, die da lächelt, lächelt immer; und was ist anstößiger, als das Transitorische der[2] Natur in ein Fortdauerndes der Kunst zu verwandeln?

Zweytens, er schildert die Schönheit durch ihre Wirkung. Man erinnere sich der vortrefflichen Stelle beym Homer, wo Helena in die Versammlung der Alten tritt. Was empfanden die ehrwürdigen Greise! Und was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wohl werth erkennen laßen, der so viel Blut und so viel Thränen kostet.

VI.

Ein einziger unschicklicher Theil kann die übereinstimmende Wirkung vieler zur Schönheit, stören. Doch wird der Gegenstand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfodert mehrere unschickliche[4] Theile, die ich eben falls[5] auf einmal muß[6] übersehen können, wenn wir das Gegentheil dabey von dem[7] empfinden sollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Folglich könnte[8] die Häßlichkeit wohl, in Ansehung ihres Wesens, unter die Gegenstände der Mahlerey gehören;[9] da aber ihre Wirkung

*) Ihre Dichter lassen die Venus, so viel ich mich erinnere, nicht lächeln, sondern das Lächeln lieben, das heißt, freundlich seyn, und dieses thun auch die Maler und Bildhauer. Wenn sie aber die Venus maleten, wie[10] sie aus dem Meer kömt, haben sie sie nicht die Augen schamhaft niederschlagen lassen? War[11] denn dieses auch Grimasse? So wohl Dichter als Maler scheinen sich vielmehr diese Regel vorgeschrieben zu haben; eine Person allein und[12] in Ruhe muß einen fortdauernden Anstand, in Verbindung oder Handlung aber, eine transitorische Attitude haben. Die Venus in Ruhe liebt das Lächeln; wenn sie aber ihren Amor liebkoset, oder die Bildseule des Pygmalions belebt; so lächelt sie würklich. [Mendelssohn.]

[1] seine [nachträglich eingefügt] [2] [verbessert aus] alten Künstler [3] [verbessert aus] in der [4] [verbessert aus] unschicklichen [5] [verbessert aus] eben sowohl [6] muß [fehlte ursprünglich] [7] von dem [nachträglich eingefügt] [8] [verbessert aus] wäre [9] [verbessert aus] ein Gegenstand der Mahlerey seyn; [10] [verbessert aus] wenn [11] [vorher] und [durchstrichen] [12] allein und [fehlte ursprünglich]

eine unangenehme Empfindung ist, und das Vergnügen der erste Zweck aller schönen Künste seyn soll,[1] so muß sie gänzlich davon ausgeschloßen bleiben.*)

Hingegen würde die Häßlichkeit, in Ansehung ihres Wesens, kein eigentlicher Gegenstand der Poesie seyn, wenn die unangenehme Empfindung, welche sie erregt, ihr Endzweck seyn könnte oder sollte. Da aber durch die auf einander folgende Enumeration der Elemente der Häßlichkeit, ihre Wirkung eben so wohl gehindert wird, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird; da also die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters Häßlichkeit zu seyn aufhöret: so dürfte leicht eben dadurch die Häßlichkeit dem Dichter dennoch nützlich werden können.

Und wird es wirklich — Wann er sie nehmlich von der Seite ihrer Folgen zeiget.

Unschädliche Häßlichkeit ist[2] lächerlich. Erklärung des Aristoteles.

Schädliche Häßlichkeit ist schrecklich, folglich erhaben.[3]**)

Beyde Mittel, das Häßliche sonach gleichsam zu adouciren, fehlen dem Mahler. Thersites ist auf der Leinewand nur häßlich; bey dem Homer ist er lächerlich. Caylus hat folglich Recht, ihn aus der Folge seiner Homerischen Gemählde heraus zu laßen. Klotz aber hat Unrecht, wenn er ihn auch aus dem Homer wegwünscht.***)

*) abermals nicht allgemein. Sie kan durch[4] den Contrast die Schönheit erhöhen. Die Satyrn, Silenen Faunen[5] die den Wagen des Bacchus und der Ariadne ziehen. Pluto der die Proserpina entführt. Der Grund, den Sie anführen, beweiset nichts. Das Vergnügen ist der höchste Zwek der schönen Künste, aber nicht die reinen angenehmen Empfindungen. Die vermischten sind davon nicht ausgeschloßen. [Mendelssohn.]

**) schrekliche Schönheit ist erhaben. Medusa ist erhabener als Alecto, ja diese verdienet den Namen des Erhabenen vielleicht so wenig als der Tod und die Sünde des Miltons. Nicht alles Schrekliche erregt die Empfindung der Erhabenheit. Der Glanz, der aus den Augen der Götter leuchtet, ist[6] nicht so schreklich, aber weit erhabener als die brennende Fakel der Furien. [Mendelssohn.]

***) Unschädliche Häßlichkeit ist auch für den Maler eine Quelle des Lächerlichen. Erinnern Sie sich des Hogarthschen Tanzes. Alle häßliche Figuren in demselben sind lächerlich. Dr. Slop, Sancho, Don Quixote u. s. w. Thersites

[1] [verbessert aus] muß, [2] [verbessert aus] wird [3] [verbessert aus] Schädliche Häßlichkeit wird erhaben. [4] [vorher] zur Erhebung [durchstrichen] [5] Silenen Faunen [nachträglich eingefügt] [6] [verbessert aus] strahlet, ist

Auch das Häßliche als Schrecklich kann der Mahler nicht brauchen, wenn er uns nicht zwey unangenehme Empfindungen für eine erregen will; indem beydes uns in seiner Composition viel zu lebhaft rühret, als daß es erhaben seyn könnte.

VII.

Gleichwohl, wird man einwenden, haben es keine von den geringsten Dichtern gewagt, körperliche Schönheiten nach ihren Theilen zu schildern. Gleichwohl finden sich Mahler, die widrige häßliche Gegenstände unter ihren Pinsel genommen. Und beyde haben Beyfall und Bewunderung erworben.

Ich gebe es zu. Wenn aber dergleichen Werke gefallen, so gefällt bloß das Genie, die Geschicklichkeit des Dichters und Mahlers in ihnen; die glückliche *Nachahmung* gefällt,[1] aber nicht das *Nachgeahmte*.[2]

Und dieses ist die allgemeine Veränderung, welche die schönen Künste und Wißenschaften insgesamt, mit dem Fortgange der Zeit, erlitten: Nach ihrem Ursprunge waren sie bestimmt, den Schönheiten der körperlichen und geistigen Natur eine neue Schöpfung zu geben, durch die sie uns beständig zur Hand blieben, um uns nach Belieben an ihnen zu ergötzen; ihr größter Ruhm war, diese Schönheiten erreicht zu haben.

Bald aber ward der[3] Virtuose müde, nur immer einerley zu erreichen; und gleichsam nur durch die Schönheit seines Vorwurffs zu gefallen. Er glaubte es müße ihm rühmlicher seyn, blos durch die Erreichung zu gefallen, ohne daß die Schönheit des Vorwurfs dabey in Rechnung käme. Daher die wahllosen Nachahmungen der ersten der besten Gegenstände; schön oder häßlich, edel[4] oder niedrig; alles ist gleich viel, wann der Zuschauer nur illudiret wird.

VIII.

Die *Zeitfolge* ist das Gebiete des Dichters; der *Raum* das Gebiete des Mahlers.

würde auch in der Malerey lächerlich seyn. Da er aber mit dem Ernsthaften der übrigen Personen beständig contrastiren würde, indem der Maler die bewegliche Handlung desselben in eine stehende verwandeln müßte; so kan[5] ihn der Maler in keinem ernsthaften Sujet anbringen, ohne einen Widerspruch der Empfindungen zu erregen, und die Einheit der Wirkung zu unterbrechen. In dem transitorischen Gemälde der Dichtkunst thut er keine so schlimme Wirkung. [*Mendelssohn.*]

[1] gefällt, [nachträglich eingefügt] [2] [verbessert aus] nachgeahmte [3] [verbessert aus] Endlich wurde der [4] [verbessert aus] edlere [5] [verbessert aus] würde

Zwey nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und ebendaßelbe Gemählde bringen, so wie der Parmisano den Raub der Sabinischen Jungfrauen und die Aussöhnung derselben zwischen ihren Anverwandten und neuen Männern: heißt ein Eingriff des Mahlers in das Gebiete des Dichters, den der gute Geschmak nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal übersehen muß, wenn sie ein gewißes schönes Ganze hervorbringen sollen, dem Leser nach und nach zuzehlen; heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiete des Mahlers, wobey der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verschwendet.

Doch so wie zwey billige, freundschaftliche Nachbarn, zwar nicht verstatten, daß sich einer in des andern innerstem Reiche ungeziemende Freyheiten herausnehme; wohl aber auf den äußersten Grenzen eine wechselseitige Nachsicht herrschen laßen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtsame in der Geschwindigkeit sich durch seine Umstände zu thun genöthiget siehet, friedlich von beyden Theilen compensiret: so auch die Mahlerey und Dichtkunst.

Zwey, drey Theile, oder sichtbare Eigenschaften eines Dinges, durch Beywörter, Adverbia, Participia, so geschickt zusammenpreßen,[1] daß man sie fast eben so auf einmal zu hören glaubt, als man sie in der Natur auf einmal sieht: ist ein dergleichen kleiner vergönnter[2] Eingriff des Dichters in die Mahlerey, deßen[3] öftrer Gebrauch ihn eben dazu macht, was man gemeiniglich einen Mahlerischen Dichter nennet, und in welchem Verstande Thompson mehr[4] Mahler ist, als Homer.[5]

Dafür ist dem Mahler vergönnt, in großen historischen Gemählden seinen einzigen Augenblick auch um etwas zu erweitern; eine Freyheit deren sich die größten Meister bedienet haben.*) Ja,[6] ich glaube nicht,

*) Die Malerey und Dichtkunst befinden sich nicht völlig in eben den Umständen. Bey dem Maler ist die geringste Veränderung des Augenbliks eine Uebertretung der Grenzen, die man sich nicht ohne Noth erlauben darf. Hingegen hat der Dichter auch einiges Recht auf das Nebeneinanderexistirende, wenn nur die Zeichen, deren er sich bedienet, nicht von grössserm Umfange sind, als die Begriffe, die zum sichtbaren Ganzen gehören, in welchem Falle die Imagination zu sehr arbeiten muß, aus den Theilen ein Ganzes zusamen zu setzen. Die Musik ist

[1] [dahinter] und [durchstrichen] [2] vergönnter [nachträglich eingefügt] [3] deren [Hs] [4] [verbessert aus] ein größrer [5] [dahinter] Aber dieses ist nicht der wahre Verstand dieser Benennung, [durchstrichen] [6] [verbessert aus] Denn

daß sich ein einziges an Figuren sehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur vollkommen[1] die Bewegung und Stellung hat, die sie in dem Augenblicke der Haupthandlung haben sollte; der eine hat eine etwas frühere, der andere eine etwas spätere.[2] Und dieses läßt man so willig gelten, daß vielmehr eben[3] dadurch öfters ein Gemählde so viel redender so viel dichterischer heißt.*)

Wie aber der weisere Mahler dergleichen Eingriffe in die benachbarten Augenblicke, wenn sie etwas merklich entfernt sind, durch einen Kunstgriff vor allem Anstößigen zu retten weis, welcher darinn bestehet, daß er diejenigen Figuren, z. E. die eine spätere Bewegung machen, als der Augenblick der Haupthandlung erfordert, von der Haupthandlung wegwendet, oder sie so stellet, daß sie die itzige Haupthandlung nicht sehen kann,[4] folglich sie in der Rührung läßt, welche[5] der vorhergehende Augenblick, den sie mit angesehen, auf sie gethan: so muß auch der weisere Dichter einen ähnlichen Kunstgriff bey seinen Eingriffen in die benachbarten coexistirenden Erscheinungen, anwenden. Und welcher ist dieses?

Der Mahler bey seinem Kunstgriffe nimt gleichsam mehrere[6] Raume, mehrere[6] Flächen an; wir sehen seine Figuren zwar alle auf einer Fläche, aber sie stehen nicht alle auf einer Fläche; mit einem Worte sein Kunstgriff liegt in der Perspectiv.**)

hierin der Malerey, wie oben erinert worden, schnurstraks entgegengesetzt. Allein sie erlaubet nicht den geringsten Eingrif in das Gebiete des Raumes, man müßte denn die Harmonie einen solchen Eingrif nennen. [Mendelssohn.]

Auch die Harmonie ziehe ich nicht hieher! [Nicolai.]

*) sehr richtig und ein sehr fruchtbarer Satz[7] in der Malerei, welches[8] (im Vorbeigehen) durch das Batteuxsche System nicht kan erklärt werden. [Nicolai.]

**) Der Maler kan den Kunstgriff daß[9] verschiedene Figuren Bewegungen machen, die sich auf den vorigen und folgenden Augenblik beziehen, auch[10] ohne Beihülfe der Perspectiv brauchen — Es können auf der andern Seite Personen die in Perspectiv stehen, Bewegungen machen die in eben den Augenblik gehören. Auch Personen die auf eben demselben Grunde stehen können einer die Haupthandl. sehen und die andern nicht — in sofern sie aber auf einem Grunde stehen, stehen sie nicht in Perspectiv — Z E. auf einem antiquen Basrelief —[11] Also fehlt mir an der Anwendung immer etwas. [Nicolai.]

[1] [verbessert aus] zuerst gerade [?] [2] [dahinter] Und eben dadurch wird das gerade [?] was der Mahler mahlet um so viel [durchstrichen] [3] [vorher ein durchstrichenes unleserliches Wort] [4] [wohl verschrieben für] können, [5] welchen [Hs.] [6] [verbessert aus] zwey [7] [verbessert aus] Grundsatz [8] [vorher] durch [ausgestrichen] [9] [verbessert aus] den folgende [10] auch [nachträglich eingefügt] [11] Z E. auf einem antiquen Basrelief — [nachträglich eingefügt]

Was ist also die Perspectiv des Dichters? Sie besteht darinn, daß er die[1] Zeitfolge, in welcher seine Nachahmung fortschreitet dann und wann unterbricht, und in andere Zeitfolgen[2] übergehet, in welchen sich die Gegenstände, die er schildern will,[3] ehedem befunden, bis er den Faden seiner eignen Zeitfolge wieder ergreift.

Und in diesem Kunstgriffe ist Homer Meister. Alle seine Einschaltungen sind perspectivisch, und besonders sind seine Gleichniße alle perspectivisch ausgeführet, welches ihnen eben das Leben giebet, das so sehr rühret, und den Kunstrichtern so schwer zu erklären ist.*)

IX.

Da jede nachahmende Kunst vornehmlich durch die eigene Trefflichkeit des nachgeahmten Gegenstandes gefallen und rühren soll; da Körper der eigentliche Vorwurf der Mahlerey sind, und der mahlerische Werth der Körper in ihrer Schönheit bestehet:**) so ist es offenbar daß die Mahlerey ihre Körper nicht schön genug wählen kann. Daher das Idealische Schöne. Und da[4] das idealische Schöne sich mit keinem ge-

*) Diese ganze Betrachtung über die Perspektive will mir nicht so recht in den Sinn. Die Perspektive ist eine Nachahmung der Natur in Ansehung der Distanzen. Die Natur drükt die Distanzen aus durch die relative 1) Größe, 2) Deutlichkeit und Lauterkeit der Farben. Der Maler malet seine Gegenstände kleiner, undeutlicher und mit geschwächten Farben, und wir glauben sie seyen entfernter. Endlich bedienet er sich dieser Entfernungen um seine stehende Bilder etwas beweglicher zu machen. Dieses ist ein Nutzen, den der Virtuose von der Perspektive ziehet, sie[5] machet aber keinesweges das Wesen der Perspektive aus. Auch in der Dichtkunst giebt es einen Inbegrif sinnlicher Vorstellungen, die vermöge ihrer Situation den stärksten Eindruk machen sollen, diese machen, wenn ich mich so ausdrüken kan, den Hauptgrund aus. Andere Begriffe sind mit diesen theils mittelbar, theils unmittelbar verbunden, und müssen daher nach Masgebung ihrer Entfernungen auch desto schwächer würken. Dieses entspräche also der[6] Perspektive der Maler. Ob aber dieses schwächere Licht nach Masgebung der Entfernung, dem Dichter so nützlich seyn mag, als dem Maler seine Perspektive, wage ich nicht zu entscheiden. [Mendelssohn.]

Ich auch nicht, aber ich neige stark zum negativen. [Nicolai.]

**) Dieser Schritt ist mir zu kühn. Die Schönheit der Formen macht vielleicht nicht den ganzen malerischen[7] Werth der Körper aus, denn, wie es scheinet, gehöret die Rührung mit dazu. [Mendelssohn.]

[1] [verbessert aus] daß er hinter die . . . . . der [unleserlich] [2] [verbessert aus] in eine andere [3] [vorher ein durchstrichenes unleserliches Wort] [4] [verbessert aus] Und diese [5] [wohl verschrieben für] er [6] [dahinter] ma [= malerischen, durchstrichen] [7] malerischen [fehlte ursprünglich]

waltsamen Stande des Affects verträgt: so muß der Mahler diesen Stand vermeiden. Daher die Ruhe, die stille Größe, in Stellung und Ausdruck. Die rohe unverständige Übertragung dieses mahlerischen Grundsatzes in die Dichtkunst, vermuthe ich, hat die falsche Regel von den vollkommnen moralischen Charakteren, wo nicht veranlaßet, doch bestärkt. Zwar gehet auch der Dichter einem idealischen Schönen nach; aber sein idealisches Schöne erfordert keine Ruhe; sondern grade das Gegentheil von Ruhe. Denn er mahlt Handlungen und nicht Körper; und Handlungen sind um so viel[1] vollkommner, je mehrere, je verschiednere, und wider einander selbst arbeitende Triebfedern darinn wirksam sind.

Der vollkommne moralische Charakter kann daher höchstens nur eine zweyte Rolle in diesen Handlungen spielen; so daß wenn ihn der Dichter unglücklicher Weise auch zur ersten bestimmt[2] hat, der schlimmere Charakter, welcher mehr Antheil an der Handlung nimt, als dem vollkommnen seine Seelenruhe und festen[3] Grundsätze zu nehmen erlauben, ihn allezeit ausstechen wird. Daher der Vorwurf, den man dem Milton gemacht hat, daß der Teufel sein Held sey.*) Und das kömmt nicht daher, weil er den Teufel zu groß, zu mächtig, zu verwegen geschildert; der Fehler liegt tiefer. Es kömmt daher, weil der Allmächtige die Anstrengung[4] nicht braucht, die der Teufel zu Erreichung seiner Absicht anwenden muß, und er mitten unter den gewaltigsten[5] Bewegungen und Anstalten seines Feindes ruhig bleibet, welche Ruhe zwar seiner Hoheit gemäß, aber keinesweges poetisch ist.

X.

Die Poesie zeiget uns die Körper nur von einer Seite, nur in einer Stellung, nur nach einer Eigenschaft, und läßt alles übrige derselben unbestimmt.

Die Mahlerey kann dieses nicht. Bey ihr ziehet ein Theil den andern, eine Eigenschaft die andere nach; sie muß alles bestimmen.

Daher kann bey dem Dichter ein Zug sehr sinnlich, sehr mahlerisch seyn; in der Mahlerey selbst aber es zu seyn aufhören, weil er durch die übrigen dazu kommenden Bestimmungen geschwächt, oder wohl gar in Wiederspruch gesetzt wird.

*) so wie im Canut Ulfo der Held ist. [Mendelssohn.]

[1] [vorher ein durchstrichenes unleserliches Wort] [2] [vorher] ein [durchstrichen] [3] [verbessert aus] feste [4] [verbessert aus] die Kräfte [5] gewaltigsten [fehlte ursprünglich]

Z. E. Bey dem Dichter ist Herkules

— rabidi cum colla minantia monstri
Angeret, et tumidos animam angustaret in artus,

ein vortreffliches Bild. Ich sehe die ganze Stärke des Helden; ich sehe den rasenden Löwen in seiner Beängstigung, wie der verschloßne Athem[1] ihn aufschwellt. Aber nun laße man dem Mahler oder Bildhauer dieses ausführen. Der Löwe hat einen Rachen, er hat Klauen, die er wo einschlagen kann, die er nach dem Wiederstande, den er seinem Sieger entgegen setzet, wo einschlagen muß; und Herkules ist unüberwindlich, aber nicht unverwundlich. So sehe ich ihn nunmehro zugleich leiden, wo ich ihn nur siegen sehen soll. (Siehe den geschnittenen Stein beym Spence Tab. XVII. 3.)*)

Die Regel bedarf also einer großen Einschränkung, daß nur das bey dem Dichter mahlerisch sey, was auch wirklich[2] auf der Leinewand oder in Marmor einen guten Effect haben könne. Es ist wahr, der Zug des Dichters muß sich zeichnen, muß sich sichtbar darstellen laßen können; aber der Dichter braucht für die Wirkung nicht gut zu seyn, die er in der materiellen Ausbildung des Künstlers thut, der nothwendig andere Züge damit verbinden mußte, von welchen das Auge nicht abstrahiren kann, von welchen aber wohl die Einbildungskraft bey dem Dichter abstrahiren konnte.

XI.

Und eben daher, weil der Dichter seine Wesen nur mit einem Zuge schildert, kann er Wesen schildern, die nicht bestimmt sind, bloße Wesen der Einbildung. Durch diesen einzigen Zug können sie uns sinnlich werden; aber[3] der Mahler braucht mehr Züge sie uns sinnlich zu machen.

Folglich ist es auch kein Einwurf wider das Mahlerische eines

*) Ich getraue mich nicht hier einen Ausspruch zu wagen, aber mich dünkt, ich würde dem Künstler Dank wissen, daß er mir nicht den siegenden, sondern den kämpfenden Herkules zeigt. Es wäre ihm vielleicht nicht schwehr geworden, einen spätern Augenblik zu wählen, in welchem der nunmehr erstickende Löwe sich krümmet und windet, und die Klauen convulsivisch an sich ziehet; allein wir sollten den Löwen Widerstand thun[4] sehen, und aus diesem Widerstande auf die Stärke des Herkules schließen.[5] Die Anmerkung ist meines Erachtens, gar wohl gegründet, aber das Exempel nicht glükl. gewählt. [Mendelssohn.]

[1] [verbessert aus] Odem [2] [verbessert aus] was sich wirklich mahlen laße [3] [verbessert aus] und [4] thun [fehlte ursprünglich] [5] [verbessert aus] des Anfalles schließen.

Dichters, daß seine Wesen lauter unkörperliche geistige Wesen sind; und Milton ist seinen geistigen Wesen ungeachtet[1] einer der größten Mahler nach dem Homer.*)

Daß aber der Mahler bey dem Homer ungleich mehr zu thun findet, als bey dem Milton, rühret nicht aus dem minder mahlerischen Genie des Engländers, sondern aus den engen Schranken der[2] materiellen Kunst her.

Die Berechnung des Caylus der Gemählde in den epischen Dichtern, ist der Maaßstab der Brauchbarkeit eines jeden für den Mahler, aber kein Maaßstab des Vorzuges der Dichter selbst.

Wenigstens nicht ihres Vorzuges in dem Mahlerischen Theile. Sondern wenn ja diese größere Nützlichkeit für den Mahler ein Vorzug seyn soll, so entspringt dieser Vorzug bloß aus dem Reichthume und der Manigfaltigkeit der Handlung, die der Inhalt des Gedichtes ist; welchen Vorzug der Dichter aber sehr oft mit dem elendesten Geschichtschreiber gemein[3] haben kan.**)

Z. E. Die Leidensgeschichte Christi ist in dem Neuen Testamente sehr armselig und elend beschrieben. Dem ohngeachtet hat sie[4] Stoff

*) gut! aber der Dichter ist desto vollkomener, je bestimter seine Bilder sind, je leichter es der Imagination wird, die ausgelassene Züge hinzu zu denken, und sich von den erdichteten Wesen nette und ausführliche Begriffe zu machen. Homer und Virgil haben sich nur wenige solche Bilder erlaubt, die sich der Imagination nicht ausführlich[5] darstellen. Aber alle erdichtete Wesen des Milton sind von dieser Beschaffenheit. Die Gewalt, die wir anwenden, sie uns in ihrer Vollständigkeit vorzustellen, scheinet unsere Einbildungskraft zu ermüden. Ihr erster Anblik frappirt ungemein, und erregt eine Art von Erstaunen, die dem Erhabenen eigen ist. Aber ihre Wirkung ist so anhaltend nicht; denn so bald wir uns erholen, und mit unserer Einbildungskraft geschäftig zu seyn anfangen; so fühlen wir das Unvermögen sie auszubilden nur gar zu[6] deutlich, und sie fangen an unangenehm zu werden. Milton wird das erste Mal mehr frappiren, Homer aber desto öfter gelesen werden. [Mendelssohn.]

**) Der Satz läßt sich freulich nicht umkehren. Eine jede Erzehlung, die dem Maler reichen Stof darbietet, ist nicht deswegen poetisch schön. Aber so viel ist richtig. Jede Begebenheit die fruchtbaren Stof für den Pinsel enthält, wird auch für den Dichter kein unglükliches Sujet seyn, wird dem Dichter weit bequehmer seyn, als eine Begebenheit, von welcher der Maler[7] gar keinen Gebrauch machen kan. [Mendelssohn.]

[1] [verbessert aus] unbeschadet [2] [verbessert aus] seiner [3] gemein [nachträglich eingefügt] [4] [verbessert aus] hat sie eine [5] [verbessert aus] anschauend [?] [6] zu [fehlte ursprünglich] [7] [verbessert aus] die der Maler

genug zu den vortrefflichsten Gemählden gehabt. Das macht sie ist sehr mannigfaltig. Ihre Scribenten aber waren darum nichts weniger als Mahler. Sie erzehlen die simpeln Facta, und diese Facta weis der Mahler zu nutzen, ohne daß sie ihres Theiles den geringsten Funken von mahlerischem[1] Genie dabey gezeiget haben. Denn diese Facta sind entweder wahr, oder von ihnen erfunden. Sind sie wahr, so haben sie gar kein Verdienst darum; sind sie aber erfunden, so ist Facta zu erfinden, ein ganz anderes Talent, als Facta mahlen.

Aber Homer, wird man sagen, hat seine Facta nicht allein erfunden, er hat sie auch selbst geschildert, und in seiner fortschreitenden Schilderung werden immer ein oder mehrere Züge seyn, welche für die materielle Mahlerey ausdrücklich gemacht zu seyn scheinen.

Wenn[2] es so ist: desto beßer. Aber es ist nur zufälliger Weise so; und diejenigen von seinen Schilderungen in welchen sich dergleichen für die materielle Mahlerey brauchbare Züge gar nicht befinden, sind darum nicht schlechter, sondern[3] nicht selten in ihrer Art auch wohl noch vollkommner.

Z. E. das vierte Buch der Ilias liefert dem Graf Caylus nur ein einziges Gemählde. Und noch dazu, was für eines! Die Versammlung der rathschlagenden und zechenden Götter; die der Dichter in den ersten Zeilen dieses Buches beschreibt:

Οἱ δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ἠγοροωντο
Χρυσεῳ ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ἡβη
Νεκταρ ἐῳνοχοει· τοι δε χρυσεοις δεπαεσσι
Δειδεχατ' ἀλληλους, Τρωων πολιν εἰσοροωντες.

Ein güldener Pallast, willkührliche Gruppen schöner und majestätischer Götter, von Hebe bedienet und sich zum Trunke ermunternd: lauter Gegenstände, die auf der Leinewand eine sehr vortreffliche Wirkung haben können; ob ich gleich gern wißen möchte, wie der Mahler die Götter, wie sie einander zutrinken, und Troja doch nicht aus den Augen verlieren, ausdrücken wollte. Denn läßt er sie bloß trinken; so berathschlagen sie sich nicht; läßt er sie sich bloß berathschlagen, so trinken sie nicht: bey dem Homer aber thun sie beydes. Will er auch einen Theil trinken, einen Theil sich berathschlagen laßen: so ist es wieder[4] nicht, was

[1] mahlerischem [nachträglich eingefügt] [2] [verbessert aus] Gut, wenn [3] [verbessert aus] und in ihrer Art [4] [vorher] doch [durchstrichen]

Homer sagt, nach dem sie alle zugleich rathschlagen und trinken sollen. Piccart, der dieses Gemählde gezeichnet, noch ehe es Caylus vorgeschlagen, zeiget die Götter alle in der tiefsten und lebhaftesten Berathschlagung; und Hebe knieet bloß auf der Seite und gießt den Nektar aus einer Urne in ein Trinkgeschirr. Aber grade so viel hätte Piccart thun müßen, wenn es bloß darauf angesehen gewesen wäre, die Hebe zu charakterisiren ꝛc.

Doch alles dieses bey Seite gesetzt und angenommen, der Mahler könne den ganzen Sinn des Dichters ausdrücken, und ein Meisterstück seiner Kunst aus diesem Sujet machen: ist es darum auch ein poetisches Gemählde? Ist es eines, so ist es gewiß eines von den kahlsten, und ein weit schlechterer Dichter hätte es eben so gut machen können.

Man halte dagegen die Stelle*, wo Pandarus, auf Anreitzen der Minerva den Waffenstillestand bricht, und seinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt. Schwerlich wird man bey einem Dichter in der Welt ein vortrefflicheres ausgeführteres[1] Gemählde finden. Von dem Ergreiffen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemahlet, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß wenn man nicht wüßte wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem[2] Gemählde allein lernen könnte.

Und dieses Gemählde — was soll man hierzu sagen? — ist in dem nehmlichen Buche, welches Caylus[3] an allen Gemählden so unfruchtbar findet.[4] Übersehen[5] hat er es schwerlich; aber ohne Zweifel den Bedürfnißen der heutigen Kunst nicht angemeßen genug gefunden. Gott weiß, was für Schwierigkeiten in der Ordonnanz, in der Vertheilung Lichts und Schattens, ihn bewogen haben, das mahlerischste Stück des Dichters für unmahlbar zu halten.*)

Ist dem so: so, dünkt mich, ist unsere heutige Mahlerey grade auf

* Iliad. Δ. 105–126.

*) Ein poetisches Gemälde, dessen Schönheit blos[6] in einer Folge von Veränderungen bestehet, kan nur getanzt, nicht gemalt werden. Die alte Malerey kan hierin keinen Vorzug vor der Neuren gehabt haben. Denn sobald in dieser Folge von Veränderungen kein wichtiger Augenblik zu finden, der das Vorhergehende und Folgende errathen läßt; so ist das Sujet an und für sich selbst unmalbar. [Mendelssohn.]

[1] ausgeführteres [fehlte ursprünglich] [2] diesen [anscheinend Hs.] [3] Caylus [fehlte ursprünglich] [4] [verbessert aus] ist. [5] [vorher] Hat er es übersehen, oder ist [durchstrichen] [6] blos [nachträglich eingefügt]

dem Punkte, auf welchem unsere heutige Musik ist, und es geht dem Mahlerischen des Dichters, wie seinem Wohlklange. Er sey nur recht mahlerisch, so wird man seine Gemählde gewiß ungemahlt laßen; er sey nur[1] recht wohlklingend, und man wird ihn gewiß nicht componiren. Das Meisterstück des dichterischen Wohlklanges, der Hexameter, die lyrischen Sylbenmaaße des Horaz, sind viel zu musikalisch, um dem Componisten[2] brauchbar zu seyn; er will nichts, als ohne Anstoß fließende Folgen lieblicher Worte, viel a und e; was drüber ist, ist vom übel. So auch der Mahler; erzehle was du willst, erzehle wie du willst; gieb ihm aber nur Gelegenheit zu reichen Verzierungen, zu gelehrten Vertheilungen des Schattens, zu Contrasten, zu Verkürzungen; gieb ihm Gelegenheit nur seine Kunst recht zu zeigen, und je mehr du deine Kunst, als poetischer Mahler, sparest, desto mehr wirst du sein Mann seyn.*)

XII.

In diesem Geschmake, nach diesen Absichten hat Caylus offenbar seine Gemählde des Homers gewählet. Was Homer selbst mahlet ist fast immer übergangen; und er wählet bloß die Augenblicke, in die der Mahler die meisten sichtbaren Gegenstände zusammenbringen, über die er

*) Diesen Punkt zu entscheiden, wollen wir uns die Künste in ihrer Verbindung vorstellen. Die Musik kan geradezu mit der Poesie verbunden werden, ja ihrer ersten Bestimmung nach soll sie eigentlich nur der Poesie zur Unterstützung dienen. Daher muß die Kunst der Musik niemals so sehr übertrieben werden, daß sie der Poesie zum Nachtheil gereiche, und wir tadeln die neuere Musik mit Recht, daß ihre Künsteleyen sich mit keiner wohlklingenden Poesie vertragen. Die Malerey aber kan mit der Poesie nicht unmittelbar verbunden werden, wohl aber vermittelst der Tanzkunst, denn diese verbindet die Schönheit der Formen und[3] der Anordnung mit der Schönheit der Bewegungen und Handlungen. Jede Poesie kan getanzt werden. Findet sich nun in dieser Folge von Bewegungen eine Anordnung und Stellung, die einzeln genommen, schön und bedeutend ist; so kan sie gemalt werden. Alle Bewegungen des Pandarus können nach der Angabe des Dichters getanzt werden; da aber kein einziger Augenblik in der ganzen Folge einzeln[4] betrachtet, wichtig und bedeutend genug ist; so enthält der ganze Tanz keine malerische Situation. Der Götterschmaus muß auch getanzt werden können, und er enthält verschiedene Augenblike, die auch einzeln betrachtet, schön sind, aber keinen der das Mannichfaltige des[5] Zechens und Berathschlagens verbindet, denn diese müssen in verschiedenen Augenbliken auf einander folgen, das heißt, getanzt werden. [Mendelssohn.]

[1] [vorher] auch [durchstrichen] [2] [verbessert aus] Dichter [3] [verbessert aus] der Körper mit [4] [verbessert aus] wichtig [5] [vorher] verbindet, [durchstrichen]

die meiste mechanische Kunst verbreiten kann; ob sie schon bey dem Dichter gerade die leeresten, die unmahlerischsten sind, in welchen er bloß Geschichtschreiber ist, und dergleichen, wie gesagt auch bey dem elendesten Geschichtschreiber in Menge zu finden.

Und wie viel Gewalt thut er öfters dem Dichter an, dem Mahler diese Augenblicke auszusparen! Endlich, wenn er sie ihm nun ausgesparet hat, so trift es sich nicht selten, daß die, welche den Homer nicht gelesen haben, aus dem Gemählde etwas[1] schließen, das der Meinung des Dichters schnurstraks zuwieder ist.

Z. E. Wenn ein vorzüglicher Held im Getümmel der Schlacht in Gefahr geräth, aus der ihn keine andere als göttliche Macht retten kann: so läßt der Dichter ihn von der schützenden Gottheit in einen *dücken Nebel*, ἠερι πολλῃ oder in *Nacht* νυκτι[2] verhüllen, und davon führen. So *Venus* den *Paris* Iliad. γ. 381.; so *Neptun* den *Idäus* Iliad. ε. 23.; so *Apollo* den *Hektor* υ. 444. In allen diesen Stellen ist[3] dieses *Einhüllen in Nebel und Nacht* nichts als eine poetische Redensart für *unsichtbar machen*. Allein diesen poetischen Ausdruck realisiren, und auf dem Gemählde eine *wirkliche* Wolke anbringen, hinter welcher nunmehr der Held, wie hinter einer spanischen Wand, vor seinem Feinde verborgen stehet, ist wider die Meinung des Dichters, und heißt aus den Grenzen der Mahlerey herausschreiten, indem diese Wolke eine wahre Hieroglyphe, ein symbolisches Zeichen ist, und den befreyten Held nicht *unsichtbar macht*, sondern den Zuschauern zuruft, *ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen*.*) Kurz diese Wolke ist hier

*) Wenn vom körperlichen Sehen die Rede ist, kan die Wolke, wo ich nicht irre, gar wohl ein natürliches Zeichen seyn. Der Dichter verwandelt das metaphysische *unsichtbar machen*, in eine physische Handlung. Ja, es scheinet, als wenn die Untergötter niemals die Macht gehabt hätten, körperliche Dinge, ohne physische Mittel, unsichtbar zu machen. Sich selbst hingegen konten sie gar wohl diesem sichtbar jenem unsichtbar machen. Daher läßt Homer die Minerva, wenn sie nur dem Achilles allein erscheinen will, sich in keine Wolke einhüllen. Wäre diese Wolke ein blos symbolisches Zeichen; so hätte es Homer auch bey dieser Gelegenheit gebraucht. Daß der Maler die eingehüllte Person dem Zuschauer zeigen muß, thut zur Sache nichts. Der Zuschauer befindet sich ausser der Scene, und man kan ihm gar wohl zeigen, was die spielende Personen nicht sehen sollen; so wie etwa die Personen auf der Bühne allein seyn können, ob sie gleich von-

[1] [dahinter] ganz anders [durchstrichen]   [2] oder in *Nacht* νυκτι [nachträglich eingefügt]   [3] [dahinter] dieses [so] Nebel, diese Nacht nichts als eine poetische Redensart [durchstrichen]

nichts beßer, als die beschriebnen Zettelchen die auf alten gothischen Gemählden den Figuren aus dem Munde gehen. Gleichwohl dürften[1] sich die Mahler diese Wolke sehr ungern nehmen laßen. Sie giebt zu so schönen Brechungen des Lichts Gelegenheit, zu so sehr gelehrten Beleuchtungen der um sie gestellten Gruppen, sie kann mit den angebrachten großen Massen von Schatten so trefflich contrastiren.

Es ist wahr Homer läßt den Achilles indem ihm Apoll den Hektor entrückt, noch dreymal nach dem dücken Nebel mit der Lanze stoßen τρις δ'ἠερα τυψε βαθειαν*; allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wüthend gewesen, daß er noch dreymal gestoßen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Nichts[2] ist mahlerischer als diese Stelle bey dem Dichter; aber sie wird kindisch und wiedersprechend in der Ausführung des Mahlers.

Auch bey dem Zorne des Achilles** räth Caylus eine dergleichen Wolke an, um die Minerva, welche allein von dem Achilles gesehen wurde, vor der übrigen Versammlung unsichtbar zu machen. Aber heißt dieses mahlen? Und ist es erlaubt unter[3] die natürlichen Zeichen der Kunst ein so willkührliches zu mischen, das dem, welcher das Geheimniß nicht davon weis, und es gleichfalls für ein natürliches Zeichen hält, das ganze Gemählde zu einem Räthsel machen muß? — Aber wenn man nun die Unsichtbarkeit in der Mahlerey nicht anders andeuten kann, als durch eine Wolke? — So soll man, was man nicht sehen soll, auch nicht mahlen. Und wenn, wie Caylus selbst anführt, ein neuer französischer Künstler in der einzeln Bildseule des Achilles, den Zorn des Helden als von einer Göttin gemäßiget, ohne Beyhülfe der Figur dieser Göttin, ausdrücken konnte; warum räth er nicht lieber dem Mahler auch aus seiner Composition die Göttin ganz wegzulaßen? Warum nicht? Weil die Composition alsdann so reich nicht seyn würde. Der Mahler muß mehr Kunst zeigen können; wenn auch schon das ganze Sujet darüber verstümmelt würde.

* Iliad. Υ. v. 446.

** Tabl. V. Iliad. 1.

einem ganzen Volke von Zuschauern beobachtet werden.[4] Nur muß der Künstler die Wolke so anbringen, daß es begreifl. wird, wie die eingehüllten Körper auf der Scene unsichtbar, vom[5] Zuschauer aber dennoch bemerkt werden. [Mendelssohn.]

[1] [verbessert aus] wer [= werden] [2] [verbessert aus] Bey dem [3] unter [fehlte ursprünglich]
[4] [verbessert aus] werden, oder wie sich [5] [verbessert aus] dem

Der Einfall überhaupt, aus den Werken des Homers eine zusammenhangende Folge von Gemählden machen zu wollen, war der seltsamste von der Welt. Caylus überlegte nicht, daß der Dichter eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeitet; sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann die Mahlerey nicht angeben; bey ihr ist alles sichtbar und auf einerley Art sichtbar.[1] Es muß aber[2] nothwendig die äußerste Verwirrung entspringen, wenn dieser Unterschied aufgehoben wird, durch deßen Aufhebung zugleich[3] alle die charakteristischen Züge verloren gehen, durch welche sich jene höhere Gattung über die niedrige erhebt.

Wenn endlich die Götter selbst mit einander handgemein werden*, so gehet bey dem Dichter dieser ganze Kampf unsichtbar vor, und diese Unsichtbarkeit erlaubt der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freyes Spiel, sich die Personen der Götter und ihre Handlung so groß, und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur immer will. Die Mahlerey aber muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedne nothwendige Theile der Maaßstab für die darauf handelnden Personen werden; ein Maaßstab den das Auge gleich darneben hat, und deßen Unproportion gegen die höhern Wesen, diese höhere Wesen, die bey dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künstlers ungeheuer macht.

Z. E. Minerva schleidert einen großen Stein gegen den Mars:

Τον ρ'ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι ὀυρον ἀρουρης.

Um sich die Größe dieses Steines recht zu denken, erinnere man sich, daß Homer die Trojanischen Helden noch einmal so stark macht, als die stärksten Männer seiner Zeit**, und daß Nestor mehr als einmal zu verstehen giebt, daß die Helden vor seiner Zeit noch stärker gewesen, als sie. Und ein Mann, nicht[4] Ein Mann, Männer aus dieser Zeit, waren es, die diesen Stein zu einem Grenzsteine aufgerichtet hatten. Nun frage ich, wenn Minerva diesen Stein schleidert, von welcher Statur soll die Göttin seyn? Soll ihre Statur der Größe dieses Steines proportioniret seyn; so fällt das Wunderbare weg. Ein Mann der dreymal größer ist, als ich, muß natürlicher Weise auch einen dreymal größern

* Iliad. φ. v. 385 u. f.

** Iliad. ε. 303.

[1] [verbessert aus] sichtbar, und [2] aber [nachträglich eingefügt] [3] [verbessert aus] eben [4] [verbessert aus] ein

Stein schleidern können, als ich. Soll aber die Statur der Göttin der Größe des Steines nicht angemeßen seyn: so entstehet eine anschauliche[1] Unwahrscheinlichkeit in dem Gemählde, deren Anstößigkeit durch den symbolischen Schluß, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müße, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch größere Werkzeuge wahrnehmen.

Kurz, was die materielle Kunst hiervon mahlen kann, wird vielleicht ein schönes Gemählde werden können, aber doch nie den Geist des Dichters haben; und man ist sehr gutherzig, dem ohngeachtet dergleichen Gemählde für Homerische Gemählde gelten zu laßen.

XIII.

Die alten Mahler, finde ich, brauchten und studierten den Homer ganz anders, als Caylus es unsern Mahlern zu thun anräth.

Sie brauchten ihn; nicht daß sie die Handlungen aus ihm gemahlet hätten, die eine reiche Composition, vorzügliche Contraste, künstliche Beleichtungen darbieten; sie nutzten blos seinen Fingerzeig auf besondere körperliche Schönheiten; diese mahlten sie; und in diesen Gegenständen, fühlten sie wohl, war es ihnen allein vergönnet, mit dem Dichter wetteifern zu wollen.

So mahlte Z. E. Apelles, nach dem Plinius*, Dianam sacrificantium virginum choro mistam,[2] quibus vicisse Homeri versus** videtur, id ipsum describentis. — (Anstatt sacrificantium muß man hier lesen saltantium, oder venantium oder sylvis vagantium; denn Homer läßt die Gespielinnen der Diana nicht opfern, sondern Berge und Welder mit ihr durchstreiffen, jagen, spielen und hüpfen.)

So mahlte Zeuxis die Helena, und war kühn genug die berühmten Zeilen des Homers Iliad. γ. v. 156 darunter zu setzen.*** Laßt ihn aber auch das höchste Ideal der weiblichen Schönheit gemahlt haben: so ist es doch gewiß, daß sein Gemählde die allgemeine Wirkung nicht kan gehabt haben, die man der Beschreibung des Dichters zugestehen muß.

Als Nicostratus† voller Erstaunen vor diesem Bilde des Zeuxis

* libr. 35 sect. 36.

** Odyss. ζ. v. 102.

*** Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

† Aelianus lib. 14. 47.

[1] [verbessert aus] anscheinliche [2] [verbessert aus] mixtam

stand, stand neben ihm ein anderer, der ganz kalt blieb, und gar nicht begreiffen konnte, was denn Nicostratus eigentlich so wunderbares darinn entdeckte. Wann du meine Augen hättest! sagte dieser. Aber Nicostratus war selbst ein Mahler; und ist denn die Schönheit nur für die Kunstverwandten? Doch es lag[1] nicht an der Kunst; denn die Kunst kann nicht mehr thun, als die Natur selbst, und das schönste Gesicht in der Natur selbst, wird nicht aller Menschen Beyfall in einerley Grade haben. Homers Helena ist und bleibet die einzige, an der niemand etwas auszusetzen findet, die[2] alle Menschen gleich stark entzücket.

Und wie die alten Künstler den Homer studieret, läßt sich unter andern aus dem Exempel des Phidias lernen. Sie nährten sich mit dem Geiste des Dichters, sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen, das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen, sie sahen und empfanden wie er, und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältniße eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältniße eines Sohnes zu seinem Vater; ähnlich aber verschieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts gleiches, als[3] daß sie mit dem ähnlichen Zuge, in dem einen sowohl, als in dem andern, harmoniren.[4] Phidias gestand, daß er durch die Zeilen*:

'Η και κυανεησιν ἐπ' ὀφρυσι νευσε Κρονιων.
'Αμβροσιαι δ' ἀρα χαιται ἐπερρωσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ' ἀθανατοιο· μεγαν δ' ἐλελιξεν ὀλυμπον.

bey Bildung seines Olympischen Jupiters begeistert worden, und daß nur durch ihre Hülfe er seinem Bilde ein Gesicht gegeben propemodum ex ipso coelo petitum. Caylus sagt von diesen Zeilen: cette grande idée est impossible à rendre en peinture; mais un Artiste ne peut l'avoir trop presente à l'esprit; c'est un moyen de croitre son ouvrage ꝛc. Er schrenkt den Nutzen, den sie dem Künstler geleistet, und noch leisten können, auf die sympathetische Erhöhung unsrer Einbildungskraft ein. Indeß, glaube ich, ist hier noch etwas specielleres zu sagen. Nehmlich:

Klopstocks Zeilen**: wo er Gott sagen läßt:

* Iliad. *α*. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.
** Erster Gesang 141.

[1] [verbessert aus] liegt [2] [vorher] und [?, durchstrichen] [3] als [fehlte ursprünglich] [4] [verbessert aus] üb [= übereinstimmen]

„—— Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
„Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und sag: Ich bin ewig!
„Sag und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben!“

sind unstreitig eben so erhaben, als jene Zeilen des Homers, und dem höchsten Wesen gewiß anständiger. Gleichwohl glaube ich schwerlich, daß sie auf einen Künstler einen großen Eindruck machen werden, wenigstens keinen, der[1] ihn bey seiner Arbeit leiten und unterstützen könnte. Und warum nicht? Sie sind aus keinem mahlerischen Gesichtspunkte genommen; es ist nicht der geringste Zug darinn, den der Mahler eben so wohl brauchen könnte, als ihn der Dichter gebraucht hat. Dergleichen Zug aber ist in des Homers Gemählde;*) und ohne Zweifel[2] lernte Phidias zuerst aus ihm, daß die[3] Augenbraunen derjenige Theil des Gesichtes sind, in welchem sich der stärkste Ausdruck der Majestät äußert. Eintheilung, welche die[4] nachherigen Kunstlehrer von[5] dem menschlichen Gesichte gegeben haben.

*) Der Unterschied ist hier offenbar dieser. Homer hat ein nettes Bild, ein ausführliches Gemälde in Gedanken gehabt, als er diese Zeilen gedichtet. Wie er aber, ohne den Eindruk zu schwächen, nicht alle einzelne Züge beschreiben konte; so wählte er diejenigen, die auf seinen Gegenstand das erhabenste Licht werfen. Der Maler kan, durch diese schöpferische Züge begeistert, sich das nehmliche nette und vollständige Gemälde vorstellen, das dem Dichter vor Augen geschwebt, und es nach dem Bedürfnisse seiner Kunst ausführen. Klopstok hat bey seiner Beschreibung gar kein nettes Gemälde vor Augen gehabt. Die Theile des Bildes, die er nicht beschreibet, sind so vague, so dunkel, daß sie gar nicht hinzu gedacht werden können. Und so verhält es sich fast mit allen miltonischen und Kloppstokischen Malereyen. Was sie nicht schildern, muß fast allezeit in der Einbildungskraft des Lesers so unbestimt bleiben, als es der Dichter in seiner Beschreibung gelassen, daher sind sie nicht malerisch. Wenn aber der[6] Leser in den Stand gesetzt worden, das[7] Gemälde in der Einbildungskraft zu vollenden; so läßt es sich auch malen.

Die Figur des Kloppst. beziehet[8] sich auf die Stelle im 5 B. Mose. Ich hebe meine Hand in die Himmel und sage ich lebe ewiglich oder so wahr ich ewiglich lebe, wenn ich mein Schwerdt wetze etc.[9] Das Aufheben der Hand ist ein Zeichen des Eydes. Kloppstoks Zusatz will mir nicht sonderlich gefallen; Er scheinet die Idee etwas giganteske zu machen. Ich breite mein

[1] [verbessert aus] den [oder] dem [2] [Die folgenden Worte Lessings stehen auf dem Rand der Hs.; es scheint, als ob der ganze Schluß von „und ohne Zweifel“ an nachträglich beigefügt wäre] [3] [verbessert aus] an den [oder] er den [4] welche die [verbessert aus] der [5] [verbessert aus] des [6] [verbessert aus] Wenn er den [7] [verbessert aus] der [8] [verbessert aus] ist [9] oder so wahr .... wetze etc. [nachträglich hinzugefügt]

Haupt durch die Himmel. Wir müssen dieses Bild ja nicht näher betrachten, sonst verliert es seinen Werth. Ein Haupt, das durch die Himmel ausgebreitet werden kan, ist kein Haupt, und wozu wird es ausgebreitet? Was hat dieses Zeichen zu bedeuten? — aber wer wird so zergliedern? Gut! ich zergliedere nichts, und sage die Stelle ist erhaben. Vergleichen Sie mir nur nicht diese wilde und unbestimte Idee, mit der wohlgedachten, und der gesunden Vernunft gemäßen Idee des Homers. Sie sagen jene Vorstellung ist der Majestät Gottes angemessener. Es kan seyn. Vielleicht deswegen, weil sie alles Körperliche sogleich durch einen Widerspruch aufhebt, und gleichsam verschwinden läßt.[1] Ein Haupt, das durch die Himmel; ein Arm, der durch die Unendlichkeit gehet. Sinnlicher konte der Dichter das ungereimte Ding, eine unendliche Figur, nicht beschreiben, als wenn er die Merkmale selbst sich einander widersprechen läßt. Wollen wir aber diese Begriffe malerisch nennen? Lachen Sie nicht, ich finde hier nichts als eine Antithese, so wie wenn[2] Young vom Menschen sagt, Ein Wurm, ein Gott u. s. w., oder wie Pope den Stier beschreibet, der hier mit[3] Staub und Schweis bedekt, mühsame Furchen zieht, und dort mit Blumen bekränzt, Völker vor sich knien läßt. Alles dieses sind Antithesen, und[4] Antithesen können nicht malerisch seyn.

Ich berufe mich abermals auf die Tanzkunst. Die Beschreibung des Homers kan getanzt werden. Die Mine, die der majestätische Saltator annimt, indem er der schönen Thetis das göttliche Zeichen giebt, muß malerisch seyn, und kan durch das Ideal erhöhet, das erhabenste Bild werden, das die Kunst hervorgebracht. Aber die[5] Beschreibung des Kloppst. muß vom Declamator nothwendig gelesen werden, wie eine Sentenz,[6] das heißt, sie läßt sich so wenig tanzen, als malen.

Lassen Sie mich hier eine Reflexion hersetzen, die vielleicht nirgend anders Platz finden wird. Die orientalische Poesie unterscheidet sich vornehmlich, wo ich nicht irre, durch folgende Kennzeichen, 1) sie ist unregelmäßig im Ganzen, und 2) kühn aber unmalerisch in der Ausbildung. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit den Werken aller grossen Geister,[7] die in ungebildeten und musenlosen Zeiten gelebt. Ich stelle mir vor, daß die Regelmäßigkeit und Schönheit des Ganzen Ideen sind, auf welche man in der Poesie nicht gerathen kan, wenn wir sie nicht[8] von der Malerey und Bildhauerkunst entlehnen, und auf die Dichtkunst anwenden; denn da die Begriffe in der Dichtkunst auf einander folgen; so sehen wir so[9] leicht die Nothwendigkeit nicht ein, diese mannigfaltigen Theile zusamen als ein schönes Ganze zu betrachten, und in ihrer Verbindung zu übersehen. Hingegen ist bey der Malerey und Bildhauerkunst, die die Begriffe zusamen als ein Ganzes darstellen, das Ganze auch immer das erste, worauf wir sehen. Allhier haben also die Regeln von der Schönheit des Ganzen gar leicht[10] erfunden, und hernach per Principium reductionis auf Poesie und Beredsamkeit angewandt werden können. Es

[1] [verbessert aus] m [= macht] [2] wenn [nachträglich eingefügt] [3] [verbessert aus] der heute im [4] [verbessert aus] die [5] [verbessert aus] bey der [6] Sentzenz, [verschrieben Hs.] [7] [verbessert aus] mit allen grossen Geistern, [8] [aus einem unleserlichen Wort verbessert] [9] [vorher] nicht [durchstrichen] [10] gar leicht [nachträglich eingefügt]

folget hieraus, daß Völker und Zeiten, bey und in welchen die Malerey und Bildhauerkunst nicht in Aufname ist, auch in der Poesie und Beredsamkeit von der Schönheit des Ganzen sehr schwache Begriffe haben müssen. Die Hebräer konten, vermöge ihrer Religion, weder Malerey noch Bildhauerkunst haben. Auch haben ihre Poeten und Redner keine richtigen Begriffe von Plan, Anordnung, Vertheilung des Lichts und Schattens, u. s. w. aber die Griechen —?

Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit dem Malerischen in der Ausführung. Wer an keine Verbindung der Künste denkt, und die Poesie ganz allein vor Augen hat, wird in einer Schilderung Züge vereinigen, die sich einander sehr fremde sind. Er wird den Pfeil trunken vom[1] Blute seyn lassen, er wird das Schwerdt Gottes anreden, Kehre in die Scheide zurük! raste allda! Er wird dadurch kühn, aber unmalerisch werden. Seine Seele hat die Fertigkeit nicht, ihre Erdichtungen sich in netten und ausführlichen Bildern vor zu stellen, denn diese Fertigkeit erlangt man nur durch die Bekantschaft mit den Meisterstücken der Bildhauerkunst und Malerey, wo jede Erdichtung von allen Seiten bestimt seyn muß. Mich dünkt, die neuren Dichter haben das Kühne und Unbestimte in ihren Erdichtungen von den Orientaliern entlehnt.[2] Unsere Tänzer, Bildhauer und Dichter behandeln verschiedene Sujets. Es ist kein Wetteifer unter ihnen, die nemliche Handlung durch verschiedene Mittel nachzuahmen. Daher die Künste sich einander kein Licht mittheilen. Endlich verlieren sich unsere Dichter ganz und gar in das Unsichtbare, in das Reich der Spekulation, wohin ihnen keine andere Kunst folgen kan, wo nur Schattenbilder vor unsern Augen scherzen, und verschwinden, bevor wir ihre wahre Gestalt erkennen, wo wir uns also begnügen müssen nur einige Züge zu berühren, und alles übrige wie in einen Aether zerfließen, und unkentbar werden zu lassen: — Wollen wir eine solche Poesie malerisch nennen? [Mendelssohn.][3]

I.

Einem jeden endlichen Dinge kömt eine dreyfache Form zu. Eine in dem Geiste des Künstlers, der es hervorbringen will, die zwote[4] in der Natur der Dinge, alwo sie mit der Materie verbunden ist, und die Letzte[5] in dem Geiste des Betrachtenden. — Die erste Form ist allezeit die[6] vollkommenste, und sie macht das Ideal des Künstlers, oder das subjective Ideal aus.

Das objective Ideal ist das maximum der Schönheit. Die Natur hat es im ganzen Weltall erreichet, und eben deswegen in allen ihren Theilen nicht erreichen können. Auch war die Schönheit nicht ihre Hauptabsicht, und sie hat sehr oft der Vollkommenheit, oder dem Guten und Nützlichen weichen müssen.

Des Künstlers Absicht gehet blos auf die Schönheit, und zwar nicht weiter als auf die Schönheit eines isolirten Theils. Daher muß er dem Ideal näher kommen, als selbst die Natur. Er muß z. E. die Figur einer jugendlichen Person

[1] [vorher] seyn [durchstrichen] [2] [dahinter] Ihre Poesie ist kühner [durchstrichen] [3] [Die folgenden Bemerkungen Mendelssohns stehen auf einem beigelegten halben Bogen blauen Papiers] [4] [anscheinend verbessert aus] zweite [5] [verbessert aus] dritte [6] [verbessert aus] das

so vorstellen,[1] wie sie von der Natur[2] hervorgebracht worden wäre, wenn die Schönheit dieser einzelnen Person ihre Hauptabsicht gewesen wäre.

Je zusammengesetzter eine Schönheit ist, desto weniger kan jedes von ihren Theilen das Ideal erreichen, das ihnen zukommen würde, wenn sie[3] isolirt wären. Eine einzige Linie erreichet[4] das Ideal, wenn sie die Windung der Wellenlinie hat; In zusammengesetzten Figuren hingegen muß die Anordnung des Ganzen eine solche Wellenlinie ausmachen, aber jede einzelne Linie entweder mehr, oder weniger gewunden seyn. Das Ideal kömt, wie die Schönheit überhaupt, vorzüglich nur den Formen körperlicher Dinge zu, transcendentaliter hingegen haben auch Gedanken, Farben, Töne, Bewegung und jeder Ausdruk innerlicher Empfindungen ihre Schönheit, und folglich ihr Ideal.

II.

Es kömt in den schönen Künsten nicht wenig darauf an, ob die letzte Form solche Bilder sind, die leicht in das Gedächtnis zurük kommen. Die Phantasmata scheinen in folgender Ordnung an Deutlichkeit abzunehmen. 1) Umrisse der Figuren und Körper, oder überhaupt körperl. Forme.[5] 2) Gedanken. 3) Bewegung. 4) Farbe. 5) Schall.[6] 6) Energie unserer innern Kräfte. (Schmerz, Wollust, Begierde, Leidenschaft u. s. w.) 7) sinliches Gefühl. 8) Geruch. 9) Geschmak.

Die Schönheit kömt, der ersten und ursprünglichen Bedeutung nach, nur den körperlichen Formen zu. Da die Bewegung der Körper durch Linien geschiehet; so war es natürlich auch der Bewegung Schönheit zu zuschreiben. Man läßt indessen auch den Gedanken, den Farben und endlich auch dem Schalle, wenn er einen Ton angiebt, Schönheit zu kommen. Hingegen[7] ist die Schönheit[8] des Tones schon etwas ungewöhnliches. Von der Energie unserer innern Kräfte sagen wir nur, daß[9] sie moralisch schön oder häßlich sind; 7. 8. 9 aber können 7 sanft und rauh, 8. 9 aber angenehm und widrig,[10] aber nicht schön und häßlich seyn.

Mit dem Reitze ist man so verschwenderisch nicht gewesen. Reitzend ist nur die Schönheit der Forme in Bewegung, denn diese erregt in uns das Verlangen sie wiederholt zu sehen, reitzt uns zur Aufmerksamkeit. Es giebt auch einen sinlichen Reitz, der nicht aus der Schönheit entspringt, und dieser kömt so gar dem Geschmak zu.

III.

Die Schönheit, in so weit sie transcendental ist, hat allgemeine Regeln, in welchen[11] Forme, Gedanken, Bewegung, Töne und Farben übereinkommen.[12] Diese sind Mannigf., Einheit, Wohlgereimtheit, Ordnung,[13] Neuheit, Lebhaftigkeit u. s. w. Diese allgemeine Regeln lassen sich auf alle schönen[14] Künste und W. anwenden, und können aus einer in die andere übertragen werden.

Hingegen sind sie unterschieden 1) vermittelst der bezeichneten Sachen, 2) ver-

[1] [verbessert aus] darstellen, [2] [verbessert aus] sie [?] die Natur [3] dahinter] sie [durchstrichen] [4] [verbessert aus] Einzelne Linien erreichen [5] [so regelmäßig Hs.] [6] [anscheinend verbessert aus] Ton. [7] [verbessert aus] Indessen [8] [dahinter] schon [durchstrichen] [9] [vorher] in [durchstrichen] [10] [verbessert aus] 7. 8. 9 aber können angenehm und widrig, [11] in welchen [verbessert aus] die [12] [verbessert aus] gemein haben. [13] Ordnung, [nachträglich eingefügt] [14] [dahinter] und [durchstrichen]

mittelst der Zeichen. Die bezeichnete Sachen sind entweder Forme, die leicht ins Gedächtnis zurük kommen, als Gedanken[1] Figur und Bewegung, oder nicht leicht, als Farbe und Schall,[2] sie sind entweder zugleichseyend oder aufeinanderfolgend. Die Zeichen sind natürlich, oder willkührl. zugleichseyend oder aufeinanderfolgend, täuschend (indem sie uns den Schein als eine Wirklichkeit vorstellen) oder nicht täuschend, drüken auch Handlungen, Minen und Geberden, oder nur Empfindungen aus, und diese Empfindungen sind entweder Neigungen und Leidenschaften, oder blos sinliche Vorstellungen, endlich sind die Zeichen auch mehr oder weniger lebhaft.

Die Dichtkunst bedienet sich auf einander folgender Zeichen.[3] Da sie aber willkührlich[4] und mit Gedanken verbunden sind; so kommen ihre Forme leicht in das Gedächtnis zurük, und sie verbindet alle gute Eigenschaften des Schönen. Sie kan körperliche Forme und Bewegung ausdrüken, ist der Illusion fähig, drükt[5] Handlungen, Minen[6] Geberden und alle Arten von Empf. aus. Die Lebhaftigkeit der Eindrüke erhält sie durch Musik und Tanzkunst.

Die Malerey hat körperliche Forme, und[7] einen gewissen Anschein der Bewegung zu ihrem Gegenstande. Ihre Zeichen sind zugleichseyend natürlich, täuschend, drüken auch Handlungen, Minen und Geberden,[8] und vermittelst dieser Leidenschaften aus.

Die Baukunst hat nur[9] körperl. Forme zum Gegenstande. Die Zeichen sind natürlich, zugleichseyend, nicht täuschend, drüken nur sinliche Begrife, ohne Neigung und Empfindung aus.

Musik. Der Gegenstand ist vorübergehend und läßt keine deutliche Phantasmata zurük. Die Zeichen sind natürlich, aufeinander folgend, keiner Täuschung fähig, können aber die Illusion der Dichtkunst und Tanzkunst, durch die vermehrte Lebhaftigkeit der Empf. unterstützen; drüken weder Handlungen noch Minen und Geberden, sondern blos Empfindungen, und zwar so wohl sinnliche Begriffe, als Neigungen und Leidenschaften aus, besitzen den höchsten Grad der Lebhaftigkeit.[10]

Die Tanzkunst hat die Forme in Bewegung zum Gegenstande. Ihre Zeichen sind natürlich, zugleichseyend und aufeinander folgend, wie ihr Gegenstand, können täuschen, drüken Handlungen, Minen, Geberden und vermittelst dieser Neigungen und Leidenschaften aus. Da ihre Forme aber vorübergehend und ihre Zeichen natürlich sind; so läßt sie keine so deutliche Phantasmata zurük, als Malerey und Dichtkunst, stehet auch an Lebhaftigkeit der Empfindung der Musik nach, und bedient sich ihrer Hülfe.[11]

Die Farbenkunst kömt mit der Musik überein, nur daß ihr Gegenstand fortdauernd ist, und sie keine[12] Empfindungen, sondern nur sinliche Begriffe erregen.[13] Ob sie gleich selbst nicht täuschen; so unterstützen sie die Illusion der Malerey.

[1] Gedanken [nachträglich eingefügt] [2] [dahinter] die Zeichen sind natürlich oder willkührlich [durchstrichen] [3] [verbessert aus] sich willkührlicher Zeichen [4] [dahinter] sind [durchstrichen] [5] deutet [Hs.] [6] [dahinter] und [durchstrichen] [7] [verbessert aus] zu [8] [dahinter] aus, [durchstrichen] [9] nur [nachträglich eingefügt] [10] besitzen . . . Lebhaftigkeit. [nachträglich eingefügt] [11] stehet auch . . . Hülfe. [nachträglich eingefügt] [12] [verbessert aus] seine [13] [wohl verschrieben für] erreget. [Doch steht auch im folgenden Satze die Mehrheit]

Die Bildhauerkunst hat mit der Malerey vieles gemein, nur muß sie ohne Hülfe der Farben täuschen, und den[1] geringsten Schein von Bewegung vermeiden.[2] [Mendelssohn.]

4.[3]

Eines von den perspectivischsten Gleichnißen ist das, wo Homer* das Schild des Achilles, oder vielmehr deßen Glanz mit dem Glanze eines Feuers vergleicht,[4] das[5] von einsamen Bergen im Sturm behafteten Seefahrern leichtet. Doch sind hier mehr die Oerter als die Zeitfolgen hinter einander gestellet.

—— ἀυταρ ἐπειτα σακος μεγα τε, ςιβαρον τε,
Ἑιλετο, του δ' ἀπανευϑε σελας γενετ', ἠυτε μηνης.
Ὡς δ' ὁταν ἐκ ποντιοιο σελας ναυτῃσι φανειῃ
Καιομενοιο πυρος, το δε καιεται ὑψοϑ' ὀρεσφι,
Σταϑμῳ ἐν οιοπολῳ · τους δ'[6] ὀυκ ἐϑελοντας ἀελλαι
Ποντον ἐπ' ἰχϑυοεντα φιλων ἀπανευϑε φερουσιν.

Der Glanz des Schildes, der Vorgrund; der Glanz den die Schiffer erblicken, der zweyte; das Feuer auf den Bergen, welches diesen Glanz verursacht der dritte; die Freunde von welchen sie fern auf dem Meere herum getrieben werden, der vierte.

* Iliad. r. v. 373 u. f.

5.[7]

Nach dem, was wir in unsern mündlichen Unterredungen ausgemacht haben, verbeßere ich meine Eintheilung der Gegenstände der poetischen und der eigentlichen Mahlerey folgendergestalt.

[1] [verbessert aus] allen [2] [verbessert aus] entbehren.
[3] [Nr. XI der Handschriften, ein Blatt klein 2°, von dem nur eine halbe Seite mit großen, deutlichen Buchstaben beschrieben ist; zuerst gedruckt 1788 in der zweiten Auflage des „Laokoon", S. 369; bei Hempel (S. 314) als Nr. 20 gezählt. Das Blatt enthält nur ein Beispiel zu dem achten Abschnitt von Nr. 3 (vgl. oben S. 354) und ist wohl ziemlich gleichzeitig mit oder bald nach diesem Abschnitt geschrieben, noch bevor die Berliner Freunde ihre Bedenken gegen Lessings Ansicht ausgesprochen hatten, also wohl noch im Frühling 1763.] [4] vergleicht [fehlt Hs.] [5] daß [verschrieben Hs.] [6] δε [Hs.]
[7] [Nr. VI der Handschriften, ein Bogen klein 2°, alle 4 Seiten halbbrüchig mit großen, deutlichen Buchstaben beschrieben; zuerst gedruckt 1788 in der zweiten Auflage des „Laokoon", S. 315—319; bei Hempel (S. 295—297) als Nr. 12 gezählt. Der Entwurf knüpft unmittelbar an Mendelssohns Bemerkungen zum dritten Abschnitt von Nr. 3 (vgl. oben S. 344 f.) an, weist aber zugleich mit den

Die *Mahlerey* schildert Körper, und andeutungsweise durch Körper, Bewegungen.

Die *Poesie* schildert Bewegungen, und andeutungs Weise durch Bewegungen, Körper.

Eine Reihe von Bewegungen, die[1] auf einen Endzweck abzielen, heißet eine *Handlung*.

Diese Reihe von Bewegungen, ist entweder in eben demselben Körper, oder in verschiedene Körper vertheilet. Ist sie in eben demselben Körper, so will ich es eine *einfache Handlung* nennen; und[2] eine *collective Handlung*, wenn sie in mehrere Körper vertheilet ist.

Da eine Reihe von Bewegungen in eben demselben Körper, sich in der Zeit eräugnen muß; so ist es klar, daß die Mahlerey auf die *einfachen Handlungen* gar keinen Anspruch machen kann. Sie verbleiben der Poesie einzig und allein.

Da hingegen die verschiednen Körper, in welche die Reihe von Bewegungen vertheilet ist, neben einander in dem Raume existiren müßen; der Raum aber das eigentliche Gebiete der Mahlerey ist; so gehören die *collectiven Handlungen*[3] nothwendig zu ihren Vorwürffen.

Aber werden diese *collective Handlungen*, deswegen weil sie in dem Raume erfolgen, aus den Vorwürffen der *poetischen* Mahlerey auszuschließen seyn?

Nein. Denn obschon diese *collectiven* Handlungen im *Raume* geschehen; so erfolget doch die Wirkung auf den Zuschauer in der *Zeit*. Das ist; da der Raum, den wir auf einmal zu übersehen fähig sind, seine Schranken hat; da wir unter mannigfaltigen Theilen neben einander uns nur der wenigsten auf einmal lebhaft bewußt seyn können: so wird Zeit dazu erfordert, diesen größern Raum durchzugehen und uns dieser reichern Mannigfaltigkeit nach und nach bewußt zu werden.

Folglich kann der Dichter ebensowohl das *nach und nach* beschreiben, was ich bey dem Mahler nur *nach und nach sehen* kann; so daß die *collectiven* Handlungen das eigentliche gemeinschaftliche Gebiete der Mahlerey und Poesie sind.

---

ersten Worten auf mündliche Unterredungen Lessings mit den Berliner Freunden hin, die wir wohl zweifellos in die Zeit seines Potsdamer Aufenthaltes, in den Juli und August 1763, zu verlegen haben. Demnach dürfte unser Entwurf entweder noch in die Potsdamer Sommerwochen oder in die nächstfolgende Zeit, den Herbst 1763 oder spätestens den Winter 1763/4, fallen.]

[1] [dahinter] unter sich [durchstrichen]

[2] [vorher] ist sie aber [durchstrichen]

[3] [dahinter] doch [durchstrichen]

Sie sind,[1] sage ich, ihr gemeinschaftliches Gebiete, das sie aber nicht auf einerley Art bebauen können.

Gesetzt auch, daß die Betrachtung der einzeln Theile in der Poesie eben so geschwind geschehen könnte, als in der Mahlerey: so fällt doch ihre Verbindung in jener weit schwerer als in dieser, und das Ganze kann folglich in der Poesie von der Wirkung nicht seyn, als es in der Mahlerey ist.

Was sie daher am Ganzen verlieret, muß sie an den Theilen zu gewinnen suchen, und nicht leicht eine collective Handlung schildern, in der nicht jeder Theil für sich betrachtet schön ist.

Diese Regel braucht die Mahlerey nicht. Sondern da bey ihr die Verbindung der erst einzeln betrachteten[2] Theile so geschwind geschehen kann, daß wir wirklich das Ganze auf einmal zu übersehen glauben: so muß sie vielmehr sich eher in den Theilen als in dem Ganzen vernachläßigen;[3] und es ist ihr eben so erlaubt als zuträglich, unter diese Theile auch minder schöne und gleichgültige Theile zu mengen, sobald sie zu der Wirkung des ganzen etwas beytragen können.

Diese doppelte Regel, nehmlich, daß der Mahler bey Vorstellung collectiver Handlungen mehr auf die Schönheit des Ganzen; der Dichter hingegen mehr darauf sehen muß, daß so viel möglich jeder einzelne Theil schön sey, spricht das Urtheil über eine Menge Gemählde des Künstlers und des Dichters, und kann beyde in der Wahl ihrer Vorwürffe sicher leiten.

Z. E. Angelo hätte ihr zu Folge kein jüngstes Gericht mahlen sollen. Nicht zu gedenken, wieviel dieses Gemählde, durch die verjüngten Dimensionen von der Seite des Erhabenen[4] verlieren muß; da das allergrößte doch noch immer ein Jüngstesgericht en mignature ist: so ist es gar keiner schönen Anordnung fähig, die auf einmal ins Auge fallen könnte; und die allzuvielen Figuren, so gelehrt und kunstreich auch eine jede für sich selbst ist, verwirren, und ermüden das Auge.

Der sterbende Adonis ist bey dem Bion ein vortreffliches Gemählde. Allein ich zweifle, daß es einer schönen Anordnung unter der Hand des Mahlers fähig ist, wenn er, ich will nicht sagen alle, sondern

[1] [verbessert aus] Es ist [2] erst einzeln betrachteten [fehlte ursprünglich] [3] [verbessert aus] sie [wieder verbessert aus: er (?)] vielmehr eher einen Theil, als das ganze vernachläßigen [4] Erhabenenen [verschrieben Hs., dahinter] erhabenen [durchstrichen]

nur die meisten Züge des Dichters beybehalten will. Die um ihn heulenden Hunde, ein so rührender Zug bey dem Dichter, würden unter den Liebesgöttern und Nymphen, dünkt mich, einen schlechten Effect thun.

6.[1]

Von der Schönheit ohne Gemüthsgaben. p. 127. CVII.

γεϱας bey Theilung der Beute, was den Königen bey Seite gesetzt war p. 146. CXXX.

Vom Schwung des Haars bey den Griechen, zu Erläuterung der Stelle bey den Griechen p. 314. VI.[2]

Von den Fehlern des Choerilus in Ansehung der Gleichniße. p. 334. XXXVII.[3]

Von dem unpaßenden der Homerischen Gleichniße. p. 336. XL.

Von einem Zunahmen der Sokratiker. p. 391. CXI.

Antwort des Alexanders — — p. 479. CXCVII.

Von dem andern Dictionario Oratorio p. 496. CCXI.

T. II.

Von der Blindheit des Thamyris. p. 633.

Von dem Nireus in Ansehung der Abmahlung [?] von ihm und dem Thersites. 678.

Von der Erdichtung mit dem Protesilaus und Achilles. p. 695.

Von dem Geschrey des Philoktets. p. 706.

Von den Pygmäen mit den Lilliputern des Schwift zu vergleichen p. 811.

---

[1] [Nr. XXI der Handschriften, ein kleiner Zettel, nur auf einer Seite mit flüchtigen, undeutlichen Buchstaben beschrieben; zuerst bei Hempel S. 320 gedruckt, hier als Nr. 27 gezählt. Die ersten acht Zeilen der Hs. (im Folgenden Z. 5—15) sind einzeln durchstrichen. Die Aufzeichnungen Lessings beziehen sich auf den Kommentar des Eustathios zur Ilias in der dreibändigen, mit einer lateinischen Übersetzung versehenen Ausgabe von Alexander Politus (Florenz 1730—1735). Und zwar erstrecken sie sich nur auf die ersten drei Bücher der Ilias. Auf das erste Buch gehen die beiden ersten Bemerkungen, auf das zweite mit dem Schiffskatalog alle folgenden, nur die letzte auf den Anfang des dritten Buchs. Da der folgende Entwurf Nr. 7 gleich in den ersten Worten (vgl. unten S. 375 Z. 5 ff.) auf die vorletzte Bemerkung unseres Zettels hinweist, muß dieser vor Nr. 7, also spätestens im Winter 1763/4 geschrieben sein. Viel früher aber wird er eben wegen dieser Erwähnung des „Philoktet" kaum entstanden sein können. Die übrigen vier Blätter, die unter den Laokoonpapieren mit unserem Zettel zu Nr. XXI zusammengelegt sind, scheinen einer etwas späteren Zeit anzugehören; vgl. unten Nr. 9—12.] [2] [Die Worte beziehen sich auf Iliad. II, 11 καϱηκομόωντας Ἀχαιούς] [3] XXVII. [Hs., bei Eustathios ist es aber Kapitel XXXVII.]

7.[1]

1. Abschnitt.

Winkelmanns Text. p. 22.

Anmerkung über des Sophokles Philoktet. —

1) Dieses Geschrey ist eine historische Wahrheit. Sagen daß clamor Philocteteus[2] zu einem sprichwörtlichen Ausdrucke geworden. v. Eust. T. II. p. 706.

2) Sophokles läßt ihn auch in seiner Tragödie so schreyen.

Anmerkung über die Kürze des dritten Akts.

3) Schreyen war bey den Alten der Ausdruck der leidenden Natur, und kein Zeichen einer weibischen Unleidlichkeit. Beym Homer schreyen die größten Helden, Venus und selbst Mars schreyen.

Ein gleiches vom Weinen. Meine Vermuthung warum Priamus den seinigen bey dem Begräbniße zu weinen verbietet.

4) Diese Unterdrückung der Natur ist ein Kennzeichen der Barbaren; ein Zeichen des Heldenmuths der nordischen Völker; Exempel aus dem Borrichius.

Rettung des Virgils.

Folglich hatte Virgil die Natur und den Homer vor sich, wenn er seinen Laocoon jenes erschreckliche Geschrey erheben läßt.

Der Bildhauer indeß läßt ihn keins erheben; das[3] ist wahr. Und nun entstehet die Frage, welcher hat die schönere Natur gezeichnet?

Beyde; und man hat nicht aus der Beobachtung des Bildhauers den Dichter, oder aus der Beobachtung des Dichters den Bildhauer zu verdammen.

---

[1] [Nr. XVII der Handschriften, 3 Blätter klein 4°, davon 5 Seiten meist halbbrüchig mit kleinen, flüchtigen und nicht selten undeutlichen Buchstaben beschrieben; zuerst bei Hempel S. 244—250 gedruckt, hier als Nr. 2 gezählt. Die beiden ersten Abschnitte des Entwurfes sind, wie S. 376, Z. 33 im Folgenden beweist, zu einer Zeit geschrieben, als Lessing von der bevorstehenden Veröffentlichung der Winckelmann'schen „Geschichte der Kunst des Altertums" bereits gehört, das Werk selbst aber noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, also wohl im Winter 1763/4. Denn Winckelmanns Werk ist im Meßverzeichnis von Michaelis 1763 zwar unter den erschienenen Büchern genannt, wurde aber in Wirklichkeit erst gegen Weihnachten ausgegeben und scheint noch etwas später in Lessings Hände gelangt zu sein. Die letzten vier Abschnitte unsers Entwurfs sind mit andrer Tinte und Feder als die beiden ersten, doch ebenso flüchtig geschrieben und setzen die Kenntnis der „Geschichte der Kunst" voraus; ihre Entstehung fällt daher wahrscheinlich zwar nicht viel später als die der vorausgehenden Sätze, aber doch wohl erst etwa in den Frühling 1764.] [2] Philocteus [verschrieben Hs.] [3] [verbessert aus] daß

Es ist wahr beyde und beyder Künste haben viel Aehnlichkeit. Aber auch viel Unähnliches; und weil man dieses nicht gehörig erwägt hat, weil man jene allgemein machen wollen, sind viel ungesunde Critiken entstanden. Jeder hat seine besondern höhern Regeln, die er nie aus den Augen setzen muß, und die ihm in dem Besondern ganz verschiedne Wege treten laßen.[1]

Regeln des Bildhauers:

1. Die Erreichung des Sichtbar Schönen und Erhabnen. — Erläuterung durch die Opferung der Iphigenia des Timanthes.[2]
2. Die Beobachtung eines Punktes über welchen die Einbildung noch hinausgehen kann.
   Erläuterung dieses Punktes aus den Gemählden des Timomachus.

Vermuthung in welchem Punkte Laocoon genommen worden.

Da Virgil diesen Punkt nicht beobachten dürffen, da er auf keine Erreichung des sichtbaren Schönen mit sehen dürffen, so durfte er und mußte er jene clamores horrendos mit ausdrücken.

2. Abschnitt.[3]

Von den Meistern dieses Werks.

Die Zeit in welcher sie gelebt ist unbekannt.

Meine Vermuthung, daß sie den Virgil nachgeahmt haben können, und also unter den ersten Kaysern gearbeitet.

1. Plinius setzet sie mit solchen neuern Künstlern in eine Classe.
2. Sie stellen den Laocoon vor anders als ihn die Griechischen Dichter schildern; anders als Lycophron, anders als Quintus Calaber.
3. Sie folgen einem Umstande, welcher eine eigne Erfindung des Virgils zu seyn scheinet.

Ich abstrahire von der historischen Wahrheit dieser Vermuthung, die W. in s. G. d. Kunst vermuthlich aufklären wird.[4] Ich

[1] laßen [fehlt Hs.] [2] Erläuterung . . . Timanthes. [nachträglich eingefügt] [3] [Hier beginnt das zweite Blatt der Hs.] [4] die W. in s. G. d. Kunst . . wird. [nachträglich am Rande beigefügt, doch mit derselben Feder und Tinte geschrieben]

will sie bloß aus einer Voraussetzung beleuchten, um[1] den Dichter und Bildhauer in einerley Gegenstande vergleichen zu können.

1. Worin der Bildhauer dem Virgil gefolgt.
2. Worinn er von ihm abgegangen.
3. Erläuterung aus neuen Kupfern, die bey dem Virgil genau geblieben.
4. Gedanken wie überhaupt dergleichen Kupfer einzurichten.

3. Abschnitt.[2]

I. Herr Wink. selbst hat es in sr. Ge. der Kunst eingesehen, daß der Bildhauer zu dieser Ruhe wegen der beyzubehaltenden Schönheit verbunden gewesen, und daß diese kein Gesetz für den Dichter p. 167. besonders 169.

Bey Gelegenheit seine Vermuthung vom Philoktet p. 170. meine Verbeßrung des Plinius.

II. Hierin sind wir einig, aber desto weniger wegen der Zeit der Künstler des Laocoon. Erörterung meiner Meinung. Die Seine gründet sich weiter auf nichts als auf die Vortreflichkeit des Werks.

Vermuthung aus dem ἐποιησε.

4. 5. Abschnitt.

Weitere Erörterung daß dem Dichter weit mehr erlaubt sey als dem Mahler:[3]

4. in Ansehung der Heßlichkeit und des Lächerlichen. Exempel des Thersites.
5. in Ansehung des Eckels; Exempel des Philoktet, nebst[4] der Scene der Hungrigen beym Beaumont.

Tadel der Harpyen des Virgils.

6. Absch.[5]

Völlige Gerechtigkeit scheint W. indeß doch nicht dem Dichter widerfahren zu laßen. Wenn er z. E. 170. sagt, sie werden ihn mehr nach den Grundsätzen der Weisheit, als nach dem Bilde der Dichter vorgestellet haben —

Ausleg: es muß hier wenigstens nur die Bildhauerische Weisheit zu verstehn seyn.

---

[1] [vorher] u. [durchstrichen] [2] [Hier beginnt die Rückseite des zweiten Blattes] [3] dem Dichter [verschrieben Hs.] [4] [verbessert aus] danebst [5] [Hier beginnt das dritte Blatt der Hs.]

p. 25. 28 scheint er auf der Seite des Caylus zu seyn, daß der Werth der Dichter nach der Zahl ihrer Gemählde zu bestimmen.

Widerlegung dieser Meinung;

Daß Dinge in der Phantasie einen vortrefflichen Effect machen, die auf der Leinwand oder im Stein einen wiedrigen haben.

In welchem Verstande Homer der größte Mahler sey; und daß[1] Milton nach ihm der größte.

8.[2]

Erster Abschnitt.

I.

Laocoon; Widerlegung der Winkelmannischen Anmerkung. Wahre Ursache, aus dem Gesetze der Schönheit. Beweis, daß die Schönheit das höchste Gesetz der alten Kunst gewesen.

II.

Zweyte Ursache; aus der Verwandlung des Transitorischen, in das Beständige. Der äußerste Augenblick ist der unfruchtbarste.

III.

Die Statue wird mit dem Gemählde des Dichters weiter verglichen. Worinn und warum weiter beyde von einander abgehen.

IV.

Beyder Übereinstimmung. Wahrscheinliche Vermuthung aus dieser Übereinstimmung, daß der eine den andern vor Augen gehabt. Die Griechen erzehlen diese Begebenheit ganz anders; woraus wahrscheinlich wird, daß der Künstler den Virgil[3] nachgeahmet.

---

[1] das [verschrieben Hs.]

[2] [Nr. 1 der Handschriften, ein halber und ein ganzer Bogen klein 2°, im ganzen 6 Seiten, von denen aber nur die vier ersten und der Anfang der fünften mit kleinen, aber meist leserlichen Schriftzügen gefüllt sind. Die sämtlichen Absätze des ersten Abschnitts, sowie Absatz I, II, V und VI des zweiten Abschnittes sind einzeln schräg durchstrichen, wohl zum Zeichen, daß sie bei der weiteren Ausführung verwertet worden seien. Gedruckt erschien der Entwurf zuerst 1839 in Lachmanns Ausgabe, Bd. XI, S. 125–129; bei Hempel ist er als Nr. 3 gezählt. Die Scheidung zwischen dem ersten und zweiten Abschnitt mit Rücksicht auf Winckelmanns Kunstgeschichte macht hier durchaus den Eindruck einer kunstvoll beabsichtigten Gliederung, der zufolge Lessing Winckelmanns Werk eben erst vom zweiten Abschnitt seiner eignen Arbeit an beachten wollte, während die Bemerkungen in Nr. 7 vielmehr allem Anscheine nach thatsächlich vor und nach der Veröffentlichung der „Geschichte der Kunst" niedergeschrieben wurden. Jene künstlichere Gliederung setzt eine gewisse Zeit der Überlegung voraus; unser Entwurf wird demgemäß erst einige Zeit nach Nr. 7 entstanden sein, im Sommer 1764 oder vielleicht sogar erst im Herbst dieses Jahres, als Lessing sich nach seiner Krankheit wieder an die Arbeit machte.] [3] [verbessert aus] den Griechen

V.

Ein Spence dürfte schwerlich meiner Meinung seyn. Sein seltsames System, bey welchem alles Verdienst des Dichters verloren geht. Beweise wie wenig er von dem besondern Gebiete der Mahlerey und Dichtkunst verstanden 1. an der wüthenden Venus 2. an den allegorischen Wesen.

VI.

Ein Caylus hat den Dichtern mehr Gerechtigkeit wiederfahren laßen. Er bekennt es, daß die Künstler den Dichtern viel zu danken haben, und noch mehr zu danken haben können. Seine Gemählde des Homers. Einwurff wider die zusammenhangende Folge derselben, aus den unsichtbaren Scenen des Dichters.

VII.

Mißdeutung, welcher die Rangordnung unterworffen, die Caylus unter den Dichtern nach der Menge ihrer Gemählde machen will. Er hat nicht unterschieden, was bey dem Dichter ein Gemählde, und was für den Mahler brauchbar ist. Er nimt nur immer dieses; und jenes bleibt immer weg wornach die Rangordnung doch nur einzig geschehen müßte. Beweise aus dem vierten Buche der Iliade.

VIII.

Ursache, warum das Gemählde des Dichters nur selten ein Gemählde des Mahlers werden kann. Jener mahlet fortschreitende Handlungen, und dieser für sich bestehende Wesen. Exempel wie Homer diese Wesen in Handlungen zu verwandeln weis.

IX.

Beantwortung der Einwürfe wider das Homerische Schild, aus diesem Gesichtspunkte. Der Dichter mahlet das aus, was der Künstler intendiret hat, und läßt sich nicht in die Schranken der materiellen Kunst einschließen.

Zweyter Abschnitt.

I.

Winkelmanns Geschichte der Kunst ist indeß erschienen. Lob derselben. Wie er das Alter des Laocoon angegeben. Er hat nicht den geringsten historischen Grund für sich; er urtheilet bloß aus der Kunst. Plinius scheinet da, wo er des Laocoon gedenkt, von lauter neuern Künstlern zu reden. Widerlegung der Maffeischen Meinung, die Winkelmann nur nicht ganz zu Schanden machen wollen; und warum.

II.

Beweis aus dem ἐποιει und ἐποιησε, daß der Laocoon kein so altes Werk ist. Umständliche Erklärung dieser Stelle des Plinius.

III.

Ist er indeß nicht aus der Zeit, in welche ihn Winkelmann setzt; so verdient er es doch daraus zu seyn, und das ist genug für eine Kunstgeschichte, die unsern Geschmak bilden soll. Ubrigens hat sich Winkelmann wegen der Ruhe des Laocoon näher erklärt, und er ist meiner Meinung, daß die Schönheit diese Ruhe veranlaßt habe.

IV.

Sein Ausspruch, daß die Neuern Dichter jenseit den Alpen[1] mehr Bilder haben, und weniger Bilder geben. Commentar über diese Worte zu wünschen. Woher der Unterschied der poetischen und materiellen Bilder entspringe. Aus der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich die Mahlerey und Poesie bedienen. Jene im Raume und natürlich; diese in der Zeit und willkührlich.[2]

V.

In dem Raume und in der Zeit. Folglich jene Körper, und diese Bewegungen. Jene Bewegungen andeutungsweise durch Körper. Diese Körper andeutungsweise durch Bewegungen. Ausdrückliche Schilderungen von Körpern sind daher der Poesie versagt. Und wann sie es thut so thut sie es nicht als nachahmende Kunst, sondern als Mittel der Erklärung. So wie die Mahlerey nicht nachahmende Kunst, sondern ein bloßes Mittel der Erklärung ist, wann sie verschiedne Zeiten auf einem Raume vorstellet.

VI.

Schönheit insbesondere ist kein Vorwurf der Poesie, sondern der eigentliche aller bildenden Künste. Homer hat die Helena nicht geschildert. Aber die alten Mahler haben sich jeden seiner Fingerzeige auf die Schönheit zu Nutze gemacht. Des Zeuxis Helena.

VII.

Von der Häßlichkeit. Vertheidigung des Thersites; in einem Gedichte. Verwerffung deßelben in der Mahlerey. Caylus hatte Recht ihn auszulaßen; la Motte nicht. Einführung des Thersites in die Epigoniade. Nireus war nicht der schönste unter den Griechen. Daher ist Clarks Anmerkung falsch, in den Briefen der Litteratur.

[1] Alten [Hs.] [2] Jene im . . . willkührlich. [nachträglich hinzugefügt]

N.B. Vom Eckel. Die Discordia beym Petron.[1]

VIII.

Schönheit der mahlerische Werth der Körper. Folglich kommen wir hier von selbst auf die Regel der Alten, daß der Ausdruck der Schönheit untergeordnet seyn müße. Ideal der Schönheit in der Mahlerey hat vielleicht das Ideal der moralischen Vollkommenheit in der Poesie veranlaßt. Da man dafür auf ein Ideal in den Handlungen denken sollen. Das Ideal der Handlungen bestehet 1) in der Verkürzung der Zeit 2) in der Erhöhung der Triebfedern, und Ausschließung des Zufalls. 3) in der Erregung der Leidenschaften.

IX.

Leblose Schönheiten um so mehr dem Dichter versagt zu schildern. Verdammung der Thomsonschen Mahlerey. Von den Landschaftsmahlern; ob es ein Ideal in der Schönheit der Landschaften gebe. Wird verneinet. Daher der geringere Werth der Landschaftsmahler. Die Griechen und Italiäner haben keine. Beweis aus dem umgekehrten Pferde des Pausanias, daß sie auch nicht einmal untergeordnete Landschaften gemahlt. Vermuthung daß die ganze perspectivische Mahlerey, aus der[2] Scenenmahlerey entstanden.

X.

Die Poesie[3] schildert Körper nur andeutungsweise durch Bewegungen. Kunststück der Dichter sichtliche Eigenschaften in Bewegungen aufzulösen. Exempel von der Höhe eines Baumes.[4] Von der Größe[5] einer Schlange. Von der Bewegung in der Mahlerey. Warum sie Menschen und keine Thiere darinn empfinden.

Von der Schnelligkeit.[6]

XI.

Folglich schildert die Poesie die Körper auch nur mit einem oder zwey Zügen. Schwierigkeit in der sich oft die Mahlerey befindet diese Züge auszumahlen. Unterschied der poetischen Gemählde, wo sich diese Züge leicht und gut ausmahlen laßen, und wo nicht. Jenes sind die Homerischen Gemählde, dieses die Miltonschen und Klopstockschen.

XII.

Vermuthung daß die Blindheit des Milton auf seine Art zu

[1] [Die ganze Zeile ist nachträglich hinzugefügt] [2] [verbessert aus] ihrer [3] [verbessert aus] Mahlerey [4] [verbessert aus] dem weiten Schuße einer Pisto [= Pistole] [5] [verbessert aus] Schla [= Schlange] [6] Von der Schnelligkeit. [nachträglich hinzugefügt]

schildern einen Einfluß gehabt. Beweis z. E. aus der sichtbaren Dunkelheit.

XIII.

Die erste Veranlaßung war indeß der Orientalische Styl. Moses Vermuthung; aus dem Mangel der Mahlerey. Daß das nicht schön seyn muß, was biblisch ist. Wenn der Grammatiker eine schlechte Sprache in der Bibel finden kann; so darf der Kunstrichter auch schlechte Bilder darinn finden. Der h. Geist hat sich in beyden Fällen nach dem[1] leidenden Subjecte gerichtet; und wann die Offenbarung in den nordischen Ländern geschehen wäre, so würde sie in einem ganz andern Style und unter ganz andern Bildern geschehn seyn.

XIV.

Homer hat nur wenige Miltonsche Bilder. Sie frappiren aber sie attachiren nicht. Und eben deswegen bleibt Homer der größte Mahler. Er hat sich jedes Bild ganz und nett gedacht. Und selbst auch in der Ordnung ein mahlerisches Auge gezeigt. Anmerkung über die Gruppen die sich bey ihm nie über drey Personen erstrecken.

XV.

Von den collectiven Handlungen, als welche der Poesie und Mahlerey gemein sind.[2]

Dritter Abschnitt.

I.

Aus dem Unterschiede der natürlichen und willkührlichen Zeichen. Die Zeichen der Mahlerey sind nicht alle natürlich;[3] und die natürlichen Kennzeichen willkührlicher Dinge können nicht so natürlich seyn, als die natürlichen Kennzeichen natürlicher Dinge. Es ist auch noch sonst viel Convention darunter. Exempel von der Wolke.

II.

Sie hören auf natürliche zu seyn, durch Veränderung der Dimensionen. Nothwendigkeit des Mahlers, sich der Lebensgröße zu bedienen. Abfall der Kunst in den erhabnen Landschaften. Schwindel kan die Poesie aber nicht die Mahlerey erwecken.

III.

Die Zeichen der Poesie nicht lediglich willkührlich. Ihre[4] Worte

[1] den [anscheinend Hs.] [2] [Der ganze Absatz XV scheint nachträglich hinzugefügt zu sein] [3] [verbessert aus] natürlichen; [4] [verbessert aus] Ab [oder] Od

als Töne betrachtet können hörbare[1] Gegenstände natürlich nachahmen. Welches bekannt. Aber ihre Worte als unter sich verschiedner Stellen fähig, können dadurch die verschiedne Reihe der Dinge auf einander und neben einander schildern. Exempel hiervon. Auch sogar die Bewegung der Organen kann die Bewegung der Dinge ausdrücken. Exempel davon.

IV.

Einführung mehrerer willkührlichen Zeichen durch die Allegorie. Billigung der Allegorie in so fern die Kunst dadurch auf den Geschmak der Schönheit zurückgeführet, und von dem wilden Ausdrucke abgehalten werden kann.

V.

Mißbilligung allzu weitläuftiger Allegorieen, welche allzeit dunkel sind. Erläuterung aus Raphaels Schule von Athen; und besonders aus der Vergötterung Homers.[2]

VI.

Nützlichkeit der willkührlichen Zeichen in der Tanzkunst. Daß eben dadurch die[3] Tanzkunst der Alten die Neuere so weit übertroffen.

VII.

Der Gebrauch der willkührlichen Zeichen in der Musik. Versuch das Wunderbare und den Werth der alten Musik daraus zu erklären. Von der Macht die sich daher der Gesetzgeber darüber anmaaßte.

VIII.

Nothwendigkeit alle schöne Künste einzuschrenken, und ihnen nicht alle mögliche Erweiterungen und Verbeßerungen zu verstatten. Weil durch diese Erweiterungen sie von ihrem Zweke abgelenkt werden, und ihren Eindruck verlieren. Eulers Entdeckung in der Musik.

IX.

Von der Erweiterung in der Mahlerey der neuern Zeiten. Wodurch die Kunst unendlich schwer geworden; und es sehr wahrscheinlich wird, daß alle unsere Künstler mittelmäßig bleiben müßen. Einfluß den Fehler in Nebentheilen, z. E. in Licht und Schatten und Perspectiv, auf das ganze haben. Da uns hingegen die gänzliche Weglaßung aller dieser Theile nicht anstößig seyn würde.

X.

Ermunterung die bildenden Künstler aus den alten Zeiten zurück-

---

[1] horbare [Hs., fehlte ursprünglich] [2] [dahinter] Tadelnde Verwerfung der allegorischen Poetik. Wahre Wesen [?, durchstrichen] [3] [verbessert aus] ihre

zuruffen, und sie mit Begebenheiten unsrer itzigen Zeit[1] zu beschäftigen. Aristoteles Rath, die Thaten Alexanders zu mahlen.

Anhang.[2]

I.

Zerstreute Anmerkungen über einige Stellen in Winkelmanns Geschichte; wo er nicht genau genug gewesen. Antigone des Sophokles Die Teller des Parthenius. Der Meister des Schildes vom Ajax ꝛc.

II.

Von dem Borghesischen Fechter.

III.

Von dem Cupido des Praxiteles.

IV.

Von der Kunst in Erzt zu gießen. Daß sie zu den Zeiten des Nero nicht verloren gewesen.

V.

Vermuthung über das Netze p. 203.

VI.

Von den Schulen der alten Mahlerey, und von den Asiatischen Künstlern.

9.[3]

Polycletus — hic etiam primus excogitavit ut uno crure signa insisterent. Lud. Demontiosius de Caelatura lib. I. cap. 1. Nachzusehn im Plinius.

Eben dieser Demontiosius l. c. wenn er von dem Farnesischen Ochsen gesprochen, setzet hinzu Ejusdem etiam Apollonii exstat in

[1] [aus einem unleserlichen Wort verbessert] [2] [verbessert aus] Vierter Abschnitt.

[3] [Nr. XXI der Handschriften, ein kleines Quartblatt, nur auf einer Seite mit flüchtiger, undeutlicher Hand beschrieben; zuerst bei Hempel S. 319—320 als Nr. 26 gedruckt. Das Blatt enthält Auszüge aus dem neunten Bande von Jakob Gronovs „Thesaurus Graecarum antiquitatum“ (Leyden 1701), zunächst aus den daselbst abgedruckten Schriften von Demontiosius und Pomponius Gauricus, dann aus Gronovs Vorrede. Die aus letzterer angeführte Bemerkung des Gudius zu Phädrus bezieht sich auf den von Winckelmann betonten Unterschied von ἐποίει und ἐποίησε bei den Aufschriften antiker Kunstwerke (vgl. oben Bd. IX, S. 163 f.), kann also erst geschrieben sein, nachdem Lessing die „Geschichte der Kunst des Altertums“ gelesen hatte. Zweifellos aber gingen diese Auszüge der Ausführung des siebenundzwanzigsten Kapitels des 1766 gedruckten „Laokoon“ voraus. Sie dürften ziemlich gleichzeitig mit dem vorausgehenden Entwurf Nr. 8, auf dessen vorletzte Bemerkung auch die letzten Zeilen unserer Aufzeichnungen hinzudeuten scheinen, also etwa im Herbst oder zu Anfang des Winters 1764 entstanden sein.]

Vaticano corpus, capite, brachiis, et tibiis truncatum, ex marmore: quod fragmentum nulli cedit operum Antiquorum, quae extant hodie Romae. Basi nomen Autoris inscriptum est.

Wenn dieses der Torso des Herkules ist, so irrt sich D., denn dieses Meister war aus Athen, jener Apollonius aber aus Tralles.

Pomponius Gauricus (cap. II. de Sculptura) theilet die ganze Länge des Körpers in neun Theile, jede von einer Gesichts Länge. Die Gesichtslänge selbst theilt er wiederum in 3 Theile: constat autem ipsa tribus pariter dimensionibus. Una erit ab summa fronte qua capilli nascuntur, heic ad intercilia. Altera heinc ad imas nares. Ultima ab naribus heic ad mentum. Prima sapientiae, secunda pulchritudinis, tertia bonitatis sedes.

*

Gudius ad Phaedri fab. 1. lib. V.
Zenobius Centur. V. n. 82.

*

In[1] dem Mosaischen Werke bey Kircher, (Monumentum vetustissimum in Praenestinis Primigeniae Fortunae templi ruderibus adhuc superst.) finde ich kein Conopeum wie Gronow will. Ich hoffe doch nimmermehr[2] daß er die Lauben oder Bogen am Gitterwerk dafür angesehen.

10.[3]

Laocoontis signum e marmore mira arte factum in Pontificis viridario Romae, non quale a Virgilio ac Plinio, sed cujusmodi a graecis describitur.

---

[1] [verbessert aus] Auf   [2] nimehr [Hs.]

[3] [Nr. XXI der Handschriften, ein kleines Quartblatt, nur auf einer Seite mit flüchtiger Hand beschrieben; zuerst bei Hempel S. 319 als Nr. 24 gedruckt. Diese Worte, deren Quelle ich trotz mannigfachem Suchen nicht finden konnte, scheint Lessing sich als einen zu widerlegenden Einwand gegen seine eigne Ansicht von der Laokoongruppe (vgl. oben Bd. IX, S. 34 ff.) aufgezeichnet, hernach aber bei der Ausführung seines Werkes vergessen oder mit Absicht übergangen zu haben. Demnach würden sie der Niederschrift des fünften Kapitels des „Laokoon" vorausgehen, im ersten Falle wohl sogar beträchtlich früher als diese fallen. So mögen sie etwa gleichzeitig mit den vorausgehenden Auszügen aus Gronovs „Thesaurus" gegen Ende des Jahres 1764 geschrieben sein.]

11.[1]

Zu lesen.

Im Guardian von einem Gemählde des Raphaels.

♯

Im Zuschauer von dem Vergnügen aus unsrer Einbildungskraft. vom 411. Stücke an.

12.[2]

Von den Flügeln.

Daß sie keiner menschlichen Form zukommen können, und mit dem ganzen Baue des Menschen streiten: Arist. de incessu animal. cap. XI. Wo der Philosoph zur Erläuterung anführt, daß die Liebesgötter geflügelt gemahlt werden. Man würde daraus nicht unrecht schließen, daß die Griechen sonst keinen andern Göttern Flügel beygelegt.[3]

13.[4]

♯

Gerard* glaubt, wider meine Meinung, daß die Mahlerey auch

* On Taste. London. 1759. p. 24.

[1] [Nr. XXI der Handschriften, ein Doppelblatt klein 4°, nur auf der ersten Seite mit flüchtiger Hand beschrieben; zuerst bei Hempel S. 319 als Nr. 25 gedruckt. Die hier angeführten Abschnitte des „Guardian“ (Stück 21 über ein Gemälde, das eine Erscheinung Christi vor seinen Jüngern darstelle und so eindringlich wirke wie viele Bände, die über den gleichen Vorgang geschrieben würden) und des „Spectator“ bieten keinen Anhaltspunkt zur Datierung des Blattes. Der „Spectator“ enthält von den grundlegenden Gedanken Lessings kaum eine Spur, erwähnt auch den Laokoon nicht, führt aber einige auch von Lessing besprochene Einzelheiten an, so die Verse der Ilias I, 528 ff., der Aeneïs I, 405, Allegorien bei Ovid, Virgil, Milton u. s. w. Doch ist Lessing schwerlich erst durch die englische Wochenschrift auf diese samt und sonders ihm längst vertrauten Beispiele aufmerksam geworden. Allem Anscheine nach fallen unsere Aufzeichnungen in die erste Zeit der Arbeit am „Laokoon“, bevor Lessing die Ausführung des Werkes begann. Ich verlege sie in die Nähe der vorausgehenden Auszüge, mit denen sie auch in der Form des Papiers zusammenstimmen, also etwa gegen Ende des Jahres 1764.]

[2] [Nr. XXI, ein großes Quartblatt, nur auf einer Seite mit flüchtiger Hand beschrieben; zuerst bei Hempel S. 321 als Nr. 28 gedruckt. Der Inhalt zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit dem fünften Abschnitt von Nr. 17; dieser, wohl 1765 geschrieben, fällt vermutlich etwas später als unser Blatt, das nicht viel später als die übrigen in der Handschriftensammlung mit ihm zusammengestellten Blätter, etwa im Winter 1764/5, entstanden sein dürfte.] [3] [Von fremder, späterer Hand ist auf dem Rande bemerkt: „siehe De alatis imaginibus apud Veteres. Coment. M. Fr. Guil. Doering. Gothae 1786.“]

[4] [Nr. II der Handschriften, 6 zusammengeheftete Bogen klein 2°, von denen aber nur 11 Seiten (mit

das Erhabene ausdrücken könne, welches mit der Größe der Dimensionen verbunden ist. Denn sagt er, ob sie gleich diese Dimensionen nicht selbst beybehalten kann, so läßt sie ihnen doch ihre comparative Größe, und diese ist hinlänglich das Erhabene hervorzubringen. Er irrt sich: diese ist hinlänglich, um mir zu erkennen zu geben, daß dergleichen comparative große Gegenstände in der Natur erhaben seyn müßen, aber nicht vermögend, die Empfindung selbst hervorzubringen, die sie in der Natur erwecken würden. Ein großer majestätischer Tempel, den ich unmöglich mit einem Blicke übersehen kann, wird eben dadurch erhaben, daß ich meinen Blick darauf herum reisen laßen kann, daß ich überall, wo ich damit stille stehe, ähnliche Theile von der nehmlichen Größe, Festigkeit und Einfalt bemerke.* Aber eben dieser Tempel, auf den kleinen Raum einer Kupferplatte gebracht, hört auf erhaben zu seyn, das ist, meine Bewunderung zu erregen, eben deswegen, weil ich ihn auf einmal übersehen kann. Wenn ich mir ihn schon nach allen drei gehörigen Dimensionen ausgeführt denke, so empfinde ich nur, daß ich mich alsdann verwundern würde, ihn so ausgeführt zu sehn, aber noch verwundere ich mich nicht. Zwar kan ich mich über seine Figur, über seine edle Einfalt verwundern, aber dieses ist eine Verwunderung welche aus dem Anschauen der Geschicklichkeit des Künstlers, nicht aber aus dem Anschauen der Dimensionen entstehet.

* Aber in den menschlichen Figuren kann der Künstler eine Art der Erhabenheit erreichen, wenn er gewiße Glieder über die Proportion vergrößert. S. was Hogarth[1] von dem Apollo Belvedere sagt, und Gerard p. 147 vom Parmigiano.[2]

breitem, freiem Rande) von Lessing selbst mit flüchtiger, aber meistens gut lesbarer Hand beschrieben sind. Diese Aufzeichnungen beginnen erst auf dem dritten Blatte; auf der Vorderseite des zweiten steht eine Inhaltsangabe von späterer Hand, von der auch das Heft mit dem Buchstaben A bezeichnet ist. Die Einträge Lessings scheinen zu verschiedener Zeit gemacht zu sein, doch, wie man aus der Schrift und Tinte schließen möchte, in ziemlich rascher Folge nach einander. Einige von ihnen beziehen sich auf die „Nouveaux mémoires, ou observations sur l'Italie et sur les Italiens, par deux gentilshommes Suédois. Traduits du Suédois“, die 1764 zu London erschienen; daher kann unser Heft, wenigstens von der fünften Bemerkung an, nicht wohl vor der zweiten Hälfte des Jahres 1764 geschrieben sein. Wahrscheinlich entstand es im Winter 1764/5 nach der Krankheit Lessings, da das ausländische Buch von London her kaum viel früher nach Breslau in seine Hände gelangt sein dürfte. Viel später kann es auch nicht fallen; denn seit der Rückkehr nach Berlin (im Frühling 1765) sammelte sich Lessing wohl nicht mehr viele Auszüge aus fremden Werken für den „Laokoon“, sondern schritt bald zur Ausführung seines Buches. Im Druck erschienen diese Aufzeichnungen zum Teil schon 1788 in der zweiten Auflage des „Laokoon“, S. 370 und 372–380, beträchtlich vermehrt 1839 bei Lachmann S. 130–135, vollständig erst bei Hempel S. 276–286, hier als Nr. 7 gezählt.]

[1] Hagedorn [1788; unnötige Veränderung: Lessing spielt auf Hogarths „Zergliederung der Schönheit“, übersetzt von C. Mylius (London 1754, S. 68) an] [2] [Die Anmerkung ist nachträglich auf dem Rande der Hs. beigefügt]

S. Hagedorn p. 335. Von dem Erhabenen der Landschaften. Was er von dem Lairesse anführet, scheinet nichts zu seyn, und gerade gegen den Werth der Landschaften.[1] Eben weil mehr mechanisches dabey ist, konnte er mehr davon schreiben.

Pope verlangt von einem wahren Dichter*

That not in Fancy's maze he wander'd long
But stoop'd to truth, and moraliz'd his song.

Auch K. führte seine Empfindung hierauf, aber nur später. Er wollte s. Frühling, welcher nichts als eine Kette von Phantasien und Bildern ist, darnach umarbeiten.

Pope hat überhaupt von der beschreibenden oder mahlenden Poesie wenig gehalten, welches Warburton bey aller Gelegenheit versichert. S. seine Anmerkung über die Zeile in eben demselben Prologo

—— — who could take offence
While pure description held the place of sence.

pure sagt er kann hier armselig und rein heißen. Doch jenes sey der Meinung des Dichters gemäßer, als welcher ein bloß mahlendes Gedichte ein Gastgeboth von lauter Brühen genannt habe.

An einem andern Orte** sagt Warburton: Descriptive Poetry is the lowest work of a Genius.

Cibbers Critik einer Stelle des Nat. Lee, die er für Nonsens erklärt, weil sie kein Gemählde geben könne. Und was Warburton dagegen erinnert. S. die angezogne Epistel v. 121. Ich halte mit Warburton die Stelle gleichfalls für schön. Aber Cibber hat auch Recht, daß sie sich nicht mahlen läßt. Was folgt also daraus? Daß die Probe unrecht ist; und daß es allerdings poetische Gemählde giebt, die sich nur schlecht mahlen laßen.

Der Kunstrichter muß nicht bloß das Vermögen, er muß vornehmlich die Bestimmung der Kunst vor Augen haben. Nicht alles, was die

* Prologue to the satires v. 340.

** Über den 319 Vers der Nachahmung des Horazischen Briefes an den August.

[1] Leidenschaften. [verschrieben Hs]

Kunst vermag, soll sie vermögen. Nur daher, weil wir diesen Grundsatz vergeßen, sind unsere Künste weitläuftiger und schwerer, aber auch von desto weniger Wirkung geworden.

‡

Observations sur l'Italie. Tom. II. p. 30.[1] An dem Tage des h. Rochus haben die Mahler zu Venedig die öffentliche Aussetzung ihrer Gemählde dans la Scuola de S. Roch. Cette Scuola, l'une des premieres de Venise, est remplie de sujets du N. T. de la main de Tintoret, de la plus grande force de ce Maitre. Je fus singulierement frappé de celui qui represente l'Annonciation. Le mur qui ferme la chambre de la Vierge du cote de la campagne, s'ecroule et l'ange entre de plein vol par la breche.

Dieser Einfall ist vortrefflich. Da der Mahler das Geistige Wesen[2] des Engels nicht ausdrücken konnte, welches alle Körper ohne sie zu zerstören durchdringen kann, so drückt er seine Macht aus. Am Ende erweckt es auch die nehmliche Idee, daß nehmlich ein solches Wesen von nichts ausgeschloßen, von nichts abgehalten wird; es mag nun durch seine Geistigkeit oder durch seine Macht seyn.

‡

ibid. p. 71[3]. Die antiquen Löwen vor dem Zeughause in Venedig. Von dem einen, dem kolossalischen, welcher auf den Hinterfüßen sitzet, sagt der V. il a presque la secheresse et la roideur de ces Lions du vieux Japon, que l'on conserve dans quelques cabinets: non est in toto corpore mica salis. En lui comparant le moindre petit Lion moderne, on voit avec etonnement à quel point nos Artistes se sont eloignés de l'antique simplicité, et combien ils prodiguent l'esprit, ou les Grecs croyoient le devoir économiser.

‡

Plinius lib. 35. cap. 10. vom Arellius: Flagitio insigni corrupit artem, Deas pingens, sub[4] Dilectarum imagine. Er portraitirte sie, anstatt sie nach dem Ideale zu mahlen. Das nehmliche haben verschiedne neuere Mahler mit der h. Jungfrau gethan, z. E. Carl Maratti, welcher das Vorbild dazu von s. Frau nahm.

[1] Observations ... p. 30. [auf dem Rande der Hs.] [2] [dahinter] nicht ausdrücken [durchstrichen]
[3] ibid. p. 71. [auf dem Rande der Hs.] [4] sed [Plinius]

ibid. p. 462[1]. Le fameux distique du Cardinal Bembe sur Raphael

Hic ille est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.

J'ignore si Mr. Rollin ou le Pere Bouhours ont mis au creuset ce distique sonore: je doute qu'il sortit avec avantage de cette epreuve.

Der jüngere Plinius lib. 3. an den Sever: De illis judico quantum ego sapio, qui fortassis in omni re, in hac certe perquam exiguum sapio.

Auch das ist beym Virgil ein ekler Zug. Aeneid. lib. II. v. 277. Wo Hektor dem Aeneas im Schlafe erscheinet:

Squallentem barbam et concretos sanguine crines.

Spence* Zweifel, ob die Statuen welche die Vesta vorstellen sollen, sie wirklich vorstellen, ist nichtig. Die Stelle des Ovids, daß diese Göttin kein Bildniß gehabt, bezieht sich bloß auf ihren Tempel in Rom, wo sie unter keinem besondern Bilde, sondern bloß unter der Gestalt des Feuers verehrt wurde. Daß sie aber, außer diesem geheimen Gottesdienste von den Künstlern[2] nicht persönlich vorgestellt worden, ist daraus gar nicht zu schließen. Numa ist nicht der Erfinder des Vestalischen Gottesdienstes, sondern nur der Verbeßrer. Und vielleicht daß seine Verbeßrung[3] eben darinn bestand, daß er das Bildniß der Vesta aus dem Tempel schaffte, und sie bloß unter dem Feuer verehren ließ. Denn schon die Trojaner verehrten die Vesta, und Aeneas brachte ihren Gottesdienst nach Italien und auf die Römer. Daß aber die Trojaner außer dem Feuer wirklich ein Bildniß von ihr gehabt haben, bezeigt die Stelle des Virgils Aeneid. lib. II. v. 296.

et[4] manibus vittas, Vestamque potentem,
Aeternumque adytis affert penetralibus ignem.

* p. 81.

[1] ibid. p. 462. [auf dem Rande; der Hinweis bezieht sich wieder auf den zweiten Band der vorher mehrmals genannten „Observations sur l'Italie"] [2] [verbessert aus] Dichtern [3] [verbessert aus] Er [= Erfindung?] [4] [vorher] Sic ait: [durchstrichen]

Hier wird das Bildniß der Vesta von dem Feuer welches sie vorstellte, ausdrücklich unterschieden.[1] Vor Erbauung Roms ward sie in Rom gleichfalls noch unter einem Bildniße verehrt, welches Ovid bezeigt (Fast. lib. III. v. 45.[2]) wenn er sagt, daß als die Sylvia Mutter geworden,

—— Vestae simulacra feruntur
Virgineas oculis opposuisse manus.

Spence will diese Stelle so erklären, als ob durch das feruntur die simulacra ungewiß gemacht würden, da es doch auf die Sache selbst geht.

Kurz, Spence bedenkt nicht, daß sich das Gebiete der alten Künstler weiter erstreckt habe, als die Religiösen Gebräuche. So gut die Dichter aus der Vesta ein wirkliches Wesen machten, die die Tochter des Saturnus und der Ops war, die einmal in Gefahr kam, durch den Priap ihre Jungfrauschaft zu verlieren, und was sie sonst von ihr erzehlen:[3] eben so gut konnten[4] ihr auch die Bildhauer nach ihrer Art die persönliche Existens ertheilen, ob sie schon unter keinem Bilde in ihren Tempeln verehret wurde.

Daß auch die Griechen[5] Bildniße von der Vesta gehabt, bezeigt die Statue des Scopas beym Plinius. Denn daß dieses keine Vestalinn seyn kann, ist daher klar, weil die Vesta bey den Griechen nicht[6] Jungfrauen zu Priesterinnen hatte ꝛc.

♯

Beym jüngern Burmann in der Anthologie* findet sich ein Epigramma auf den Laocoon, in welchem ihm die Zeile

Hinc tolerasse ferunt saeva venena virum

wegen des tolerasse verdächtig ist. Wenn dieses Epigramm, wie es scheinet auf die Statue gemacht ist, so hat er nicht nöthig das tolerasse zu verändern; sondern der Dichter könnte damit zugleich mit auf die Geduld gesehen haben, mit welcher Laocoon in selbiger sein Leiden erträgt.

♯

Augustinus de Musica libri sex. lib. I. cap. 2.[7] Nam quasi serviunt omnia, quae non sibi sunt, sed ad aliquid aliud referuntur.

* p. 90.[8]

[1] [dahinter] In den ersten Jahren des römischen Reiches ist indeßen [?, durchstrichen] [2] 45. [fehlt Hſ.] [3] [Dazu ist auf dem Rande bemerkt:] Metamorph. lib. VI. v. 386—90. [nicht hieher gehörig] [4] konnte [Hſ.] [5] [vorher ein durchstrichenes unleserliches Wort] [6] [dahinter] solche [durchstrichen] [7] Augustinus ... cap. 2. [auf dem Rande] [8] [dazu von späterer Hand bemerkt:] Peter Burmann des zweyten Anthologia latina.

♯

cap. 4.[1] Omnes pene artes periclitari videntur, imitatione sublata.

♯

Richardson Traité de la Peinture T. I. p. 9.[2] Après avoir lû Milton, on decouvre la Nature avec des yeux plus clairvoians qu'auparavant; on y remarque des beautés auxquelles on n'auroit point fait attention.

Und dieses ist auch der einzige wahre Nutzen, den die Künstler aus den Dichtern ziehn sollten. Gedichte sollen für sie[3] gleichsam unendliche Augen mehr, und eine Art von Vergrößerungsgläsern seyn, durch welche sie Dinge bemerken lernen, die sie mit ihren eigenen bloßen Augen nicht würden unterschieden haben.

♯

p. 12.[4] Betrachtet Richardson die bildenden Künste von der Cammeral-Seite, in wie ferne sie die Reichthümer eines Landes vermehren. Es ist wahr der Künstler verarbeitet[5] sehr wenig, und eben nicht kostbare Materialien, und macht etwas daraus was unendlich mehr werth wird. Allein wenn sich dadurch die Cammeralisten wollten verleiten laßen, die Mahlerey Fabriken mäßig zu unterstützen und betreiben zu laßen, so wäre der Verfall der Kunst und die Verderbniß des Geschmaks nicht allein unvermeidlich, sondern am Ende würde auch die Arbeit nicht einmal so viel werth seyn, als die verarbeiteten Materialien.

♯

p. 38.[6] Exempel, wo sich Raphael so wohl von der natürlichen,[7] als historischen Wahrheit entfernt hat. Von jener in einem von s. Cartons in Hamptoncour, wo er den wunderbaren Fischzug vorstellt, und die Barke für die Menge der darauf befindlichen Personen viel zu klein macht. Von dieser[8] gleichfalls in einem Carton von dem[9] von Petro und Johanne curirten Gichtbrüchigen vor der Thüre des Tempels, genannt die Schöne, wo er figurirte Seulen angebracht hat.

Allein es ist zwischen beyden Abweichungen ein großer Unterschied;

---

[1] cap. 4. [auf dem Rande] [2] Richardson . . . p. 9. [auf dem Rande] [3] ihn [verschrieben Hs.] [4] p. 12. [auf dem Rande] [5] [verbessert aus] arbeitet [6] p. 38. [auf dem Rande] [7] [verbessert aus] hi [= historischen] [8] [verbessert aus] jen [= jener] [9] [dahinter] geheilten [verbessert in] curirten Gicht [= Gichtbrüchigen, alles durchstrichen]

diese vermehrt die gute Wirkung, jene verringert sie. Nehmlich in einem bloß natürlichen Auge. Jene ist allen Menschen anstößig, diese nur den Gelehrten.

♯

p. 43.[1] Es hat, sogar große, Mahler gegeben, welche in ein einziges Gemählde die ganze Folge einer Geschichte zu bringen gesucht haben. Wie z. E. Titian selbst, die ganze Geschichte des verlornen Sohnes, von der Verlaßung seines väterlichen Hauses, bis zu seinem Elende. Richardson sagt, diese Ungereimtheit sey dem Fehler gleich, welchen schlechte dramatische Dichter begehen, wenn sie die Einheit der Zeit übertreten, und ganze Jahre ein[2] einziges Stück daueren laßen.

Allein der Fehler des Mahlers ist unendlich ungereimter als der Fehler des Dichters. Denn

1. hat der Mahler die Mittel nicht, welche der Dichter hat, unsrer Einbildungskraft in Ansehung der[3] beleidigten Einheit der Zeit und des Ortes zu Hülfe zu kommen. Das Mittel der Perspectiv ist dazu nicht hinreichend.[4]
2. Der Fehler des Dichters behält noch immer eine gewiße Proportion mit der Wahrheit. Wenn wir in dem ersten Acte[5] in Rom und in dem zweyten in Aegypten sind, so sind wir doch an diesen beyden Orten nur nach und nach: Wenn der Held im ersten Acte heyrathet, und im zweyten schon erwachsene Kinder hat, so bleibt doch noch immer zwischen beyden eine Zwischenzeit: anstatt daß bey dem Mahler nothwendig alle verschiedne Orte in einen Ort, und alle verschiedne Zeiten in einen Zeitpunkt zusammen fließen, weil wir alles in ihm auf einmal übersehen.
3. Welches das vornehmste ist: weil in dem Gemählde[6] die Einheit des Helden verlohren geht. Denn da ich alles auf einmal darinn übersehe, so sehe ich den Helden zugleich mehr wie einmal, welches einen höchst unnatürlichen Eindruck macht.

♯

p. 37.[7] Raphael hat in einem von s. Gemähldern im Vatican, welches die wunderbare Befreyung des h. Petrus aus dem Gefängniße

[1] p. 43. [auf dem Rande] [2] [verbessert aus] ihre [3] [verbessert aus] des [4] [Der letzte Satz ist nachträglich hinzugefügt] [5] [verbessert aus] der ersten Scene [6] [verbessert aus] weil dadurch [7] p. 37. [auf dem Rande]

vorstellet, ein dreyfaches Licht angebracht. Das eine ist ein Ausfluß von dem Engel, das zweyte ist die Wirkung einer Fackel, und das dritte ist der Schein des Mondes. Alle[1] diese[2] drey Lichter haben[3] jedes seine ihm eigenthümlich zukommende Scheine und Wiederscheine, und machen zusammen einen wunderbaren Effect.

Diese Schönheit ist vermuthlich eine von denen, auf die Raphael von ungefehr gekommen ist. Als eine solche verdient sie alles Lob. Seine vornehmste Absicht war sie wohl nicht;[4] und sie wird auch daher weder die erste, noch die einzige Schönheit in seinem Stücke seyn.

‡

p. 46.[5] Richardson erleutert die Regel, daß in einem Gemählde die Aufmerksamkeit[6] des Betrachters durch nichts, es möge auch noch so vortrefflich seyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müße, durch ein Werk des Protogenes. „Protogenes, sagt er, in seinem[7] berühmten „Gemählde, Jalysus, hat ein Rebhun mit so vieler Kunst gemahlt, „daß es zu leben schien und von ganz Griechenland bewundert ward; „weil es aber die Aufmerksamkeit allzu sehr an sich zog, so löschte er „es ganz aus."

Richardson irrt sich. Dieses Rebhuhn war nicht in dem Jalysus des Protogenes, sondern in einem andern Gemählde, welches der ruhende Satyr hieß. Ich würde diesen Fehler, welcher aus einer mißverstandenen Stelle des Plinius* entsprungen, nicht anmerken, wenn ich nicht fände, daß ihn auch Joh. Meursius hat.[8] Rhodi libr. I. cap. 14. p. 38. In eadem (tabula sc. in qua Jalysus) Satyrus erat, quem dicebant Anapavomenon, tibias tenens.

Strabo ist der eigentliche Währmann dieses Histörchens mit dem Rebhuhne. Libr. XIV. p. 652.[9] Und dieser unterscheidet den Jalysus, und das Gemählde mit dem an eine Seule sich anlehnenden Satyr, auf welcher Seule das Rebhuhn war, ausdrücklich.

Die Stelle des Plinius haben Meursius und Richardson deswegen nicht verstanden, weil sie nicht Acht gegeben, daß von zwey verschiedenen Gemählden daselbst die Rede ist. Dem einen, weswegen Demetrius die

* libr. 35. sect. 36. p. 700.

[1] [verbessert aus] Allen [2] [verbessert aus] ihnen [3] [dahinter] .... die einen [?, durchstrichen] [4] nicht [fehlt Hs.] [5] p. 46. [auf dem Rande] [6] Aufmerksam [verschrieben Hs.] [7] [verbessert aus] dem [8] hat [fehlt Hs.] [9] [dahinter] wo er das Gerücht [?, durchstrichen]

Stadt nicht einbekam, weil[1] er den Ort nicht angreiffen wollte, wo es stand. Und das andere, welches Protogenes, während dieser Belagerung mahlte. Jenes war der Jalysus, und dieses der Satyr.

♯

p. 49.[2] Hannibal Caraccio wollte in einem Gemählde nicht über zwölf Figuren verstatten.

♯

p. 50.[3] Richardson hat eine Zeichnung von Polydoro gesehen, von dem sterbenden[4] Cato, wo ihm der Mahler die Eingeweide aus dem Leibe hängen laßen. Höchst eckel.

♯

p. 69.[5] Eine Pieta (Pietà) heißt eine Mutter Maria mit dem todten Körper des Heilandes.

♯

p. 74.[5] Pardenone[6] hat in einem Gemählde von dem Begräbniße Christi einen von den Anwesenden die Nase sich zuhalten laßen. Richardson mißbilliget dieses deswegen, weil er noch nicht so lange todt gewesen, daß er hätte riechen können. Bey der Auferstehung des Lazarus hingegen glaubt er, daß es dem Mahler erlaubt sey, von den Umstehenden welche so zu zeigen, weil es die Geschichte ausdrücklich sage, daß s. Körper schon gerochen habe.*

Allein diese Vorstellung ist weder in dem einen noch in dem andern Falle zu dulden, weil sie sich auf etwas eckelhaftes gründet, welches der Mahler durchaus vermeiden muß.

Rubens in s. Auferstehung des Lazarus in Sans Souci hat den Augenblick genommen, da Lazarus schon lebendig aus dem Grabe herauskömmt. Ich glaube auch daß dieses der eigentliche ist, und fällt[7] dabey die Nothwendigkeit, sich die Nase zuzuhalten, weg: denn mit dem, daß Lazarus lebendig wird, muß auch der Gestank nicht mehr vorhanden seyn.

♯

p. 89.[8] Exempel, daß selbst Raphael und Hannibal Caraccio der

* Nubes v. 170—74.

[1] [dahinter] es . . . [?, durchstrichen] [2] p. 49. [auf dem Rande] [3] p. 50. [auf dem Rande; richtiger wäre: p. 51.] [4] sterben [verschrieben Hs.] [5] p. 69. [auf dem Rande, ebenso] p. 74. [6] [so Hs. statt des richtigeren, auch bei Richardson befindlichen Pordenone] [7] [verbessert aus] und in diesem [8] p. 89. [auf dem Rande]

Schrift in ihren Gemählden nicht ganz entbehren können. Zum Beweise wie sehr sich die Mahlerey vor[1] allen Zusammensetzungen, die sie nicht durch sich selbst verständlich machen kann, zu hüten habe. Indeß ist es ohne Zweifel noch immer ein sehr großer Unterschied, wenn Raphael oder Caraccio[2] schreibt, und wenn es ein andrer thut. Ohne die Schrift wird man zwar die eigentliche Geschichte des Raphaels nicht verstehen, aber sein Gemählde wird doch noch immer als Gemählde eine vortreffliche Wirkung thun. Anstatt daß die meisten andern Geschichtmahler bloß das Verdienst haben, die Geschichte ausgedrückt zu haben.

♯

p. 93.[3] Michael Angelo soll[4] seinen Charon aus einer Stelle des Dantes genommen haben

Caron, Demonion[5] con occhi di bragia,

— —

Batte col remo qualcunque[6] s'adagia.

In dem Kupfer vom jüngsten Gerichte läßt sich nur die Action, welche in dem letzten Verse ausgedruckt ist, erkennen, ob Angelo aber auch die Augen von glühenden Kohlen ausgedrückt hat?

♯

p. 95.[7] Von der Wirkung welche ein Gemählde auf das Auge von ferne[8] machen soll, noch ehe dieses die Gegenstände deßelben unterscheiden kann. Dieses ist es, was Coypel mit dem Exordio einer Rede vergleicht.

♯

p. 97.[9] Ich kan in der Notte del Corregio, in welcher sich alles Licht von dem gebohrnen Heylande ausbreitet, nicht mit Richardson einerley Meinung seyn, daß der Mahler deswegen den vollen Mond hätte weglaßen sollen, weil er nicht leuchtet. Eben dieses nicht leuchten ist hier ein sinreicher Gedanke des Mahlers, der sich darauf gründet, daß das große Licht das kleinre verdunkeln müße. Dieser Gedanke ist mehr werth, als der kleine Anstoß den das Auge dabey hat, welcher Anstoß noch dazu uns eben auf die Sache aufmerksam macht.

♯

p. 120.[10] Was Richardson p. 120 u. f. von[11] der Vortreflichkeit

[1] [verbessert aus] für [2] oder Caraccio [nachträglich eingefügt] [3] p. 93. [auf dem Rande] [4] [verbessert aus] hat [5] Demonio [Dante und Richardson] [6] qualunque [Dante und Richardson] [7] p. 95. [auf dem Rande] [8] von ferne [nachträglich eingefügt] [9] p. 97. [auf dem Rande] [10] p. 120. [auf dem Rande] [11] [verbessert aus] über

der Handzeichnungen sagt, ist sehr dienlich, den Werth der Coloristen zu bestimmen. Wenn es wahr ist, daß der Künstler, wenn ihn die Schwierigkeiten der Färbung nicht zerstreuen, mit aller Freyheit der Gedanken gerade auf seinen Zweck gehen kann; wenn es wahr ist, daß man in den Zeichnungen der besten Mahler einen Geist, ein Leben, eine Freyheit, eine Zärtlichkeit findet, die man in ihren Mahlereyen vermißt; wenn es wahr ist,[1] daß die Feder[2] und der Stift Dinge machen können, welche dem Pinsel zu machen unmöglich sind; wenn es wahr ist, daß der Pinsel mit einem einzigen Liquido Dinge ausführen kann, die der, welcher[3] mehrere Farben, besonders in Oel, zu menagiren hat, nicht erreichen kan: So frage ich, ob wohl der bewundernswürdigste Coloriste[4] uns für allen diesen Verlust schadlos halten kann? Ja[5] ich möchte fragen, ob es nicht zu wünschen wäre, die Kunst mit Oelfarben zu mahlen, möchte gar nicht seyn erfunden worden.

♯

p. 212.[6] Ist es wohl wahrscheinlich, daß die Hoffnung, welche Richardson hier äußert, dürfte erfüllet werden? daß ein Mahler aufstehen werde, welcher den Raphael überträffe, indem er den Contour der Alten mit dem besten Colorite der Neuern verbäude? Es ist wahr, ich sehe keine Unmöglichkeit, warum sich diese beyden Stücke nicht sollten verbinden laßen, und warum eines das andere ausschließen müßte. Es ist aber eine andere Frage, ob ein menschliches Alter, ein menschlicher Fleiß, hinreichend sind, diese Verbindung zur Vollkommenheit zu bringen. Was von[7] den Handzeichnungen angemerkt worden, scheinet diese Frage zu verneinen. Ist sie aber nicht anders, als zu verneinen, wird[8] jeder Meister je weiter er es in dem einen Theile gebracht hat, desto weiter in dem andern nothwendig zurückbleiben: so fragt sich nur noch, in welchem wir ihn vortrefflicher zu seyn wünschen werden? ꝛc. Wegen Vortrefflichkeit der Zeichnungen kömt p. 26 Sur l'Art de critiquer en fait de Peinture, noch eine schöne Stelle vor.

---

wenn es wahr ist; wenn es wahr ist, [Hs.] [verbessert aus] Sti [= Stift] der, welcher [aus einigen unleserlich durchstrichenen Worten verbessert] [4] Colorite [verschrieben Hs.] [5] [verbessert aus] Man [?] [6] p. 212. [auf dem Rande] [7] [aus einem unleserlich durchstrichenen Worte verbessert] [8] [vorher] so [durchstrichen]

14.[1]

Montfaucon Antiquité Expliquée. Premiere partie. Seconde Edit. de Paris 1722.

p. 50.

Hält einen Kopf mit einem Barte, und weit geöfnetem Munde, den er in seinem eignen Cabinete gehabt, für einen Jupiter qui rend des oracles. Höchst abgeschmakt. Der Kopf ist offenbar eine Larve. Die weite Oeffnung des Mundes für einen redenden Gott würde nichts weniger, als nach dem alten Geschmake seyn.

p. 52.

Auf dem geschnittnen Steine aus dem Maffei n. 5. Tab. XIX, welcher die Entführung der Europa vorstellet, läßt der Künstler den Stier nicht schwimmen, sondern auf der Fläche des Wassers,[2] wie auf dem Eise lauffen. So schön dieses Bild in der Poesie ist, wo man sich die äußerste Geschwindigkeit dazu denken kann; so anstößig ist es auf einem Kunstwerke, weil der Begriff den die materielle Kunst von der Geschwindigkeit geben kann, nur sehr schwach, die Schwere des Stieres dagegen zu sichtlich ist.[3]

p. 64.

Die Tuccia Vestalis mit dem Siebe, eine kleine Statue beym Montfaucon Tab. XXVIII. 1. hat keinen Schleyer; auch nicht einmal infulam; sie ist in ihren freyen natürlichen Haaren: ein Beweis, daß die Alten[4] auch das Costume der Schönheit nachsetzten.

p. 76.

Der Minotaurus war nach der Fabel ein ordentlicher Mensch, nur mit einem Ochsenkopfe. Doch man wird wenig alte Monumente finden, wo er so abgebildet. Die Figur ist nicht schön; und die Künstler machten eine Art von Centaurus daraus, welches zwar eine schönre, aber eine weit

[1] [Nr. XVI der Handschriften, ein Doppelblatt in 8°, von dessen 4 Seiten 3 mit sehr kleinen, oft undeutlichen Buchstaben beschrieben sind, und ein kleines Quartblatt, mit etwas größeren und deutlicheren Zügen auf beiden Seiten beschrieben. Auf der letzten, leeren Seite des Doppelblattes in 8° steht von fremder Hand bemerkt „Ueber den Montfaucon." Ebenso hat eine fremde Hand das Quartblatt mit der Aufschrift versehen „Ueber eine Stelle aus dem Potter." Zuerst gedruckt erschienen diese Auszüge 1788, S. 362—368; bei Hempel (S. 321—324) sind sie als Nr. 29 gezählt. Sie wurden teilweise im zweiten Kapitel des „Laokoon" verwertet, daher jedenfalls vor dessen Ausführung gemacht. Wahrscheinlich fallen sie etwa in dieselbe Zeit wie Nr. 13, also in den Winter 1764/5.]
[2] des Wasser, [Hs.]
[3] [Dahinter verweist ein] v. NB. [auf folgende, mehrfach wieder durchstrichene Anmerkung:] NB. Es findet sich beym Beger ein Stein mit einem Neptun, der zwey geflügelte Pferde vor seinem Wagen hat, unter welchem gleichfalls keine Wellen, sondern eine bloße Ebne bemerkt ist, als ob er auf Eise dahinführe.
[4] [verbessert aus] sie auch

abgeschmacktere[1] Figur ist, indem sie nunmehr zwey Bäuche, zwey Werkstädt der animalischen Oekonomie hat, welches eine offenbare Absurdität ist.

p. 96.

Von dem Hinken des Vulkans; in den noch übrigen Bildsäulen von ihm, die Montfaucon gesehen, erscheinet er nicht hinkend. Die alten Künstler indeß die ihn hinkend machten, thaten es ohne Nachtheil der Schönheit: Cicero de Natura Deorum I. sagt: Athenis laudamus Vulcanum quem fecit Alcamenes, in quo stante atque vestito apparet claudicatio non deformis.

p. 125.

Montfaucon hält die Figuren, die beym Stosch für Diomedes gelten, für Bellonarios, welches mir sehr wahrscheinlich ist. Doch giebt[2] er p. 145. Tab. LXXXVI. 1. eine dergleichen Figur selbst für einen Diomedes aus.

p. 194.

Montfaucon bringt einen geschnittnen Stein bey, auf dem ein Herkules mit der Keule, und der auf den Rücken geworffnen Löwenhaut, mit der Umschrift Anteros. Er nimt Anteros für Gegenliebe. Une autre image d'Anteros[3] est si extraordinaire, qu'on ne la prendroit jamais pour telle si l'inscription Anteros n'en faisoit foi. Cette image ressemble parfaitement a un Hercule barbu, qui porte la massue sur l'epaule. La peau de bete qui pend derriere, paroit d'etre[4] non pas d'un lion, comme on la voit dans Hercule, mais d'un sanglier. La petitesse de la pierre qui est une cornaline, certainement antique, ne permet pas de la bien distinguer. Cette figure est si eloignée de l'idée qu'on a ordinairement d'Anteros, que plusieurs aimeront mieux croire que c'est le nom d'ouvrier,[5] et que la figure representée est un Hercule. Und so ist es auch; denn Stosch[6] führt einen andern geschnittnen Stein, mit diesem Worte an.

‡ p. 221.

Der Nahme des Glycon findet sich auch auf einem Basrelief beym Boissard, woraus es Montfaucon, Pl. CXXXV. anführt. Es stellt den Herkules mit der Keule vor, an der sich ein Cupido hält, und hinter der er vor einem vorstehenden Adler mit dem Blitze in den Klauen, Schutz suchet. *ΘΕΩΙ ΑΛΕΞΙΚΑΚΩΙ ΓΛΥΚΩΝ.*

[1] [verbessert aus] absurdere [?] [2] [verbessert aus] hält [3] [dahinter] donnée [durchstrichen; bei Montfaucon folgen auf Anteros die Worte donnée ci-devant] [4] paroit être [Montfaucon] [5] de l'ouvrier, [Montfaucon] [6] [dahinter] u. [durchstrichen]

‡

Die Büste des Bacchus Pl. CXLVIII, aus des Begers Brandenb. Cabinete öfnet den Mund, daß die unterste Reihe Zähne zu sehen. Um die Trunkenheit auszudrücken.

Auch eine größre Oeffnung[1] des Mundes haben die Bacchantinnen, als die Nr. 4. Pl. CLXI.

Desgleichen der lachende Faun, aus dem Beger Pl. CLXXIII. 4.

‡ p. 293.

Die kleine Statue mit einem Fuße auf einer Kugel, in der einen Hand einen zerbrochnen Degen, die Montfaucon für die Göttin Rom ausgiebt, ist vielleicht ein Sphäromachus.

p. 359.

Was Tab. CCXII. Maffei für die Pudicitiam ausgiebt, scheint mir Ariadne zu seyn. Die andern beyden Figuren scheinen Bachus und einer von seinem Gefolge zu seyn, welcher letztere den Gott abziehen[2] will, bey der Ariadne länger zu verweilen; so wie auf dem geschnitt. Steine aus dem Königl. Cabinete Tab. CL. 1.

‡[3]

Clemens Alexandrinus, wenn er von den Bildseulen der heydnischen Götter und ihren charakteristischen Kennzeichen spricht (Cohort. ad Gentes p. 50 Edit. Potteri) sagt unter andern daß Ceres, so wie Vulkanus aus den Werkzeugen seiner Kunst, Neptun aus dem Dreyzack, *ἀπο της συμφορας* erkannt werden müße. Dieses giebt Potter, in seiner neuen Übersetzung desjenigen Stückes, worinn es sich befindet, durch calamitatis descriptione. Was heißt das? Was ist das für eine Landplage, aus deren Beschreibung Ceres zu erkennen sey? Es müßte die Unfruchtbarkeit seyn. Aber wie kann die Unfruchtbarkeit an einer Statue so deutlich[4] angedeutet[5] werden, daß sie zu einem Kennzeichen der Göttin werden kan? Potter hat ein unverständliches Wort, eben so unverständlich übersetzt. Denn es ist[6] wirklich nicht einzusehen, was Clemens mit seiner *συμφορα* will. Es wäre denn daß *συμφορα*, als ein vocabulum *μεσον*, eben so wohl die Fruchtbarkeit als Unfruchtbarkeit bedeuten könne, und daß er also das Bezeichnete für das Zeichen, die Fruchtbarkeit für

[1] Oeffnungen [verschrieben Hs.] [2] [verbessert aus] abwenden [3] [Hier beginnt das Quartblatt]
[4] so deutlich [fehlte ursprünglich] [5] [verbessert aus] angegeben [6] ist [nachträglich eingefügt]

die Kornehren, mit welchen Ceres gebildet wird, gesetzt hätte. Oder *συμφορα*, da es auch für *συμβολη* gebraucht wird, und überhaupt etwas zusammengebrachtes anzeiget, müßte den Strauß von verschiednen Kornehren und Mohnköpfen[1], den ihr der Künstler in die Hand zu geben pflegt bedeuten können, wovon sich aber schwerlich eine ähnliche Stelle dürfte anführen laßen. Hat keine von beyden Vermuthungen Statt, so bleibt nichts übrig, als das *συμφορα* für verfälscht zu halten; und vielleicht hat man *σιτοφοριας*, oder wenn man von dem Zuge der Buchstaben doch weiter abgehen darf, *λικνοφοριας* oder *κανηφοριας* dafür zu lesen. Denn der Korb, *λικνον, κανης*, war allerdings das Kennzeichen der Ceres[2]; selbst ihr Kopfputz war öfters ein kleiner Korb, wie Spanheim (ad Callimachi Hym. in Cerer. p. 735 Edit. Ern.) aus Münzen zeiget. Beym Montfaucon soll[3] die eine Ceres aus den Handzeichnungen des Le Brun (Tab. XLIII. 4.) vermuthlich[4] einen dergleichen Korb auf dem Kopfe haben. Weil er aber ohne Zweifel nicht deutlich genug gezeichnet war, so wußte Montfaucon selbst nicht, was er daraus machen sollte; Quarta[5] galerum singularem capite gestat; la quatrieme a un bonnet extraordinaire. Und in dem deutschen Montfaucon ist aus diesem galero gar ein sonderbarer Helm geworden. Ob das, was neben der Ceres aus dem Boissard (Tab. XLII. 2.) stehet, eben ein Bienenkorp ist, wofür es Montfaucon ausgiebt, weis ich nicht; es kann der bloße Korb seyn, der bey feyerlichen Aufzügen der Göttin vorgetragen wurde (Callimachus in Cerer. v. 1. 3.) denn ich finde nicht, daß der Ceres die Erfindung der Bienenzucht, so wie des Ackerbaues zugeschrieben werde.

15.[6]

II.

Der körperliche Schmerz verstellet[7] am meisten. Das Schreyen

[1] [dahinter] bedeuten können, [durchstrichen] [2] [verbessert aus] Venus [3] [verbessert aus] hat
[4] [verbessert aus] ohne Zweifel [5] Quarta [nachträglich eingefügt]
[6] [Nr. XXIV der Handschriften, ein kleiner Zettel, nur auf einer Seite halbbrüchig mit flüchtiger, aber leserlicher Hand beschrieben; zuerst bei Hempel S. 289 als Nr. 9 gedruckt. Den Inhalt bildet eine Vorstudie zum zweiten Kapitel des „Laokoon", worauf schon die von Lessing selbst darüber gesetzte Zahl II. hindeutet. Diese Zahl stimmt aber nur zu der Einteilung des gedruckten Werkes, nicht zu der Gliederung der Entwürfe Nr. 3, 7 und 8. Daher kann auch unser Zettel erst kurz vor oder während der Ausführung der Arbeit für den Druck, also jedenfalls erst 1765 geschrieben sein.] [7] [da-

allein zerstöret alle Symmetrie des Gesichts. Ein schönes Gesicht ist am schönsten in seiner Ruhe, mit verschloßenem Munde. Polygnotus war der erste, der den Mund seiner Figuren ein klein wenig öfnete, um eine Schönheit mehr, die Zähne sichtbar zu machen.[1] instituit os adaperire, dentes ostendere. Plinius lib. XXXV. sect. 35.

16.[2]

Vielleicht war es Pollio Asinius[3] der den Laocoon des Virgils durch einen Griechischen Künstler nachahmen ließ. Pollio war ein besondrer[4] Freund des Dichters, überlebte den Dichter und scheinet[5] sogar ein eignes Werk über die Aeneis geschrieben zu haben. (Denn[6] wo sonst als in einem eignen Werke über dieses Gedichte könnten die einzeln Anmerkungen gestanden haben, die Servius aus ihm anführt. ad vers. 7. Libr. II. und besonders ad vers. 183. lib. XI. Man dürfte also wohl nicht unrecht thun, das Verzeichniß der verlohrnen Schriften dieses Römers mit einem solchen Werke zu vermehren.) Zugleich war Pollio[7] ein Liebhaber und Kenner der Kunst, besaß eine reiche Sammlung der trefflichsten alten[8] Kunstwerke, ließ von Künstlern seiner Zeit neue fertigen, und dem Geschmacke[9] den er in seiner Wahl zeigte, war ein so kühnes Stück als Laocoon vollkommen angemeßen: ut fuit acris vehementiae, sic quoque spectari monumenta sua voluit. (Plinius l. 36, sect. 4.[10])

Eben[11] itzt finde ich mit vielem Vergnügen, daß ich in meiner

---

hinter] das Gesicht [durchstrichen] [1] [Das Folgende ist auf dem Rande der Hs. beigefügt]
[2] [Nr. XXVI der Handschriften, ein halber Bogen klein 4°, auf Seite 1, 3 und 4 mit flüchtigen und oft sehr undeutlichen Buchstaben beschrieben. Von fremder, späterer Hand ist über die erste Seite „Vom Laocoon. ad V.“, über die dritte Seite „ad Laoc. V S. 50.“ geschrieben. Gedruckt erschienen diese Bemerkungen erst bei Hempel S. 287—289, hier als Nr. 8b und 8c gezählt. Sie bilden mehrfach die unmittelbare Vorarbeit für das fünfte, zum Teil auch für das sechsundzwanzigste Kapitel des „Laokoon“ und sind wohl kurz vor oder während der Abfassung jenes fünften Kapitels etwa im Sommer 1765 aufgezeichnet. Ein weiteres, in der Handschriftensammlung mit ihnen zusammengestelltes Blatt stammt aus späterer Zeit; vgl unten Nr. 28.] [3] [verbessert aus] Asinius Pollio [4] besondrer [fehlte ursprünglich] [5] [verbessert aus] hat [6] [vorher] (Ich schließe dieses aus zwey Stellen des Servius, wo dieser Grammatiker ein Paar eigene Anmerkungen des Pollio [durchstrichen] [7] [verbessert aus] Pollio war zugleich [8] alten [nachträglich eingefügt] [9] [verbessert aus] den Geschmack [10] [von anderer Hand ist hinzugefügt] cap. V. p. 729. [11] [Hier beginnt die dritte Seite. Vorher drei durchstrichene Zeilen:] Wenn meine Meinung von dem [verbessert aus: mein Urtheil über das] Alter und den Meistern des Laocoon, und von dem Vorbilde welches sich die Meister deßelben dabey gewählet keinen Beyfall finden sollte, so

Meinung von dem Alter des Laocoon, und den Vorbildern welche sich die Meister deßelben dabey gewehlet, einen Vorgänger habe, deßen Spuren ich unwißender Weise betreten. Es ist dieses Barthol. Marliani; ein Gelehrter welcher um die Zeit, da Laocoon um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts[1] entdeckt ward, lebte;[2] und ich darf vermuthen, daß mehrere damalige Gelehrten mit ihm übereingestimt haben werden. So[3] schreibt er: Et quamquam hi, nehmlich Ages. Poly. und Atha., ex Virgilii descriptione statuam hanc formavisse videntur, non tamen illam in omnibus sunt imitati, quod viderent multa auribus, non item oculis convenire et placere.* Ich sollte fast selbst glauben,[4] ich hätte über diese Worte einen Commentar schreiben wollen.

** Oder[5] vielmehr, die Schlange; denn Lykophron scheinet nur eine angenommen zu haben.

Και παιδοβρωτος πορκεως νησους διπλας.

Ich erinnere mich, daß man das Gemählde hierwider anführen könte, welches Eumolp[6] bey dem Petron auslegt. Es stellt die Zerstörung von Troja, und die Geschichte des Laocoon vollkommen so vor, als Virgil erzehlet;[7] und da in der nehmlichen Gallerie zu Neapel, in der es stand, andere alte Gemählde von Zeuxis, Protogenes,[8] Apelles waren, so ließe sich[9] vermuthen, daß es[10] gleichfalls ein altes griechisches Gemählde gewesen sey.[11] Allein man erlaube mir einen Romandichter für keinen Historicus halten zu dürffen. Diese Gallerie, und dieses Gemählde und dieser Eumolp haben allem Ansehen nach nirgend als in der Phantasie des Petrons existiret. Nichts verräth ihre[12] Erdichtung deutlicher,

* Topographia Urbis Romae lib. IV. cap. 14. Wenn aber Marliani hinzusetzt: Haec statua in Vaticano nunc est collocata: quam diligenter expressam hic subjecimus: so muß ich erinnern, daß sich dieses Bild, so[13] wie Graevius das Werk des Marliani (Th. Antiq. Rom. T. III.) nachdrucken laßen, nicht dabey befindet. Vielleicht daß ihn[14] die erste Ausgabe hat.

[1] Jahres [verschrieben Hs.] [2] lebten; [verschrieben Hs.] [3] [verbessert aus] Et [4] [verbessert aus] meinen [5] [Hier beginnt die letzte Seite des halben Bogens. Die beiden Sterne weisen auf die Worte des fünften Kapitels des „Laokoon" (oben Bd. IX, S. 35, Z. 30), zu denen unser Satz als berichtigende Anmerkung kommen sollte.] [6] [verbessert aus] Petron [7] und die Geschichte ... erzehlet; [nachträglich eingefügt; ursprünglich hatte es geheißen] Troja vor, [8] [vorher] und [durchstrichen] [9] [verbessert aus] könnte man [10] [verbessert aus] auch [11] [dahinter] Wenn man aber dieselbige näher [durchstrichen] [12] [verbessert aus] die [13] [verbessert aus] Kupfer darinnen [14] [verschrieben für] es

als die offenbare Spuren einer beynahe schülermäßigen Nachahmung der Virgilischen Beschreibung. Es wird sich der Mühe verlohnen die Vergleichung anzustellen. So Virgil.

17.[1]

Allegorie.

Eine von den schönsten kurzgefaßten allegorischen Fictionen, ist beym Milton, (Paradise lost Book III. 685[2]) wo Satan den Uriel hintergeht

— oft though wisdom wake, suspicion sleeps
At wisdom's gate, and to simplicity
Resigns her charge, while goodness thinks no ill
Where no ill seems ——

„Oft, wenn gleich die Weisheit wacht, schläft der Argwohn an ihrer „Thüre, und giebt sein Amt der Einfalt, maßen die Güte nichts Böses „vermuthet, wo nichts Böses hervorblickt."

Und so gefallen mir die allegorischen Fictionen; aber sie weitläuftig ausbilden, die erdichteten Wesen nach allen ihren Attributen der Mahlerey beschreiben, und auf diese eine ganze Folge von mancherley Vorfällen gründen, dünkt mich ein kindischer,[3] gothischer, mönchischer Witz.

Die einzige Weise indeß, wie eine weitläuftigere allegorische Fiction noch erträglich zu machen ist, ist von dem Cebes gebraucht worden: er erzehlt nicht die bloße Fiction, sondern so wie sie von einem Mahler behandelt worden.

Blindheit des Milton.

Ich bin der Meinung, daß die Blindheit des Miltons auf seine

---

[1] [Nr. III der Handschriften, 3 in einander gesteckte halbe Bogen in 4°, die nicht geheftet sind, aber nach Schrift und Papier zusammengehören, im ganzen 12 Seiten, von denen aber nur 8 halbbrüchig mit winzigen, meist aber sehr deutlichen Buchstaben beschrieben sind. Zwischen den einzelnen Abschnitten, die ich durch einen kleinen Durchschuß trenne, sind in der Handschrift halbe oder ganze, bisweilen auch mehrere Seiten leer gelassen. Gedruckt erschienen diese Bemerkungen zuerst 1788, S. 308—310, 311—31[illegible], 354—358; bei Hempel (S. 290—295) sind sie als Nr. 11 gezählt. Niedergeschrieben wurden sie gewiß nach Nr. 8, wie besonders S. 405, Z. 3—4 im Folgenden beweisen (vgl. dazu oben S. 382, Z. 1—2), und vermutlich vor Nr. 19, deren Abschnitte XXXIX und XL den zweiten und dritten Teil unsers Entwurfes vorauszusetzen scheinen. Vielleicht ist dieser ziemlich gleichzeitig mit dem vierzehnten Kapitel des 1766 gedruckten „Laokoon", mit dem er inhaltlich zusammenhängt, etwa im Sommer 1765 entstanden.] [2] [richtiger: III. 686.] [3] kündischer [Hs.]

Art zu schildern und sichtliche Gegenstände zu beschreiben einen Einfluß gehabt hat.

Außer dem Exempel, welches ich bereits von den Flammen, welche Finsterniß von[1] sich strahlen, angemerkt habe,[2] finde ich eines, (Paradise lost B. III. 722) welches vielleicht gleichfalls hieher gezogen werden kann. — Uriel will dem in einen Engel des Lichts verstellten Satan, den[3] Erdball die Wohnung des Menschen zeigen, und sagt:

Look downward on that globe, whose hither side
With light from hence, though but reflected, shines.

„Siehe auf jenen Ball nieder, dessen Seite, die nach uns gewandt ist, „mit Lichte scheinet, das von hier entlehnet ist." — Man merke, daß beyder Gesichtspunkt in der Sonne war, von da aus sie nicht mehr von dem Erdballe sehen konnten, als eben die Seite, welche der Sonne zugekehret war. Aus den Worten des Dichters aber sollte es scheinen, als ob sie auch von daher die andere unerleuchtete Helfte hätten erblicken können, welches unmöglich ist. An dem Monde können wir zwar öfters die eine erleuchtete[4] und die andere unerleuchtete Helfte erblicken; aber das macht weil wir uns an einem dritten Orte befinden, und nicht in dem Punkte, von welchem die Erleuchtung ausgeht.

Die allgemeine Wirkung seiner Blindheit aber scheinet die geflißentliche Ausmahlung sichtbarer Gegenstände zu seyn. Homer mahlt dergleichen selten mehr, als durch ein einziges Beywort; weil eine einzige Eigenschaft eines sichtbarn Gegenstandes hinlänglich ist, uns die andern auf einmal erinnerlich zu machen, indem wir sie alle Tage beysammen vor Augen haben. Ein Blinder hingegen, bey dem die Eindrücke der sichtbaren Gegenstände mit der Zeit immer schwächer und schwächer werden müßen, bey dem eine einzige Eigenschaft eines Dinges die Bilder der übrigen nicht so geschwind und lebhaft hervorbringen kan, weil er sie öfters beysammen zu sehen die Gelegenheit verloren: Ein Blinder, muß[5] natürlicher Weise auf den Einfall kommen, die Eigenschaften zu häuffen, um sich durch die Erinnerung mehrerer Kennzeichen, das Bild des Ganzen lebhafter zu machen. Wenn Moses z. E. Gott sagen läßt: es werde Licht, und es ward Licht: so drückt sich Moses wie ein Sehender gegen Sehende aus. Nur einem Blinden kann es einkommen, dieses Licht zu

[1] [verbessert aus] um [?] [2] haben, [verschrieben Hs.] [3] [verbessert aus] die [4] erleuchte [verschrieben Hs.] [5] [dahinter] den [durchstrichen]

beschreiben; denn da die[1] Erinnerung des Eindrucks, welchen das Licht auf ihn gemacht hat, sehr schwach geworden, so sucht er es durch alles zu verstärken, was er bey dem[2] Lichte so gedacht oder empfunden hat. (P. L. Book VII. v. 243. 44):

Let there be light, said God, and forthwith light
Ethereal, first of things, quintessence pure,
Sprung from the deep, and from her native east
To journey through the airy gloom began.

Gemählde beym Milton.

I. Von progressivischen Gemählden, von welchen uns Homer so vortreffliche Beyspiele giebt, finden sich auch sehr schöne beym Milton. Als

α) das Erheben des Satans aus dem brennenden Pfule. P. L. B. I. v. 221—228.

β) die erste Eröffnung der Höllenpforten durch die Sünde. B. II. v. 871—883.

γ) die Entstehung der Welt. B. III. v. 708—718.

δ) der Sprung des Satans in das Paradies. B. IV.[3] v. 181.—183.

ε) der Flug des Raphaels zur Erde. B. V. v. 246.—277.

ζ) der erste Aufbruch des himmlischen Heeres wieder die rebellischen Engel. B. VI. v. 56.—78.

η) die Annäherung der Schlange zur Eva. IX. 509—[4]

ϑ) die Erbauung der Brücke von der Hölle zur Erde, von der Sünde und dem Tode. X. 285.

ι) Satans Zurückkunft zur Hölle und unsichtbare Besteigung seines Trohnes. X. 414—[5]

κ) die Verwandlung des Satans in eine Schlange. X. 510.

Auch die Schönheit der Form hat Milton, nach des Homers Manier, nicht sowohl nach ihren Bestandtheilen, als nach ihrer Wirkung geschildert. Man sehe die Stelle von der Wirkung, welche die Schönheit der Eva auf den Satan selbst hat. Book IX. 455—66.

II. Auch an solchen Gemählden, die wirklich von der Mahlerey behandelt werden können, ist Milton weit reicher, als ihn Caylus und

[1] [verbessert aus] der [2] [verbessert aus] die [= diesem] [3] B. III. [verschrieben Hs.] [4] [richtiger: 494—528] [5] [zu ergänzen wäre: 452]

Winkelmann glaubt; ob schon[1] Richardson, der sie ausdrücklich auszeichnen wollen, in ihrer Wahl oft sehr unglücklich und unverständig gewesen ist. Z. E.

1. Richardson hält den Raphael mit seinen drey Paar Flügeln (B. V. 277.) für einen schönen Gegenstand der Mahlerey; und es ist offenbar, daß er eben dieser sechs Flügel wegen ein sehr untauglicher ist. Ob schon das Bild aus dem Jesaias genommen ist, so ist es doch darum nichts mahlerischer. Die Gestalt der Cherubins ist eben so unmahlerisch. XI. 129.
2. Desgleichen das Bild der aufrechts einhergehenden Schlange. B. IX. 496. welches wider alle Ponderation in der Mahlerey seyn würde; ob es schon bey dem Dichter sehr gefällt.

Von den nothwendigen Fehlern.

Dieses Kapitel der Aristotelischen Dichtkunst ist bisher noch am wenigsten commentiret worden.

Ich nenne nothwendige Fehler solche, ohne welche vorzügliche Schönheiten nicht seyn würden; denen man nicht anders als mit Verlust dieser Schönheiten abhelffen kann.

So ist im Milton ein nothwendiger Fehler, der Gebrauch der Sprache in allem dem weiten Umfange, welcher Kenntniße voraussetzt, die Adam noch nicht haben konnte. Es ist wahr, Adam konnte so und so nicht reden, man konnte mit ihm so und so nicht reden: aber laßt ihn reden, wie er hätte reden müßen, so fällt zugleich das große vortreffliche[2] Bild weg, welches der Dichter seinen Lesern macht. Und es ist ohnstreitig die höhere Absicht des Dichters, die Phantasie seiner Leser mit schönen und großen Bildern zu füllen, als überall adäquat zu seyn. Z. E. B. V. 588. von den Fahnen und Standarten der Engel — —

Desgleichen gehören seine theologischen Fehler hierher; oder dasjenige was mit den genauern Begriffen, die wir uns von den Geheimnißen der Religion zu machen haben, zu streiten scheinet, ohne welches er aber das in keiner uns sinnlich zu machenden Zeitfolge hätte erzehlen können, was vor der Zeit geschahe. Z. E. wenn er den Allmächtigen (B. V. 604[3]) zu seinen Engeln sagen läßt

This day I have begot whom I declare
My only son, and on this holy hill

[1] [verbessert aus] sie [2] große vortreffliche [nachträglich eingefügt] [3] [richtiger: 603]

Him have anointed, whom ye now behold
At my right hand; your head I him appoint

Heute mag hier immer heißen von Ewigkeit; Gott hatte den Sohn von Ewigkeit gezeugt; gut: aber dieser Sohn war doch nicht von Ewigkeit das was er seyn sollte, oder er ward wenigstens nicht dafür erkannt. Es gab eine Zeit, da[1] die Engel nichts von ihm wußten, da sie ihn nicht zur Rechten des Vaters sahen, da er noch nicht für ihren Herrn erklärt war. Und das ist nach unserer Orthodoxie falsch. Will man sagen, Gott hatte bis dahin die Engel in der Unwißenheit[2] von dem Geheimniße seiner Dreyeinigkeit gelaßen: so würden eine Menge abgeschmakte und unverdauliche Dinge daraus folgen. Die wahre Entschuldigung des Milton ist diese, daß er nothwendig diesen Fehler begehen mußte, daß dieser Fehler auf keine Weise auszuweichen ist, wenn er das nach[3] einer uns verständlichen Zeitfolge erzehlen will, was in keiner solchen Zeitfolge geschehen ist. Soll die Ursache des Falles der bösen Engel ihre Beneidung der höhern Würde des Sohnes seyn, so muß man sich vorstellen, daß diese Beneidung eben so von Ewigkeit erfolgt,[4] als die Geburt des Sohnes ꝛc. Allein ich denke überhaupt, daß Milton eine beßre Ursache hätte erdenken sollen, als diese, welche nicht in der Schrift, sondern nur bloß in den Vorstellungen einiger Kirchenväter gegründet ist.

18.[5]

p. 396.

„Plinius, sagt H. W. berichtet, daß man unter dem Nero nicht „mehr verstanden in Erzt zu gießen, und er beruft sich auf die Colos-

---

[1] [verbessert aus] als [2] [verbessert aus] in Ungewißheit [3] [verbessert aus] mit [?] [4] [verbessert aus] ge [= gefolgt?]

[5] Nr. XII der Handschriften, ein halber Bogen klein 4°, von dessen 4 Seiten 3 mit sehr flüchtiger und oft undeutlicher Hand beschrieben sind; auf der vierten, leeren Seite ist von fremder Hand bemerkt: „Ueber eine Stelle aus Winkelmanns Geschichte der Kunst.“ Der Entwurf macht mit seinen vielen Korrekturen ganz und gar den Eindruck eines Konzeptes. Gedruckt wurde er zuerst 1788, S. 358—361; bei Hempel (S. 314—316) ist er als Nr. 21 gezählt. Er kann nicht vor dem Winter 1764/5 entstanden sein, weil er sich schon auf Winckelmanns „Nachrichten von den neuesten Herculanischen Entdeckungen“ bezieht, die erst in der Michaelismesse 1764 erschienen. Ebenso dürfte er nach Nr. 8 fallen, da er offenbar den ersten Versuch darstellt, eine im Anhang zu dieser Nummer kurz angedeutete Berichtigung Winckelmanns breiter auszuführen. Wahrscheinlich wollte Lessing ursprünglich auch diese Bemerkung gleich den andern über die „Geschichte der Kunst des Altertums“

„salische Statue dieses Kaysers vom Zenodorus, dem es bey aller „seiner Kunst in dieser Arbeit nicht gelingen wollen. Es ist aber hieraus, „wie Donati und Nardini wollen, nicht zu schließen, daß diese Statue „von Marmor gewesen."

Es ist gewiß, daß Donati[1] und Nardini die Stelle des Plinius, auf die es hier ankömmt, nicht verstanden haben[2] und eine Unwahrheit daraus geschloßen haben. Aber auch Herr W. muß sie mit der gehörigen Aufmerksamkeit nicht erwogen haben, oder er hätte sich anders ausgedrückt. Es soll dem Zenodorus mit dieser Statue nicht geglückt seyn? Wo sagt dieses Plinius? Er rühmt vielmehr von ihm, daß er in seiner Kunst keinem Alten nachzusetzen gewesen, daß sein[3] Werk eine ungemeine Aehnlichkeit gehabt, daß er schon vorher seine Geschicklichkeit durch Gießung eines Colossalischen Merkurs bewehrt. Und die Bewetteiferung der folgenden Kayser, dem Nero keinen Antheil der Ehre[4] an dieser Statue zu laßen, sie der Sonne zu weihen,[5] den Neronischen Kopf mit Köpfen ihrer Bildung zu vertauschen, sie mit unermeßlicher Mühe[6] von ihrem[7] Orte wegbringen und anderwo aufrichten zu laßen: was kann man[8] anders daraus schließen, als daß es ein Werk von ganz besonderm Werthe gewesen seyn müße? Plinius sagt zwar: Ea statua indicavit interiisse fundendi aeris scientiam. Allein diese Worte sind es eben, die man mißdeutet.[9] Man findet darinn[10] den Verlust der Kunst in[11] Metall zu gießen, da nichts[12] darinn liegt[13] als der Verlust der Kunst, diesem Metalle eine gewiße Mischung (temperaturam aeris) zu geben, welche[14] man in den alten Kunstwerken dieser Art zu seyn glaubte. Es fehlte dem Zenodorus an einem chymischen Geheimniße; nicht an der plastischen Geschicklichkeit.[15] Und zwar bestand dieses chymische Geheimniß darinn, daß die Alten das Kupfer[16] aus welchem sie ihre Bildsäulen goßen mit Gold und Silber sollen gemischet haben:

in den Schlußkapiteln des 1766 veröffentlichten Werkes anbringen; dann würde ihre Niederschrift etwa dem Herbst 1765, bevor er das zunächst zum Druck bestimmte Manuskript des ersten Teils des „Laokoon" abschloß, angehören.] [1] [verbessert aus] Nardini [2] [die folgenden sechs Worte sind nachträglich eingefügt] [3] [aus einem unleserlichen Wort verbessert] [4] [verbessert aus] des Ruhms [5] [dahinter] ihre Köpfe darauf setzen zu laßen, mit unermeßlicher Mühe [durchstrichen] [6] [verbessert aus] unermeßlichen Kosten [7] [verbessert aus] einem [8] [verbessert aus] was ist [9] [verbessert aus] gemißdeutet [wieder verbessert aus: mißgedeutet] hat. [10] darinn [nachträglich eingefügt] [11] [vorher] so schön [durchstrichen] [12] [vorher] man doch [durchstrichen] [13] darinn liegt [nachträglich eingefügt] [14] [verbessert aus] die [15] [dahinter] In der Geschichte des H. W. ist die ganze Stelle [durchstrichen] [16] [verbessert aus] Metall

quondam aes confusum auro argentoque miscebatur.[1] (1) Dieses Geheimniß war verloren gegangen, und zur[2] Mischung des Kupfers,[3] deren sich die damaligen[4] Künstler bedienten, kam nichts wie Bley;[5] wie Plinius selbst diese Mischung deutlich erzehlet. (2) Nunmehr lese man die obige Stelle ganz: Ea statua indicavit interisse fundendi aeris scientiam, cum et Nero largiri aurum argentumque paratus esset, et Zenodorus scientia fingendi caelandique nulli veterum postponeretur. (3) Umsonst wollte der verschwendrische Nero Silber und Gold dazu geben; der Künstler konnte es nicht brauchen; er verstand nur eine weit geringere Temperatur; aber der[6] geringere Werth des Metalles, worinn er arbeitete hatte keinen Einfluß auf seine Kunst; in dieser wich er keinem Alten; Plinius sagt es; Plinius hatte sein Werk; ihm müßen wir glauben.

„Der schöne Seneca in Erzt, sagt H. W. in einer neuern Schrift*, „den man erst kürzlich[7] im Herkulano entdeckt,[8] könnte allein ein Zeug„niß wider den Plinius geben, welcher vorgiebt, daß man unter dem „Nero nicht mehr verstanden habe, in Erzt zu gießen“ — Wem können wir, wegen der Schönheit dieses Werks sichrer trauen als ihm? Aber, wie ich gezeigt habe, er streitet mit einem Schatten; Plinius sagt das nicht, was er ihn sagen läßt. Ich weis den Ort zwar wohl, auf den sich H. W. noch beruffen könnte; wo nehmlich Plinius von der kostbaren Mischung des alten Erztes redet und hinzusetzt, et tamen ars pretiosior erat: nunc incertum est pejor haec sit, an materia. Aber er spricht vergleichungsweise, und man muß ihn von den meisten, nicht von allen Werken seiner Zeit verstehen; weil er selbst[9] dem Zenodorus[10] ein beßres Zeugniß ertheilet, und der Meister des erwehnten Seneka gleichfalls ein beßeres verdienet.

(1) Plin. lib. 34. sect. 3. Ed. Hard.
(2) l. c. sect. 20.
(3) l. c. sect. 18.
* Nachrichten von den neuesten Herculanischen Entdeckungen S. 35.

[1] [dahinter], et tamen ars pretiosior erat [durchstrichen] [2] [verbessert aus] die [3] [verbessert aus] Metalls, [4] damaligen [fehlte ursprünglich] [5] [dahinter] außer diesem ein drittes [durchstrichen] [6] [verbessert aus] dieser [7] kürzlich [nachträglich eingefügt] [8] [verbessert aus] gefu [= gefunden] [9] selbst [nachträglich eingefügt] [10] [dahinter] selbst [durchstrichen]

19.[1]

II. Theil.

XXX.

H. Winkelmann hat sich in der Geschichte der Kunst näher erklärt. Auch er bekennet, daß die Ruhe eine Folge der Schönheit ist.

Nothwendigkeit sich über dergleichen Dinge so präcis auszudrücken als möglich. Ein falscher Grund ist schlimmer als gar kein Grund.

XXXI.

H. Winkelmann scheint dieses höchste Gesetz der Schönheit blos aus den alten Kunstwerken abstrahirt zu haben. Man kann aber eben so unfehlbar durch bloße Schlüße darauf kommen. Denn da die bildenden Künste allein vermögend sind, die Schönheit der Form hervorzubringen, da sie hierzu der Hülfe keiner andern Kunst bedürfen,[2] da andere Künste gänzlich darauf Verzicht thun müßen: so ist es wohl unstreitig,[3] daß diese Schönheit nicht anders als ihre Bestimmung seyn kann.

XXXII.

Allein zur körperlichen Schönheit gehöret mehr, als Schönheit der Form. Es gehört auch dazu die Schönheit der Farben, und die Schönheit des Ausdrucks.

Unterschied in Ansehung der Schönheit der Farben zwischen Carnation und Colorirung. Carnation ist die Colorirung solcher Gegenstände, welche eine bestimmte Schönheit der Form haben, also vornehmlich des menschlichen Körpers. Colorirung ist der Gebrauch der Local Farben überhaupt.

Unterschied in Ansehung der Schönheit des Ausdrucks, zwischen transitorischen und permanenten. Jener ist gewaltsam und folglich nie schön. Dieser ist die Folge von der öftern Wiederhohlung des erstern, verträgt sich nicht allein mit der Schönheit[4] sondern bringt auch mehr Verschiedenheit in die Schönheit selbst.

---

[1] [Nr. XIV der Handschriften, ein Bogen groß 2°, alle 4 Seiten halbbrüchig mit sehr kleinen, aber saubern und fast immer gut lesbaren Buchstaben beschrieben, und zwar so, daß zwischen je zwei Abschnitten stets ein Raum von mehreren Zeilen frei gelassen ist; von fremder Hand sind zur Überschrift die Worte „zum Lacoon" (so) beigefügt. Zuerst wurde der Entwurf 1788, S. 301, 304—308, 310—311, 313—315, 319, 320—321 gedruckt, bei Hempel (S. 264—268) als Nr. 4 bezeichnet. Da die Zählung der Kapitel darin unmittelbar an den Schluß des 1766 veröffentlichten Werkes anknüpft, so kann der Entwurf erst entstanden sein, nachdem der Umfang und die Gliederung des zum Druck bestimmten ersten Teils genau festgesetzt, d. h. nachdem dieser erste Teil nahezu vollendet war, also kaum vor dem Jahre 1766; vielleicht fällt er sogar erst nach dem Erscheinen des „Laokoon" in den Frühling 1766.] [2] bedarf, [verschrieben Hs.] [3] [verbessert aus] gewiß, [4] [dahinter] selbst [durchstrichen]

XXXIII.

Ideal der körperlichen Schönheit. Was es ist? Es bestehet in dem Ideale der Form vornehmlich, doch auch mit in dem Ideale der Carnation und des permanenten Ausdrucks.

Die bloße Colorirung und der transitorische Ausdruck haben kein Ideal: weil die Natur selbst sich nichts bestimmtes darinn vorgesetzt hat.

XXXIV.

Falsche Übertragung des mahlerischen Ideals in die Poesie. Dort ist es ein Ideal der Körper, hier muß es ein Ideal der Handlungen seyn. Dryden in s. Vorrede zum Fresnoy. Baco beym Lowth.

XXXV.

Noch übertriebner würde es seyn, wenn man nicht bloß von dem Dichter vollkommene moralische Wesen, sondern wohl gar vollkommene schöne körperliche Wesen erwarten und verlangen wollte. Gleichwohl thut dieses H. Winkelmann in seinem Urtheile vom Milton. Pag. 28. G. d. K.

Winkelmann scheinet den Milton wenig gelesen zu haben; sonst würde er wißen, daß man schon längst angemerkt, nur er habe Teufel zu schildern gewußt, ohne zu der Häßlichkeit der Form seine Zuflucht zu nehmen.

Ein solches verfeinerte Bild der teuflischen Häßlichkeit hatte vielleicht Guido Reni im Kopfe (v. Dryden's Preface to the Art of Painting p. IX.) Aber weder er noch sonst einer hat es ausgeführt.

Miltons häßliche Bilder aber, als die Sünde und der Tod gehören gar nicht zur Handlung sondern füllen bloß Episoden.

Miltons Kunstgriff auf diese Art in der Person des Teufels den Peiniger und den Gepeinigten zu trennen, welche nach dem gemeinen Begriffe in ihm verbunden werden.

XXXVI.

Aber auch von den Haupthandlungen des Milton laßen sich die wenigsten mahlen. Wohl; aber daraus folgt nicht, daß sie bey dem Milton nicht gemahlet sind.

Die Poesie mahlt durch einen einzigen Zug: die Mahlerey muß alle übrige hinzuthun. In jener also kann etwas sehr mahlerisch seyn, was sich durch diese gar nicht ausführen läßt.

XXXVII.

Folglich liegt es nicht an dem vorzüglichen Genie des Homers,[1]

[1] [verbessert aus] des Milton

daß bey ihm alles zu mahlen ist; sondern lediglich an der Wahl der Materie. Beweise hiervon. Erster Beweis, aus verschiednen unsichtbaren Gegenständen, welche Homer eben so unmahlerisch behandelt hat, als Milton, z. E. die Zwietracht ꝛc.

XXXVIII.

Zweyter Beweis; aus den sichtbaren Gegenständen, welche Milton vortrefflich behandelt hat. Die Liebe im Paradiese. Die Einfältigkeit und Armuth der Mahler über dieses Subject. Der gegenseitige Reichthum des Milton.

XXXIX.

Stärke des Milton in successiven Gemählden. Exempel davon aus allen Büchern des verlornen Paradieses.

XL.

Miltons Mahlerey einzelner sinnlicher Gegenstände. In dieser würde er dem Homer überlegen seyn, wenn wir nicht schon erwiesen hätten, daß sie nicht für die Poesie gehöret.

Meine Meinung, daß diese Mahlerey eine Folge seiner Blindheit war.

Spuren dieser s. Blindheit in verschiednen einzeln Stellen.

Entgegengesetzter Beweis, daß Homer nicht blind gewesen.

XLI.

Neue Bestärkung, daß sich Homer nur auf successive Gemählde eingelaßen, durch die Widerlegung einiger Einwürffe, als von der Beschreibung des Pallastes in der Iliade. Er wollte bloß den Begriff der Größe dadurch erwecken. Beschreibung der Gärten des Alcinous;* auch diese beschreibt er nicht als schöne Gegenstände, die auf einmal als schön in die Augen fallen, welches sie in der Natur selbst nicht sind.

XLII.

Selbst bey dem Ovid sind die successiven Gemählde die häuffigsten und schönsten; und grade dasjenige was nie[1] gemahlet worden, und nie gemahlet werden kann.

* Odyss. VII. welche Beschreibung Pope sich aussuchte, und in den Guardian übersetzt einrückte, ehe er noch das übrige übersetzte.

Eben so berühmt wie bey den Alten die Gärten des Adonis; deren[2] Beschreibung bey dem Marino Canto VI. Vergleichung dieser Beschreibung mit des Homers.

Die Beschreibung des Paradieses beym Milton: Book IX. v. 439. desgleichen IV. 268—[3]

[1] [vorher] noch [?, durchstrichen] [2] deßen [Hs.] [3] [zu ergänzen wäre: 284]

XLIII.

Unter den Gemähldenn[1] der Handlung giebt es eine Gattung, wo die Handlung nicht in einem einzigen Körper sich nach und nach äußert, sondern wo sie in verschiedne Körper neben einander[2] vertheilt ist: diese nenne ich collective Handlungen, und sind diejenige, welche der Mahlerey und Poesie gemein sind. Doch mit verschiednen Einschränkungen.

XLIV.

Wie der Dichter Körper nur andeutungsweise durch Bewegungen schildert: so sucht er auch sichtliche Eigenschaften des Körpers in Bewegungen aufzulösen. Als z. E. die Größe. Beyspiel von der Höhe eines Baumes. Von der Breite der Pyramiden. Von der Größe der Schlange.

XLV.

Von der Bewegung in der Mahlerey; warum sie nur Menschen und keine Thiere darinn empfinden.

XLVI.

Von der Schnelligkeit; und den verschiednen Mitteln des Dichters sie auszudrücken.

Die Stelle beym Milton B. X. v. 90. Die allgemeine Reflexion über die Schnelligkeit der Götter, ist bey weiten von der Wirkung nicht, als das Bild würde gewesen seyn, welches uns Homer auf eine oder die andere Art davon gemacht hätte. Vielleicht würde er, anstatt „er stieg sogleich herab“ gesagt haben: Er war herabgestiegen.

20.[3]

♯

Die eigentliche Bestimmung einer schönen Kunst kann nur dasjenige seyn, was sie ohne Beyhülfe einer andern hervorzubringen im Stande ist.

Dieses ist bey der Mahlerey die körperliche Schönheit.

Um körperliche Schönheiten von mehr als einer Art zusammenbringen zu können, fiel man auf das Historienmalen.

---

[1] [vorher] successt [durchstrichen] [2] [verbessert aus] nach und nach

[3] [Nr. IV der Handschriften, ein Bogen klein 2°, von dem aber nur die 2 ersten Seiten mit deutlichen, sauberen Zügen halbbrüchig und zum Teil beschrieben sind; zuerst 1788, S. 302—303 gedruckt, bei Hempel (S. 289—290) als Nr. 10 gezählt. Der Entwurf führt Gedanken aus, die in Nr. 8 (Abschnitt II, Kapitel VIII f.) und in Nr. 19 (Kapitel XXXI f.) kurz angedeutet sind, und scheint bald nach Nr. 19 etwa im Frühling 1766 entstanden zu sein.]

Der Ausdruck, die Vorstellung der Historie, war nicht die letzte Absicht des Mahlers. Die Historie war bloß ein Mittel seine letzte Absicht, mannichfaltige Schönheit, zu erreichen.

Die neuen Mahler machen offenbar das Mittel zur Absicht. Sie mahlen Historie, um Historie zu mahlen, und bedenken nicht, daß sie dadurch ihre Kunst nur zu einer Hülfe andrer Künste und Wißenschaften machen, oder wenigstens sich die Hülfe der andern Künste und Wißenschaften so[1] unentbehrlich machen, daß ihre Kunst den Werth einer primitiven Kunst gänzlich dadurch verlieret.

#[2]

Der Ausdruck körperlicher Schönheit ist die Bestimmung der Mahlerey.

Die höchste körperliche Schönheit also, ihre höchste Bestimmung.

Die höchste körperliche Schönheit existiret nur in dem Menschen, und auch nur in diesem vermöge des Ideals.

Dieses Ideal findet bey den Thieren schon weniger, in der vegetabilischen und leblosen Natur aber gar nicht Statt.

Dieses ist es, was dem Blumen- und Landschafts-Mahler seinen Rang anweiset.

Er ahmet Schönheiten nach, die keines Ideals fähig sind; er arbeitet also bloß mit dem Auge und mit der Hand; und das Genie hat an seinem Werke wenig oder gar keinen Antheil.

Doch ziehe ich noch immer den Landschaftsmahler demjenigen Historienmahler vor, der ohne seine Hauptabsicht auf die Schönheit zu richten, nur Klumpen Personen mahlt, um seine Geschicklichkeit in dem bloßen Ausdrucke, und nicht in dem der Schönheit untergeordneten Ausdrucke, zu zeigen.

21.[3]

Den Schranken der bildenden Künste zu Folge, sind alle ihre Figuren unbeweglich. Das Leben der Bewegung welche sie zu haben scheinen, ist der Zusatz unsrer Einbildung; die Kunst thut nichts als daß sie unsere Einbildung in Bewegung setzt. — Zeuxis, erzehlt man, mahlte

[1] [verbessert aus] sich [2] [Hier beginnt die zweite Seite der Hs.]

[3] [Nr. VII der Handschriften, ein ziemlich großes Quartblatt, von dem nur eine Seite mit flüchtiger, aber leserlicher Hand zum Teil beschrieben ist; zuerst 1788, S. 319—320 gedruckt, bei Hempel (S. 297) als Nr. 13 gezählt. Das Blatt erläutert Gedanken aus Nr. 8 (Abschnitt II, Kapitel X) und Nr. 19 (Kapitel XLV) an einem Beispiel und ist wohl bald nach Nr. 19 etwa im Frühling 1766 entstanden.]

einen Knaben, welcher Trauben trug, und[1] in diesen war die Kunst der Natur so nahe gekommen, daß die Vögel darnach flogen. Aber dieses machte den Zeuxis auf sich selbst unwillig.[2] Ich[3] habe, sagte er, die Trauben beßer gemahlt als den Knaben; denn hätt ich auch diesen gehörig vollendet, so hätten sich die Vögel vor[4] ihm scheuen müßen. — Wie[5] sich doch[6] ein bescheidner Man[6] oft selbst chiquaniret! Ich muß mich des Zeuxis wider den Zeuxis annehmen. Und hättest du, lieber Meister, den Knaben auch noch so vollendet, er würde die Vögel doch nicht abgeschreket haben, nach seinen Trauben zu fliegen. Thierische Augen sind[7] schwerer zu täuschen als menschliche; sie sehn nichts, als was sie sehen; uns hingegen verführet die Einbildung daß wir auch das zu sehen glauben, was wir nicht sehen.

22.[8]

Die Schnelligkeit ist eine Erscheinung zugleich im Raume, als in der Zeit. Sie ist das Product von der Länge des erstern, und der Kürze der letztern.

Sie[9] selbst also kann kein Vorwurf der Mahlerey seyn; und wenn Caylus* dem Künstler bey[10] allen Gelegenheiten, wo schneller Pferde gedacht wird, sorgfältig empfiehlt, alle seine Kunst anzuwenden, diese Schnelligkeit auszudrücken: so kan man sich leicht einbilden, daß man bloß die Ursache derselben, das Anstrengen der Pferde, und den Anfang derselben, den ersten Satz der Pferde, zu sehen bekommen würde.**

* Tabl. VII. et XII. Lib. V de l'Iliade.

** Ich[11] erinnere mich indeß hier einer Anmerkung, die ich bey Gelegenheit eines der alten Gemählde aus dem Nasonischen Grabmahle gemacht habe. (vid. Bellorius Tab. XII.) Es stellet den Raub der Proserpine vor. Pluto[12] führet sie

[1] [verbessert aus] die [2] [Der ganze Satz verbessert aus] Zeuxis ward hierüber unwillig. [3] [verbessert aus] Hätt [4] [verbessert aus] für [5] [verbessert aus] So wird [6] doch [nachträglich eingefügt, ebenso] Man [7] [verbessert aus] sich

[Nr. VIII der Handschriften, ein ganzer und zwei halbe Bogen klein 2°, alle 8 Seiten mit deutlichen, großen Zügen meist halbbrüchig beschrieben; nur auf den zwei letzten Seiten wird die Schrift kleiner und undeutlicher. Der Entwurf wurde zuerst 1788, S. 321—332 gedruckt; bei Hempel (S. 297—308) ist er als Nr. 14 gezählt. Er führt einen in Nr. 8 (Abschnitt II, Kapitel X) ganz kurz angedeuteten, in Nr. 19 (Kapitel XLVI) ein wenig genauer behandelten Gedanken in gebührender Breite aus und ist wohl nach Nr. 19 etwa im Frühling 1766 entstanden.] [9] [verbessert aus] Schn [= Schnelligkeit] [10] [verbessert aus] allemal [?] [11] [Die ganze Anmerkung ist nachträglich auf dem Rande beigefügt] [12] [vorher] Wie [durchstrichen]

Hingegen können die Dichter diese Schnelligkeit, auf mehr als eine Weise, ungemein sinnlich ausdrucken, nachdem sie 1)[1] entweder, wenn die Länge des Raums bekannt ist, vornehmlich auf die Kürze der Zeit unsere Einbildungskraft heften; 2)[1] oder einen sonderbaren ungeheuren Maaßstab des Raumes annehmen; 3)[1] oder auch, weder der Zeit noch des Raumes erwähnen, sondern bloß die Schnelligkeit aus den Spuren schließen laßen, die der bewegte Körper auf seinem Wege zurück läßt.

1) Wenn die verwundete Venus* auf dem Wagen des Mars von dem Schlachtfelde in den Olymp zurückfährt: so ergreift Iris den Zügel, treibet die Pferde an, die Pferde fliegen willig und sogleich sind sie da.

Παρ δε δι Ιρις ἐβαινε, και ἡνια λαζετο χερσι
Μαϛιξεν δ' ἐλααν, τω δ' ὀυκ ἀκοντε πετεσθην,
Αιψα δ' ἐπειθ' ἱκοντο θεων ἑδος, ἀιπυν Ολυμπον.

Die Zeit, in welcher die Pferde von dem Schlachtfelde in dem Olymp anlangen, erscheinet hier nicht größer als die Zeit zwischen dem Aufsteigen der Iris und dem Ergreiffen der Zügel, zwischen dem Ergreiffen der Zügel und dem Antreiben; zwischen dem Antreiben und der Willigkeit der Pferde. — Ein andrer griechischer Dichter läßt die Zeit, so zu reden, noch sichtbarer verschwinden. Antipater sagt von dem Wettläuffer Arias:**

Η γαρ ἐφ' ὑσπληγγων, ἡ τερματος ἑιδε τις ἀκρον
'Ηιθεον, μεσσῳ δ' ὀυποτ' ἐνι ϛαδιῳ.

Man sahe den Jüngling entweder noch in den Schranken, oder schon am Ziele; in der Mitte der Laufbahn[2] sahe man ihn nie.

auf seinem vierspännigen Wagen davon, und ist bereits an dem Eingange des Avernus. Merkur leitet die Rosse, deren egale Schnelligkeit sehr wohl ausgedrückt ist. Aber durch einen ganz besondern Kunstgriff, hat der Künstler selbst in den Wagen etwas zu legen gewußt, welches uns seine Bewegung, auch ohne auf die Pferde zu sehen, sehr sinnlich macht. Er zeigt die Räder nehmlich etwas von der Seite und[3] verschoben, durch welche Verschiebung ihre Cirkelmäßige Figur in ein Oval verwandelt wird; und indem er dieses Oval ein wenig[4] außer seiner Perpendikul Linie gegen den Ort zu, wohin die Bewegung geschehen soll, stellet, so erregt er dadurch den Begriff des Umfallens, mit welchem Umfallen des Rades die Bewegung nothwendig verbunden ist.

* Iliad. ε. 365.

** Anthol. lib. I.

[1] [Die Zahl ist erst nachträglich eingefügt] [2] [verbessert aus] des Stadion [3] von der Seite und [fehlte ursprünglich] [4] ein wenig [fehlte ursprünglich]

2) Wenn Juno mit Minerven herabfähret um dem Blutvergießen des Mars zu steuern:*

Ὁσσον δ' ἠεροειδες ἀνηρ ἰδεν ὀφθαλμοισιν
Ἡμενος ἐν σκοπιῃ, λευσσων ἐπι οἰνοπα ποντον,
Τοσσον ἐπιθρωσκουσι θεων ὑψηχεες ἱπποι.

Welch ein Raum; und dieser Raum ist nur ein Sprung! Und ist nur die Elle des ganzen Weges; an deßen Ende die Göttinnen schon gleich in der folgenden Zeile sind. — Scipio Gentili in seinen Anmerkungen über den Tasso,** sagt daß ein großer damals lebender Kunstrichter den Virgil getadelt habe, daß er[1] den Merkur,*** indem er von[2] dem Olympe nach Carthago flieget, unter Wegens auf dem Berge Atlas ruhen laße; quasi che non si convenga ad uno Dio lo stancarsi. Allein, fährt er fort, ich verstehe diesen Einwurf nicht; und ohne Zweifel, daß ihn Tasso eben so wenig verstand, welcher sich kein Bedenken macht, den Virgil in diesem Stücke nachzuahmen. Denn Tasso läßt den Gabriel, als er von Gott zum Gottfried herabgeschickt wird, auf dem Libanus ruhen.† — Wie Tasso den Virgil hier[3] nachgeahmet, so ist Virgil dem Homere gefolgt; welcher den Merkur, als er von dem Jupiter zur Calypso gesendet wird, auf dem Pierius Station halten läßt.†† Meiner Meinung nach hätte Gentili dem Kunstrichter sagen sollen: „Ihr müßt dieses Anhalten auf dem Atlas nicht als ein Zeichen „der Ermüdung des Gottes betrachten; als ein solches würde es allerdings unanständig seyn. Sondern die Absicht des Dichters dabey ist „diese: er will euch eine lebhaftere Idee von der Weite des Weges machen, „und zerlegt ihn also in zwey Helften, und läßt euch aus der bekannten „Größe der einen kleinern Helfte, auf die unbekannte Größe der andern „Helfte schließen.“ Von dem innersten Olymp bis auf den Pierius, oder Atlas; und von diesen Bergen, bis in die Insel Ogygia oder bis nach Carthago; und so wird mir die Weite des Weges sinnlicher, als wenn es bloß hieße, aus dem Olymp nach Ogygia oder Carthago. — Tasso bleibt gewißer Maaßen nur darinn hinter den alten

* Iliad. ε. 770.
** p. 7.
*** Aeneid. lib. IV. 252.
† Canto I. st. 14.
†† Odyss. ε. 50.

[1] er [fehlte ursprünglich] [2] [verbessert aus] nach [3] hier [nachträglich eingefügt]

Dichtern zurück, daß er einen Berg nimt, welcher dem Orte, wohin der Engel geschickt wird, zu nahe liegt. Von Tortosa bis zum Libanus ist ein zu kleiner Weg, als daß er mich, den Weg von dem Libanus bis in den Himmel mir besonders weit vorzustellen, veranlaßen könnte.

3) Von dieser dritten Art ist die Beschreibung Homers von den Stutten des Erichthonius*

Αι δ' ὀτε μεν σκιρτῳεν ἐπι ζειδωρον[1] ἀρουραν
Ακρον ἐπ' ἀνθερικων καρπον θεον, ὀυδε κατεκλων·
Αλλ' ὀτε δη σκιρτῳεν ἐπ' ἐυρεα νωτα θαλασσης,
Ακρον ἐπι ῥηγμινος ἁλος πολιοιο θεεσκον.

„Sie lieffen über die Spitzen der Aehren, ohne sie zu beugen, und lieffen „auf der schäumenden Fläche des Meeres einher." — Es ist philosophisch richtig, daß die äußerste Geschwindigkeit, den Körpern über welche sie geschieht, keine Zeit läßt, irgend einen Eindruck anzunehmen; in dem Augenblicke in welchem der Druck auf die Aehre geschiehet, höret er auch schon wieder auf; und die Aehre muß sich also[2] in eben demselben Augenblicke beugen und wieder aufrichten; das ist, sie muß sich gar nicht beugen. — Die Dacier welche das erste *θεον* durch marchoient übersetzt, ohne Zweifel aus der kleinen nichtswürdigen Ursache, nicht zweymal couroient sagen zu dürffen, verdirbt die ganze Schönheit der Stelle. Denn dieses marchoient involviret eine gewiße Langsamkeit, mit welcher jene Erscheinung unmöglich bestehen kann.

Indeß, kan man sagen, muß dieses auch noch so schnelle Auffsetzen auf die unterliegenden Körper, dennoch die Bewegung in etwas langsamer machen, wie[3] dieses etwas auch schon noch so unendlich, noch so unmerklich ist. Und daher läßt Homer seine Götter, wenn er ihnen[4] die allermöglichste Schnelligkeit geben will,[5] gar nicht auffsetzen, den Boden gar nicht berühren, sondern über den Boden dahin streichen; und zwar ohne Fortsetzung der Füße,[6] mit an einander geschloßenen Beinen, weil schon die wechselsweise Bewegung derselben Verzögerung und Aufenthalt zu erfodern scheinet.** Diese seinen Göttern eigenthümliche Bewegung vergleicht der

* Iliad. XX. v. 226.

** NB. de gressu Deorum v. Comment. in Virgil. v. 405.[7] lib. I. Aeneid. Et vera incessu patuit Dea. et Woverius cap. I de Umbra.

[1] *ζειδωραν* [Hs.] [2] also [fehlte ursprünglich] [3] [vielleicht nur verschrieben für] wenn [4] [verbessert aus] Homer die Wesen, denen er [5] [dahinter] seine Götter, [durchstrichen] [6] [verbessert aus] eines Fußes vor den andern, [7] 405. [fehlt Hs.]

Dichter mit dem Fluge der Tauben: als wenn er von der Juno und Minerva sagt:*

Ἁι δε βατην τρηρωσι πελειασιν ἰϑμαϑ' ὁμοιαι.

Denn alsdenn ist der Flug der Tauben am schnellsten, wenn sie mit unbeweglichen Flügeln[1] dahin schießen, wie Virgil sagt:

Radit iter liquidum, celeres neque commovet alas.

Eustathius zwar meint, daß sie hier den Tauben verglichen werden, weil die Alten geglaubt, daß die Fußtapfen der Tauben nicht zu sehen wären. Aus der Bewegung mit geschloßenen Füßen wird auch Neptun vom Ajax erkannt, Iliad. XIII.[2] 71. nach der Auslegung des Heliodorus; Aeth. lib. III. p. 147.[3] Edit. Commel.

Und diesen Stand mit geschloßenen Beinen, weil er ein Bild der Schnelligkeit sey, sagt Heliodorus, hätten die Aegyptier daher auch den Bildseulen ihrer Götter gegeben.

Mir fiel hierbey ein, daß man auch den senkrechten Hang der Arme[4] in den Aegyptischen Formen, auf diese Schnelligkeit ziehen könnte; denn demissis manibus fugere, sagten die Alten,[5] für so geschwind als möglich fliehen, und Aristoteles merkt ausdrücklich an,** *ὁτι ὁι ϑεοντες ϑαττον ϑεουσι παρασειοντες τας χειρας* ꝛc.

Doch dieser senkrechte Hang der Arme, dieser geschloßene Stand der Beine war nicht den Aegyptischen Gottheiten besonders, sondern ihren menschlichen Figuren überhaupt gemein.

Woher dieses? Die natürlichste Stellung ist es gewiß nicht; denn ob es schon die einfältigste zu seyn scheint, so ist es doch gewiß, daß sich der Mensch am seltensten darinn befindet:[6] weshalb ich nicht begreiffen kann, wie, nach H. W. (p. 8) der Anfang der Kunst selbst auf die Aegyptischen Formen führen können.

Vielleicht dürfte man sagen: es ist der Stand der völligen Ruhe, und nur diesen hielten die Aegyptischen Künstler ihren unbeweglichen Nachahmungen für anständig und zuträglich.

* Iliad. *E.* 778.

** Aristot. de incessu animalium, et Erasm. Adagia p. 600. Edit. Francof. 1646.

[1] [verbessert aus] Füßen [2] IV. [Hs.] [3] [vielmehr p. 152 in der Ausgabe des Commelinus von 1611, oder p. 157 in der von 1640; doch stimmt die Zahl 147 zu Joh. Bourdelots Ausgabe von 1619] [4] [verbessert aus] Stand der Hände [5] [verbessert aus] nannten [?] die Alten, [6] [Der folgende Schluß des Satzes ist nachträglich auf dem Rande beigefügt]

Doch so früh resonniret man in der Kunst nicht, und die ersten Bestimmungen erhält die Kunst mehr durch äußerliche Veranlaßungen, als durch Überlegungen.

Meine Meinung ist also diese: die ersten Aegyptischen Figuren standen mit senkrechten Armen, und mit zusammengeschloßenen Füßen. Man thue noch das dritte Kennzeichen hinzu „mit zugeschloßenen Augen" und man hat offenbar die Stellung eines Leichnames. Nun erinnere man sich, welche Sorgfalt die alten Aegyptier auf die Leichname wandten,[1] wie viel Kunst und Kosten sie anwandten, selbige unverweßlich[2] zu erhalten, und[3] es ist natürlich, daß sie auch das Ansehen des Verstorbenen werden zu erhalten gesucht haben. Dieses brachte sie auf die Mahlerey und bildenden Künste überhaupt.[4] Sie machten über das Gesicht des Leichnams eine Art von Larve, auf welche sie die Gesichtszüge des Verstorbenen nach der Aehnlichkeit ausdrückten. Eine solche Larve, ist die Persona Aegyptiaca bey dem Beger T. III. p. 402. welche H. Winkelmann unrichtig eine Mumie nennt (S. 32. n. 2.) Doch nicht allein das Gesicht der[5] ganze Körper ward in eine Art von hölzern Maske eingefaßt, welche die Gestalt deßelben ausdrückte, daher sie Herodotus* ausdrüklich *ξυλινον τυπον ἀνθρωποειδεα* nennet.

Herr Winkelmann will es zwar leugnen, daß die ältesten menschlichen Figuren mit zugeschloßnen Augen gewesen; und erkläret das *μεμυκοτα* beym Diodorus durch nictantia (S. 8. Anm. 3).** Allein die vornehmste Ursache, warum er diese Auslegung macht, fällt weg, wenn man den Diodorus selbst nachsiehet. Diodorus sagt nicht daß die Bildsäulen des Dädalus mit zugeschloßnen Augen gewesen, wie H. W. vorgiebt; sondern er sagt grade das Gegentheil: die Bildseulen vor dem Dädalus hatten zugeschloßne Augen, aber Dädalus öfnete sie ihnen; so wie er die Beine ihnen aus einander setzte, und die Arme lüftete.

Aus meiner Erklärung von dem Ursprunge der Aegyptischen Kunst, läßt sich auch noch erklären, warum die ältesten Aegyptischen Figuren mit dem Rücken an einer Säule anliegen. Es war der Gebrauch der Aegyptier die nach der Figur des Leichnams[6] gearbeiteten Särge an die Mauer zu

* lib. II. p. 143. Edit. Wesseling.

** So hat es auch schon Marsham übersetzt Can. Chron. p. 292. Edit. Lips.

[1] wandete, [verschrieben Hs.] [2] [vorher] nicht nur [durchstrichen] [3] [vorher] sondern auch [durchstrichen] [4] und bildenden Künste überhaupt [nachträglich eingefügt] [5] [vorher] auch [durchstrichen] [6] [verbessert aus] des Menschen

lehnen: und das erste hölzerne oder steinerne Bild war nichts als die grobe Nachahmung eines solchen Sarges.

Was vor dem Dädalus also in Aegypten nichts als ein religiöser Gebrauch war, ein bloßes Hülfsmittel des Gedächtniß, erhob Dädalus zur Kunst, indem er die Nachahmungen todter Körper zu Nachahmungen lebendiger Körper machte; und daher alle das Fabelhafte, was man von s. Werken erdichtete.

Doch die Aegyptischen Künstler selbst müßen diesen Schritt des Dädalus bald nachgethan haben. Denn nach dem Diodorus (lib. I.) ist Dädalus selbst in Aegypten gewesen, und hat[1] sich auch da durch seine Kunst einen unsterblichen Ruhm erworben.[2] „Parallel dicht zusammenstehende „Füße, wie sie einige alte Scribenten anzudeuten scheinen, sagt H. W., „hat keine einzige übrig gebliebene aegyptische Figur.“ (S. 39.) Ich[3] möchte das Vorgeben dieser alten Scribenten, welches zu einmüthig und zu ausdrücklich ist, nicht verdächtig machen. Man darf[4] nur erwägen, daß die ältesten Werke der Sculptur besonders[5] bey den Aegyptiern sowohl als Griechen von Holz waren: (Pausanias Corinth. cap. XIX. p. 152. Edit. Kuh.) so fällt die Verwunderung größtentheils weg, daß sich keins davon erhalten. Genug daß wir den[6] parallelen Stand der Füße auf andern Werken der alten Aegyptischen Kunst, als auf der Tabula Isiaca noch erblicken.

Die Aegyptier blieben bey den ersten Verbeßerungen des Dädalus stehen: die Griechen erhoben sie weiter bis zur Vollkommenheit.

23.[7]

Die Mahlerey, sagt man, bedienet sich natürlicher Zeichen. Dieses ist überhaupt zu reden wahr. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß

---

[1] hat [nachträglich eingefügt] [2] [Der ganze Satz] Denn ... erworben. [ist nachträglich auf dem Rande beigefügt] [3] [vorher] Dieses zu einmüthige [durchstrichen] [4] [dahinter] sagen [durchstrichen] [5] besonders [nachträglich eingefügt] [6] [verbessert aus] diesen

[7] [Nr. IX der Handschriften, ein Bogen klein 2°, dessen 4 Seiten alle mit deutlicher Hand, meist halbbrüchig, beschrieben sind; zuerst 1788, S. 345—349 gedruckt, bei Hempel (S. 309—311) als Nr. 18 gezählt. Der Entwurf, der in der Handschriftensammlung mit den ziemlich gleichzeitigen Nummern 25, 26 und 27 zusammengestellt ist, führt Gedanken aus, die in Nr. 8 (besonders Abschnitt III, Kapitel II) und im Anfang von Nr. 13 angeregt worden waren und erst im dritten Teile des „Laokoon“ genauer behandelt werden sollten; er mag etwa in den Frühling oder Sommer 1766 fallen, als Lessing noch eifrig an eine Fortsetzung seines Werkes dachte. Sichrere Anhaltspunkte, um seine Entstehungszeit zu bestimmen, fehlen leider.]

sie sich gar keiner willkührlichen Zeichen bediene; wovon an einem andern Orte.

Und hiernächst laße man sich belehren, daß selbst ihre natürlichen Zeichen unter gewißen Umständen, es völlig zu seyn aufhören können.

Ich meine nehmlich so: unter diesen natürlichen Zeichen sind die vornehmsten, Linien, und aus diesen zusammengesetzte Figuren. Nun ist es aber nicht genug, daß diese Linien unter sich eben das Verhältniß haben, welches[1] sie in der Natur haben; eine jede derselben muß auch die nehmliche, und nicht bloß[2] verjüngte Dimension haben, die sie in der Natur hat, oder in demjenigen Gesichtspunkte haben würde, aus welchem das Gemählde betrachtet werden soll.

Derjenige Mahler also, welcher sich vollkommen natürlicher Zeichen bedienen will, muß in Lebensgröße, oder wenigstens nicht merklich unter Lebensgröße mahlen. Derjenige welcher zu weit unter diesem Maaße bleibt, der Verfertiger kleiner Cabinetstücken, der Minaturmahler, kann zwar im Grunde eben derselbe große Künstler seyn; nur muß er nicht verlangen, daß seine Werke eben die Wahrheit haben, eben die Wirkung thun sollen, welche jenes Werke haben und thun.

Eine menschliche Figur von einer Spanne, von einem Zolle, ist zwar das Bild eines Menschen; aber es ist doch schon gewißermaaßen ein symbolisches Bild; ich bin mir der Zeichen dabey bewußter, als der bezeichneten Sache; ich muß die verjüngte Figur in meiner Einbildungskraft erst wieder zu ihrer wahren Größe erheben, und diese Verrichtung meiner Seele, sie mag noch so geschwind, noch so leicht seyn, verhindert doch immer, daß die Intuition des Bezeichneten nicht zugleich mit der Intuition des Zeichens[3] erfolgen kann.

Man dürfte vielleicht einwenden:[4] „Die Dimensionen der sichtbaren[5] Dinge, sofern sie gesehen werden, sind wandelbar; sie hängen von der Entfernung ab, und es giebt Entfernungen, in welchen eine menschliche Figur nur eine Spanne, einen Zoll groß zu seyn scheinet; welchem nach man auch nur anzunehmen braucht, daß diese verjüngte Figur aus dieser Entfernung genommen, um die Zeichen für vollkommen natürlich gelten zu laßen."

Allein ich antworte: in der Entfernung, in welcher eine menschliche

[1] [verbessert aus] was [2] [verbessert aus] bloße [3] [verbessert aus] des bez [= bezeichnenden?]
[4] [verbessert aus] Man kann [wieder verbessert aus: wird] sagen [5] [verbessert aus] körperlichen

Figur nur von der Größe einer Spanne oder eines Zolles zu seyn scheinet, erscheinet sie auch undeutlicher: das ist aber bey den verjüngten Figuren in dem Vorgrunde kleiner Gemählde nicht, und die Deutlichkeit ihrer Theile widerspricht der annehmlichen Entfernung, und erinnert uns zu lebhaft, daß die Figuren verjüngt und nicht entfernt sind.

Es ist hiernächst bekannt, wie viel die Größe der Dimensionen zu dem Erhabnen beyträgt. Dieses[1] Erhabene verliert sich durch die Verjüngung in der Mahlerey gänzlich. Ihre größten Thürme, ihre schroffesten rauhesten Abstürze, ihre noch so überhangende Felsen, werden auch nicht einen Schatten von dem Schrecken und dem Schwindel erregen, den sie in der Natur erregen, und den sie auch in der Poesie in einem ziemlichen Grade erregen können.

Welch ein Gemählde beym Shakespear, wo Edgar den Gloster auf die äußerste Spitze des Hügels führt, von welcher er sich herabstürzen will!*

—— —— — Come on, Sir,
Here's the place; stand still. How fearful
And dizzy 'tis to cast ones Eyes so low!
The Crows and Choughs, that wing the midway air,
Shew scarce so gross as Beetles. Half way down
Hangs one that gathers Samphire; dreadful trade!
Methinks he seems no bigger than his head.
The Fisher-men that walk upon the beach
Appear like Mice; and yond tall anchoring bark
Diminish'd to her Cock; her Cock, a Buoy
Almost too small for sight. The murmuring Surge,
That on the unnumbred idle Pebbles[2] chafes
Cannot be heard so high. I'll look no more,
Lest my brain turn, and the deficient Sight
Topple down headlong ——

Mit dieser Stelle des Shakespear zu vergleichen die Stelle beym Milton. B. VII. v. 210. wo[3] der Sohn Gottes in das Grundlose Chaos herabsieht. Diese Tiefe ist bey weitem die größere; gleichwohl thut die Beschreibung derselben keine Wirkung, weil sie uns durch nichts anschauend

* King Lear Act. IV, Sc. 5.[4]

[1] [vorher] Und [durchstrichen] [2] Pobble [Hs.] [3] [verbessert aus] wenn [4] [richtiger: Sc. 6.]

gemacht wird; welches bey dem Shakespear so vortrefflich durch die allmälige Verkleinerung der Gegenstände geschieht.

24.[1]

Die verjüngten Dimensionen schwächen die Wirkung in der Mahlerey.

Ein schönes Bild in Mignatur kann unmöglich eben daßelbe Wohlgefallen erwecken, welches dieses Bild in seiner wahren Größe erwecken würde.

Wo die Dimensionen aber nicht beybehalten werden können, so will der Betrachter sie wenigstens aus der[2] Vergleichung mit gewißen bekannten und bestimmten Größen schließen und beurtheilen können.

Die bekannteste und bestimmteste Größe ist die menschliche Gestalt. Daher sind auch fast alle Längenmaaße von der menschlichen Gestalt, oder einzeln Theilen derselben hergenommen worden. Eine Elle, ein Fuß, eine Klafter, ein Schritt, ein Zoll, Mannshoch &c.

So nach[3] glaube ich, daß die menschlichen Figuren dem Landschaftmahler, auch außer dem höhern Leben, das sie in sein Stück bringen, noch den wichtigen Dienst leisten, daß sie das Maaß aller übrigen Gegenstände und ihrer Entfernungen unter einander, darinn werden.

Läßt er sie weg, so muß er diesen Mangel eines gewißen Maaßes, durch Anbringung anderer Dinge ersetzen, welche der Mensch zu seinem Gebrauche oder Bequemlichkeit gemacht, und daher nach seiner Größe eingerichtet hat. Ein Haus, eine Hütte, ein Zaun, eine Brücke, ein Steig, können diesen Dienst verrichten &c.

Und will der Künstler eine ganze unbebaute, wüste, verlaßene Gegend, ohne alle Menschen und menschliche Spuren schildern, so muß er wenigstens Thiere von bekannter Größe hineinsetzen, aus deren Verhältniße zu den übrigen Gegenständen man auf ihre eigentliche Dimensionen schließen kann.

Der Mangel eines bestimmten und bekannten Maaßes, kann auch in historischen, und nicht bloß in Landschaftstücken, von übler Wirkung seyn.

---

[1] [Nr. X der Handschriften, ein Quartbogen, von dessen 8 Seiten aber nur 5 halbbrüchig mit verhältnismäßig großen, aber flüchtigen und oft undeutlichen Zügen beschrieben sind; zuerst 1788, S. 349—351 gedruckt, bei Hempel (S. 311—314) als Nr. 19 gezählt. Der Entwurf knüpft an dieselben Sätze in Nr. 8 an wie der vorausgehende Entwurf Nr. 23 und ist überhaupt nach seinem ganzen Inhalte mit diesem so innig verwandt, daß er allem Anscheine nach gleichzeitig mit ihm, also wohl auch im Frühling oder Sommer 1766, entstanden ist.] [2] der [fehlte ursprünglich] [3] [verbessert aus] Nach diesem ist es [?]

„Die dichterische Erfindung, sagt der H. v. Hagedorn,* sobald sie der „bloßen Einbildungskraft überlaßen ist, leidet Zwerge und Riesen bey-„sammen, aber die mahlerische Erfindung oder die Vertheilung ist nicht „so gutwillig und biegsam.“ Er erleutert s. Meinung durch ein[1] berühmtes Gemählde des Alterthums, den schlafenden Cyclopen des Timanthes. Dieses Riesen ungeheuere Größe auszudrücken, hat der Künstler deßen Daumen durch darneben gestellte Satyren mit einem Tyrsus ausmeßen laßen. Er findet den Einfall sinnreich, aber in einer mahlerischen Zusammensetzung sowohl[2] mit den ersten Begriffen von Gruppiren und[3] unsern itzigen Ideen vom Helldunkeln streitend, als auch dem ungezwungenen Gleichgewichte des Gemähldes nachtheilig. Man kann es dem H. von Hagedorn auf s. Wort glauben, daß dieser Gegenstand alle die bemerkten Unbequemlichkeiten hat. Allein es sind dieses nur Unbequemlichkeiten für das Auge des verwöhnten Kenners; ich füge, aus dem was ich von den Dimensionen gesagt habe, eine andere hinzu, die er für jedes Auge hat, und für das ungeübtere am meisten.

Wenn mir der Dichter den Riesen und den Zwerg nennet, so weis ich es aus den Worten, daß er die zwey Extrema meinet, zu welchen die menschliche Gestalt, von ihrer gewöhnlichen Größe abweichen kann. Allein wenn der[4] Mahler eine große[5] und eine kleine Figur verbindet,[6] woher weis ich, daß es jene Extrema seyn sollen? Ich kann wechselsweise sowohl die kleine als die große[7] für die Figur von der gewöhnlichen Größe annehmen. Nehme[8] ich die kleine[9] dafür an, so ist die große ein Colossus; nehme ich die große dafür an, so wird die kleine ein Lilliputer. Ich kann mir in diesem Falle noch eine größere und in jenem noch eine kleinere gedenken. Es[10] bleibt also unentschieden, ob der Mahler einen Zwerg oder einen Riesen, oder ob er beydes vorstellen wollen.

Julius Romanus ist es nicht allein, welcher den Einfall des Timanthes nachgeahmt hat;** auch Francis Floris hat ihn in seinem Herkules unter den Pygmäen, gebraucht.*** Ich zweifle aber, ob sehr

* Von der Mahlerey S. 169.

** Richardson Trait. de la Peint. T. I. p. 84.

*** In einer Zeichnung, die H. Cock 1563 gestochen hat.

[1] [verbessert aus] den [2] sowohl [nachträglich eingefügt] [3] [verbessert aus] sowie [4] [vorher] mir [?, durchstrichen] [5] [vorher] sehr [durchstrichen] [6] [dahinter nachträglich drei Worte eingefügt, die wieder durchstrichen und unleserlich gemacht sind] [7] [verbessert aus] den Riesen als den Zwerg [8] [verbessert aus] annehmen, und wenn ich [9] [verbessert aus] den Zwerg [10] [verbessert aus] So

glücklich. Da er nehmlich die Pygmäen nicht als verwachsene und bartichte Zwerge, sondern als in allen ihren Verhältnißen wohlgewachsene kleine Menschen vorstellet, so würde ich nicht wißen, ob es nicht Menschen von ordentlicher Größe, und der unter der Eiche schlafende Herkules nicht ein Riese seyn sollte, wenn ich nicht den Herkules an s. Keule und Löwenhaut erkennte, und es schon wüßte, daß das Alterthum den Herkules zwar als einen großen aber als keinen ungeheuern Mann vorgestellet. Timanthes läßt einen Satyr den Daumen des Cyklopen mit einem Thyrsus meßen; Floris einen Pygmäen die Fußsohle des Herkules mit einem Staabe. Es ist wahr, Herkules ist in Betrachtung der Pygmäen, sogut Riese, als der Cyklope in der Betrachtung der Satyren. Dem ohngeachtet thut die ähnliche Ausmeßung hier nicht auch die ähnliche Wirkung. Die Satyre waren an ihrer Gestalt kenntlich, und ihre Größe war die gewöhnliche Menschliche Größe. Wenn sie also den Daum des Cyklopen messen, so erkennen wir[1] klar daraus, wie viel[2] der Cyklope größer als der Satyr sey. So auch bey dem Pygmäen; das Messen des Pygmäen erweckt die Idee von der Größe des Herkules; gleichwohl ist es aber hier nicht auf die Größe des Herkules, sondern auf die Kleinheit der Pygmäen angesehen, und die Idee von dieser hätte Floris am lebhaftesten machen sollen. Dieses aber konnte nicht wohl anders geschehen, als wenn er den Zwergen auch außer ihrer Kleinheit, noch andere Eigenschaften, die wir dabey zu denken gewohnt sind, gegeben hätte; die Ungestaltheit nehmlich, oder das vergrößerte Verhältniß ihrer Breite gegen ihre Länge. Er hätte sie den Figuren[3] in concaven oder convexen Spiegeln,[4] mit welchen sie Aristoteles vergleicht ähnlicher machen sollen.*

* Aristoteles Probl. Sect. X. nach der Verbeßerung des Vossius ad Pomponium Melam lib. III. cap. 8. p. 587.

25.[5]

Daß die Mahlerey sich natürlicher Zeichen bedienet, muß ihr aller-

---

[1] [verbessert aus] so sehe ich [2] [dahinter] größer [durchstrichen] [3] [dahinter] ähnlich machen so [= sollen; durchstrichen] [4] Spielen, [verschrieben Hs.]

[5] [Nr. IX der Handschriften, ein halber Bogen in 4°, nur zum Teil halbbrüchig mit kleinen, doch meist saubern und leserlichen Zügen beschrieben; zuerst 1788, S. 341—344 gedruckt, bei Hempel (S. 307—308) als Nr. 16 gezählt. Der Entwurf führt Gedanken aus, die in Nr. 8 (Abschnitt III, Kapitel III und IV) kurz angedeutet sind, und knüpft zugleich mit der Bemerkung über die Inter-

dings einen großen Vorzug vor der Poesie gewähren, welche sich nur willkührlicher Zeichen bedienen kann.

Indeß sind beyde auch hierinn nicht so weit aus einander, als es dem ersten Ansehen nach scheinen sollte, und die Poesie hat nicht nur wirklich auch natürliche Zeichen, sondern auch[1] Mittel, ihre willkührlichen zu der Würde und Kraft der natürlichen zu erhöhen.

Anfangs ist es gewiß, daß die ersten Sprachen aus der Onomatopöie[2] entstanden sind, und daß die ersten erfundnen Wörter gewiße Aehnlichkeiten mit den auszudrückenden Sachen gehabt haben. Dergleichen Wörter finden sich auch noch itzt in allen Sprachen, mehr oder weniger, nach dem die Sprache selbst mehr oder weniger von ihrem ersten Ursprunge entfernt ist. Aus dem klugen Gebrauche dieser Wörter entstehet das was man den musikalischen Ausdruck in der Poesie nennet, von[3] welchem öfters und vielfältig Exempel angeführt werden.

So weit indeß die verschiednen Sprachen größtentheils in ihren einzeln Worten von einander abgehen, so viel ähnliches haben sie indeß noch in denjenigen Fällen, in welchen allem[4] Ansehen nach die ersten Menschen die ersten Töne von sich hören ließen. Ich meyne bey[5] dem[6] Ausdrucke der Leidenschaften. Die kleinen Wörter, mit welchen wir unsere Verwunderung, unsere Freude, unsern Schmerz, ausdrücken, mit einem Worte die Interjectiones sind in allen Sprachen ziemlich einerley und verdienen daher als natürliche Zeichen betrachtet zu werden. Ein großer Reichthum an dergleichen Partikeln ist daher allerdings eine Vollkommenheit einer Sprache, und ob ich schon weis, welchen Mißbrauch elende Köpfe davon machen können, so bin ich doch auch gar nicht mit der frostigen Anständigkeit zufrieden, welche sie beynahe gänzlich verbannen will. Man sehe, mit welcher Mannichfaltigkeit und Menge von Interjectionen Philoktet bey dem Sophokles seinen Schmerz ausdrückt. Ein Ubersetzer in neuere Sprachen muß sehr verlegen seyn, was er dafür substituiren soll.

Die Poesie bedient sich ferner nicht bloß einzelner Wörter, sondern dieser Wörter in einer gewißen Folge. Wenn also auch schon nicht die Wörter natürliche Zeichen sind, so kann doch ihre Folge die Kraft eines natürlichen Zeichens haben. Wenn nehmlich alle die Worte vollkommen[7]

jektionen im „Philoktet“ an das erste Kapitel des 1766 veröffentlichten „Laokoon“ an. Als Vorarbeit für den dritten Teil des Werkes mag er ziemlich gleichzeitig mit den beiden vorausgehenden Nummern etwa im Frühling oder Sommer 1766 entstanden sein.] [1] [verbessert aus] ein [2] Onomatopäie [verschrieben Hs.] [3] [vorher] und [durchstrichen] [4] allen [anscheinend Hs.] [5] [verbessert aus] den [6] den [anscheinend Hs.] [7] vollkommen [fehlte ursprünglich]

so aufeinander folgen, als die Dinge[1] selbst welche sie ausdrucken. Dieses ist ein andrer poetischer Kunstgriff, der noch nie gehörig berührt worden, und eine eigene Erläuterung durch Exempel verdienet.[2]

Das bisherige erweiset, daß es der Poesie nicht ganz und gar an natürlichen Zeichen mangelt. Sie hat aber auch ein Mittel ihre willkührliche Zeichen zu dem Werthe der natürlichen zu erheben,[3] nehmlich die Metapher. Da nehmlich die Kraft der natürlichen Zeichen in ihrer Aehnlichkeit mit den Dingen besteht, so führet sie anstatt dieser Aehnlichkeit, welche sie[4] nicht hat,[5] eine andere Aehnlichkeit ein, welche das bezeichnete Ding mit einem andern hat, deßen Begriff leichter und lebhafter erneuert werden kann.

Zu diesem Gebrauche der Metaphern gehören auch die Gleichniße. Denn das Gleichniß ist im Grunde nichts als eine ausgemahlte Metapher, oder die Metapher nichts als ein[6] zusammengezogenes Gleichniß.

Die Unmöglichkeit, in der sich die Mahlerey befindet, sich dieses Mittels zu bedienen, giebt der Poesie einen großen Vorzug, indem sie sonach eine Art von Zeichen hat, welche[7] die Kraft der natürlichen haben, nur daß sie diese Zeichen selbst hinwiederum durch willkührliche ausdrücken muß.

26.[8]

Nicht jeder Gebrauch der willkührlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen ist Poesie; Warum soll jeder Gebrauch natürlicher neben einander stehender sichtbarer Zeichen Mahlerey seyn, in so fern Mahlerey für die Schwester der Poesie angenommen wird?

So gut es von[9] jenen einen Gebrauch giebt, der nicht eigentlich auf die Teuschung gehet, durch[10] den man[11] mehr zu belehren, als zu vergnügen, mehr sich verständlich zu machen, als mit sich fortzureißen

---

[1] [verbessert aus] als wie [?] die Sache [2] [Hier ist in der Hs. der Rest der Seite leer gelassen, vielleicht ohne weitere Absicht, da nur noch wenig freier Raum vorhanden war, vielleicht aber auch, um später Beispiele einfügen zu können] [3] [dahinter] welches der Mahlerey [durchstrichen] [4] [verbessert aus] sich [5] [verbessert aus] haben kann [6] eine [verschrieben Hs.] [7] [verbessert aus] die [8] [Nr. IX der Handschriften, ein ziemlich großes Quartblatt, nur auf einer Seite halb beschrieben; zuerst 1788, S. 344—345 gedruckt, bei Hempel (S. 309) als Nr. 17 gezählt. Der Entwurf knüpft einigermaßen an ähnliche Sätze aus Nr. 8 (besonders Abschnitt III, Kapitel IV) an wie Nr. 25 und gehört überhaupt nach seinem Inhalte in die Nähe der drei vorausgehenden Entwürfe, mit denen er ziemlich gleichzeitig etwa im Frühling oder Sommer 1766 entstanden sein mag.] [9] [verbessert aus] bey [10] [verbessert aus] der [11] [verbessert aus] wir

sucht; das ist,[1] so gut die Sprache ihre Prosa hat, so gut muß auch die Mahlerey dergleichen haben.

Es giebt also poetische und prosaische Mahler.

Prosaische Mahler sind diejenigen, welche die Dinge die sie nachahmen wollen, nicht dem Wesen ihrer Zeichen anmeßen.

1. Ihre Zeichen sind neben einander stehend; welche folglich Dinge, die auf einander folgen damit vorstellen,
2. ihre Zeichen sind natürlich, welche folglich sie mit willkührlichen vermischen. Die Allegoristen.
3. ihre Zeichen sind sichtbar, welche folglich nicht durch das sichtbare das Sichtbare, sondern das Hörbare oder Gegenstände anderer[2] Sinne vorstellen wollen. Erläuterung the enraged Musician vom Hogarth.

27.[3]

Von der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich die schönen Künste bedienen, hanget auch die Möglichkeit und Leichtigkeit ab, mehrere derselben mit einander zu einer gemeinschaftlichen Wirkung zu verbinden.

Die Verschiedenheit zwar, nach welcher sich ein Theil der schönen Künste willkührlicher und der andere natürlicher Zeichen bedienet, kann bey[4] dieser Verbindung nicht besonders in Betrachtung kommen. Da die willkührlichen Zeichen, eben deswegen weil sie willkührlich sind, alle mögliche Dinge in allen ihren möglichen Verbindungen ausdrücken können, so ist von dieser Seite ihre Verbindung mit den natürlichen Zeichen ohne Ausnahme möglich.

Allein da diese willkührliche Zeichen zugleich auf einander folgende

---

[1] das ist, [fehlte ursprünglich] [2] ander [Hs.]

[3] [Nr. IX der Handschriften, zwei in einander gelegte halbe Bogen in 4°, im ganzen 8 Seiten, größtenteils halbbrüchig mit kleinen, aber meist saubern und deutlichen Zügen beschrieben; zuerst 1788 S. 333—341 gedruckt, bei Hempel (S. 303—307) als Nr. 15 gezählt. Der Entwurf knüpft an einige Sätze in Nr. 8 (Abschnitt III, Kapitel VI und VII) an und gehört als umfangreiche Vorarbeit für den dritten Teil des „Laokoon" wohl ungefähr der gleichen Zeit wie die vorausgehenden vier Nummern an. Auch der Hinweis auf verschiedene Opern deutet auf die Jahre nach Breslau, wo Lessing schwerlich Opern zu hören bekommen hatte. Andrerseits zeigen die Bemerkungen über die gegenseitige Unterstützung von Dichtkunst und Musik, die Lessing im 26. und 27. Stück der „Dramaturgie" Juli 1767) macht, seine Ansichten im Einzelnen entwickelter als unser Entwurf, den auch die Worte im 4. Stück der „Dramaturgie" (Mai 1767) über die antiken Pantomimen vorauszusetzen scheinen. Demnach dürfte Nr. 27 noch in Berlin, etwa im Sommer 1766, entstanden sein.] [4] [verbessert aus] auf

Zeichen sind, die natürlichen Zeichen aber nicht alle auf einander folgen, sondern eine Art derselben neben einander geordnet werden müßen: so folget von selbst, daß die willkührlichen Zeichen sich[1] mit diesen beyden Arten natürlicher Zeichen nicht gleich leicht und gleich intim werden vereinigen laßen.

Daß willkührliche auf einander folgende Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden Zeichen sich leichter und intimer werden vereinigen laßen, als mit natürlichen nebeneinandergeordneten Zeichen, ist klar. Da aber auf beyden Theilen noch der Unterschied hinzukommen kann, daß es entweder Zeichen für einerley oder für verschiedne Sinne sind, so kann diese intime Verbindung wiederum ihre Grade haben.

1. Die Vereinigung willkührlicher, aufeinander folgender hörbarer[2] Zeichen, mit natürlichen, aufeinanderfolgenden hörbaren Zeichen ist unstreitig unter allen möglichen die vollkommenste, besonders wenn noch dieses hinzukömmt, daß beyderley Zeichen nicht allein für einerley Sinn sind, sondern auch von eben demselben Organo zu gleicher Zeit gefaßt und hervorgebracht werden können.

Von dieser Art ist die Verbindung der Poesie und Musik, so daß die Natur selbst sie nicht sowohl zur[3] Verbindung, als vielmehr zu einer und eben derselben Kunst bestimmt zu haben scheinet.

Es hat[4] auch wirklich eine Zeit gegeben, wo sie beyde zusammen nur eine Kunst ausmachten. Ich will indeß[5] nicht leugnen, daß die Trennung nicht natürlich erfolgt sey,[6] noch weniger will ich die Ausübung der einen ohne die andere tadeln, aber ich darf doch betauern, daß durch diese Trennung man an die Verbindung fast gar nicht mehr denkt, oder wenn man ja noch daran denkt, man die eine Kunst nur zu einer Hilfskunst der andern macht, und von einer gemeinschaftlichen Wirkung, welche beyde zu gleichen Theilen hervorbringen, gar nichts mehr weis. Hernach ist noch auch dieses zu erinnern, daß man nur eine Verbindung ausübet, in welcher die Dichtkunst die helfende Kunst ist,[7] nehmlich in der Oper, die Verbindung aber, wo die Musik die helfende Kunst wäre, noch unbearbeitet gelaßen hat.* Oder sollte ich sagen, daß man in der Oper

* Vielleicht[8] ließe sich hieraus ein wesentliches Unterscheidungszeichen zwischen der Französischen und Italienischen Oper festsetzen.

[1] sich [fehlte ursprünglich] [2] [vorher] mit [durchstrichen] [3] zu [anscheinend Hs.] [4] [verbessert aus] muß [5] indeß [nachträglich eingefügt] [6] sey [nachträglich eingefügt] [7] ist [nachträglich eingefügt, dahinter anscheinend] so [durchstrichen] [8] [Die ganze Anmerkung ist nachträglich auf dem Rande der Hs. beigefügt]

auf beyde Verbindung gedacht habe; nehmlich auf die Verbindung wo die Poesie die helfende Kunst ist, in der Arie; und auf die Verbindung, wo die Musik die helfende Kunst ist, im Recitative? Es scheinet so. Nur dürfte die Frage dabey seyn, ob diese vermischte Verbindung, wo um die Reihe die eine Kunst der andern subserviret, in einem und eben demselben Ganzen natürlich sey, und ob die wollüstigere, welches ohnstreitig die ist, wo die Poesie der Musik subserviret, nicht der andern schadet, und unser Ohr zu sehr vergnüget, als daß es das wenigere Vergnügen bey der andern nicht zu matt und schläfrig finden sollte.

Dieses Subserviren unter den beyden Künsten, bestehet darinn, daß die eine vor der andern zum Hauptwerke gemacht wird, nicht aber darinn, daß sich die eine bloß nach der andern richtet, und wenn ihre verschiedne Regeln in Collision kommen, daß die eine der andern so viel nachgiebt als möglich. Denn dieses ist auch in der alten Verbindung geschehen.

Aber woher diese verschiedne Regeln, wenn es wahr ist, daß beyder Zeichen einer so intimen Verbindung fähig sind? Daher, daß beyder Zeichen zwar in der Folge der Zeit wirken, aber das Maaß der Zeit welches den Zeichen der einen und den Zeichen der andern entspricht, nicht einerley ist. Die einzeln Töne in der Musik sind keine Zeichen, sie bedeuten nichts und drucken nichts aus; sondern ihre Zeichen sind die Folgen der Töne, welche Leidenschaft erregen und bedeuten können. Die willkührlichen Zeichen der Worte hingegen bedeuten vor sich selbst etwas, und ein einziger Laut[1] als willkührliches Zeichen kann so viel ausdrücken, als die Musik nicht anders als in einer langen Folge von Tönen empfindlich machen kann. Hieraus entspringt die Regel, daß die Poesie welche mit Musik verbunden werden soll, nicht von der gedrungenen[2] Art seyn

In der Französischen Oper ist die Poesie weniger die Hülfkunst; und es ist natürlich, daß die Musik derselben so nach nicht so brillant werden können.

In der italiänischen hingegen ist alles der Musik untergeordnet. Dieses sieht man selbst aus der Einrichtung der Opern des Metastasio; aus der unnöthigen Häuffung der Personen z. E. in der Zenobia, welche noch weit verwickelter ist, als Crebillions; aus der übeln Gewohnheit jede Scene, auch die aller passionirteste mit einer Arie zu schließen. (Der Sänger will beym Abgehen für seine Cadence geklatscht seyn.)

Man müßte in dieser Absicht die besten französischen Opern, als Atys, und Armide gegen die besten des Metastasio untersuchen.

---

[1] [verbessert aus] Ton [2] gedrungen [Hs.]

muß, daß es bey ihr keine Schönheit ist, den besten Gedanken in so wenig als mögliche Worte zu bringen, sondern daß sie vielmehr jedem[1] Gedanken durch die längsten geschmeidigsten Worte so viel[2] Ausdehnung geben muß, als die Musik braucht, etwas ähnliches hervorbringen zu können. Man hat den Componisten vorgeworffen, daß ihnen die schlechteste Poesie die beste wäre, und sie dadurch lächerlich zu machen geglaubt. Aber sie ist ihnen nicht deswegen[3] die liebste, weil sie schlecht ist, sondern weil die schlechte nicht gedrengt und gepreßt ist. Es[4] ist aber darum nicht jede Poesie, welche nicht gedrengt und gepreßt ist, schlecht; sie kann vielmehr sehr gut seyn, ob sie gleich freylich, als bloße Poesie betrachtet, nachdrücklicher und schöner seyn könnte. Allein sie soll auch nicht als bloße Poesie betrachtet werden.

Daß eine Sprache vor der andern zur Musik geschickt sey, ist wohl unstreitig, nur[5] will gern kein Volk das wenigere auf seine Sprache kommen laßen. Die Unschiklichkeit beruht aber nicht bloß in der rauhen und harten Aussprache, sondern auch, zu[6] Folge der gemachten Anmerkung in der Kürze der Wörter, und zwar dieses nicht weil die kurzen Wörter auch meistentheils hart sind und sich schwer unter einander verbinden laßen, sondern auch schon deswegen, weil sie kurz sind, weil sie zu wenig Zeit brauchen, als daß ihnen die Musik mit ihren Zeichen gleichen Schritts folgen könnte.

Völlig kann keine Sprache von der Beschaffenheit seyn, daß ihre Zeichen eben so viel Zeit erfoderten, als die Zeichen der Musik,[7] und ich glaube, dieses ist der natürliche Anlaß gewesen, ganze Passagen auf eine Sylbe zu legen.

2. Nach dieser vollkommensten Vereinigung der Poesie und Musik folget die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit willkührlichen[8] auf einander folgenden sichtbarn Zeichen, das ist die Verbindung der Musik mit der Tanzkunst, der Poesie mit der Tanzkunst, und der vereinigten Musik und Poesie mit der Tanzkunst.

Unter diesen drey Verbindungen, von welchen allen wir bey den Alten Exempel finden, ist wiederum die Verbindung der Musik mit der Tanzkunst die vollkommnere. Denn[9] obschon hörbare mit sichtbaren Zeichen

[1] jeden [anscheinend Hs., verbessert aus] ihm [2] [verbessert aus] die [3] [verbessert aus] nur deswegen [4] [vorher] Aber [durchstrichen] [5] [vorher] und [durchstrichen] [6] [vorher] in der Kürze [durchstrichen] [7] Sprache, [verschrieben Hs.] [8] willkührlich [Hs.] [9] [verbessert aus] Wir tanzen [?]

verbunden werden, so fällt doch dafür[1] hinwiederum der Unterschied des Zeitraumes den diese Zeichen nöthig haben weg, welcher in der Verbindung der Poesie mit der Tanzkunst, oder der vereinigten Poesie und Musik mit der Tanzkunst bleibet.

3. Wie es eine Verbindung willkührlich aufeinanderfolgender höhrbarer Zeichen mit natürlich auf einander folgenden höhrbaren[2] Zeichen giebt: sollte es nicht auch eine Verbindung willkührlicher aufeinanderfolgender sichtbarer Zeichen, mit natürlichen[3] aufeinanderfolgenden sichtbaren Zeichen geben? Ich glaube dieses war die Pantomine der Alten, wenn wir sie außer ihrer Verbindung mit der Musik betrachten.* Denn es ist gewiß daß die Pantomine nicht aus bloß natürlichen[4] Bewegungen und Stellungen bestand,[5] sondern, daß sie auch willkührliche zu Hülfe nahm, deren Bedeutung von der Convention abhing.

Dieses muß man annehmen um die Vollkommenheit der alten Pantomine wahrscheinlich zu finden, zu welcher noch ihre Verbindung mit der Poesie vieles beytrug. Dieses war aber eine Verbindung von einer besondern Art, indem nicht Zeichen und Zeichen mit einander verbunden wurden, sondern bloß die Folge der einen nach der Folge der andern eingerichtet, bey der Ausführung diese letztere aber unterdrückt ward.

II. Dieses waren die vollkommnen Verbindungen, die unvollkommnen sind diejenigen, da willkührliche aufeinander folgende Zeichen mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen verbunden werden, deren vornehmste die Verbindung der Mahlerey mit der Poesie seyn würde. Wegen des Unterschiedes, daß die Zeichen der einen im Raume und die Zeichen der andern in der Zeit[6] auf einander folgen kan keine vollkommne Verbindung entstehen, woraus eine gemeinschaftliche Wirkung entspränge, sondern nur eine Verbindung bey welcher die eine der andern untergeordnet ist.

Erstlich also die Verbindung, wo die Mahlerey der Dichtkunst untergeordnet ist. Hieher gehört der Gebrauch der Bänkelsänger, den Inhalt ihrer Lieder mahlen zu laßen, und darauf zu weisen.

Die Verbindung, welche Caylus angiebt, ist mehr von der Art,

* Die einfache Kunst, welche sich willkührlich auf einander folgender sichtbarer Zeichen bedient, würde die Sprache der Stummen seyn.

[1] [verbessert aus] wiederum [2] [verbessert aus] sicht [= sichtbaren] [3] [verbessert aus] willkührlich [4] [verbessert aus] willkührlichen [5] bestand [nachträglich eingefügt] [6] [verbessert aus] im Rau [= Raume]

wie[1] die alte Pantomine mit der Poesie verbunden war. Diese ist die Folge der Zeichen der einen durch die Folge der[2] Zeichen der andern zu bestimmen.

28.[3]

In den Gemählden in der Vaticanischen Handschrift des Virgils, welche Bartoli bereits stechen laßen, und Antonio Ambrogi in s. mehr prächtigen als schönen Ausgabe des Virgils (Roma 1764 in 3 fol.) nach ihm, erscheinet Laokoon gleichfalls mit beyden Kindern zugleich umschlungen, zum Beweise, daß man auch damals[4] den Virgil nicht anders verstanden als ich sage.

Laokoon ist in diesem Gemählde nackend, bis auf einen kurzen Mantel, welchen der Wind über das Gesichte wehet. Auch die Windungen der Schlangen sind nicht die Virgilischen, sie gehn zwar zweymal um den Leib, aber kreuzweis, und um den Hals gar nicht.

Auch der P. Catrou in s. Virgil hält dafür, daß der Dichter seine Beschreibung nach der Gruppe gemacht habe; die er wie Fontain[5] für ein Werk des Phidias hält. Dieses führt Ambrogi aus ihm an, ohne ihn zu widerlegen. Und Ambrogi lebt doch in Rom.

♯

Unter den übrigen Kupfern, welche Ambrogi seiner Ausgabe beygefüget, sind auch einige von sogenannten alten Gemählden aus dem Kircherschen Musäo, deren eins (Tom. III. p. 23) die Juno vorstellet, wie sie die Alekto aus der Hölle ruft. Juno sitzet auf einer Wolke an dem Eingange einer Höhle, und vor ihr stehen zwey Figuren, die eckel und abscheulich seyn. Ich halte dieses Gemählde nicht für alt.

---

[1] [verbessert aus] welche [2] Folge der [nachträglich eingefügt]

[3] [Nr. XXVI der Handschriften, ein großes, nur auf einer Seite halbbrüchig mit flüchtigen Zügen beschriebenes Quartblatt, über das eine spätere Hand die Bemerkung „F. Ad V. S. 58. 59" gesetzt hat; zuerst bei Hempel S. 286—287 als Nr. 8 a gedruckt. Die Aufzeichnungen beziehen sich auf den zweiten und dritten Band von Ambrogis Ausgabe des Virgil, die 1764 und 1765 zu Rom erschienen. Und zwar ist die Widmung des zweiten Bandes vom 14. April 1764, die des dritten vom 20. Dezember 1765 datiert. Das ganze Werk kann also frühestens im Frühling 1766 in Berlin gewesen sein, und bis es in Lessings Hände kam, mögen leicht noch einige Monate vergangen sein. So wird unser Blatt wohl nicht vor dem Sommer 1766 entstanden sein. Der in der Handschriftensammlung damit zusammengestellte weitere Bogen ist schon unter Nr. 16 mitgeteilt.] [4] [dahinter] schon [durchstrichen] [5] [so Hs. statt Desfontaines]

29.[1]

Laocoon.[2]

Nach dem Petit müßte nothwendig das Kunstwerk später seyn als die Beschreibung des Virgils: denn er will, daß die ganze Episode des Laokoon eine Erfindung des Virgils sey. (Lib. IV. Miscell. Obs. cap. XIII.) Tametsi Servius re vera hoc Laocoonti accidisse ex Euphorione refert: quod piaculum contraxisset, coeundo cum uxore ante simulacrum numinis, verisimilius tamen est, a Marone hoc totum fuisse inventum, ac pro machina inductum, qua dignum vindice nodum explicaret, quomodo videlicet ausi sint Trojani tam enormem et concavam simulacri compagem transferre in urbem etc. Allein diese Meinung des Petit ist leicht zu widerlegen; indem der Spuren der nehmlichen Geschichte des Laokoon bey früheren, und zwar griechischen Scribenten, eben so viele als klare und deutliche sind.

Laokoon, siehe vorhergehende Seite.[3]

Einzelne Gedanken zur Fortsetzung meines Werks.

Ich behaupte, daß nur das die Bestimmung einer Kunst seyn kann, wozu sie einzig und allein geschickt ist, und nicht das, was andere Künste eben so gut, wo nicht beßer leisten können, als sie. Ich finde bey dem Plutarch ein Gleichniß, das dieses sehr wohl erläutert. Wer, sagt er (de Audit. p. 43. edit. Xyl.), mit dem Schlüßel Holz spellen und mit der Axt die Thüren öfnen will, verdierbt nicht so wohl beide Werkzeuge, als daß er sich selbst des Nutzens beider Werkzeuge beraubt.

30.[4]

Preface.

Celui, qui compara le premier la Peinture et la Poesie, etoit

[1] [Die beiden Abschnitte von Nr. 29 befinden sich nicht unter den eigentlichen Laokoonhandschriften sondern stammen aus dem Kollektaneenheft (jetzt in der Breslauer Stadtbibliothek). Da Lessing sich dieses Heft erst im Spätsommer 1768 anlegte, können auch unsre beiden den „Laokoon" betreffenden Einträge nicht früher gemacht sein. Doch werden sie auch nicht viel später und jedenfalls noch in die Hamburger Zeit, also spätestens wohl in den Winter 1769/70 fallen. Gedruckt erschienen sie zuerst in umgekehrter Reihenfolge 1788, S. 370–371; bei Hempel (316–317) sind sie als Nr. 22 gezählt.] [2] [Dazu bemerkte Karl Lessing: (M. A. p. 370)] [3] [Dazu bemerkte Karl Lessing: (s. M. A. p. 370)]

[4] [Nr. XV der Handschriften, ein Bogen in 4°, von dessen 8 Seiten nicht ganz 7 halbbrüchig mit

un homme sensible qui s'appercevoit[1] que les deux arts faisoient sur lui des impressions semblables. Tout les deux, se disoit-il, nous representent des choses absentes comme presentes, l'apparence comme realité; tout les deux font illusion, et cette illusion plait. (nous fait plaisir)

Un second tacha de penetrer dans l'interieur de ce plaisir, et fit la decouverte, (remarqua, decouvrit,)[2] qu'il decouloit[3] dans l'un et dans l'autre de la meme source. La beauté, l'idée de la quelle s'abstrait (nous vient)[2] origineremont d'objets corporels, a des regles universelles, qui se laissent appliquer à plusieurs autres choses; à des actions, à des pensées, aussi bien qu'à des formes.

Un troisieme, faisant attention au prix et à l'emploi different de ces regles generales, remarqua, que les unes dominoient le plus dans la Peinture, et les autres dans la Poesie; par consequent qu'à l'egard de celles-la la Peinture scauroit[4] fournir des explications et des exemples à la Poesie, comme à l'egard de celles-ci la Poesie à la Peinture.

Le premier c'etoit l'Amateur; le second le Philosophe; le troisieme le Critique.

Les deux premiers ne pouvoient pas aisement faire un mauvais[5] usage, ni de leurs sensations ni de leur conclusions. Mais quant aux observations du Critique, le principal consiste dans la justesse de l'application sur tel ou tel cas particulier: et comme de tout tems le nombre des Critiques ingenieux a surpassé de beaucoup celui des judicieux, ce seroit un vrai miracle, si cette

---

sauberen und meist deutlichen Zügen beschrieben sind, reich an Korrekturen, die zum Teil kaum leserlich sind. Von fremder Hand ist darüber bemerkt: „G. Franz. Uebers. des Laocoon." Gedruckt wurde der Bogen zuerst 1839 in Lachmanns Ausgabe, S. 167—169; bei Hempel (S. 325—327) ist er als Nr. 30 gezählt. Nach den letzten Sätzen der französischen Vorrede zu schließen, wurde diese Übertragung erst einige Jahre nach dem Erscheinen des deutschen „Laokoon" versucht, also vielleicht 1770, wie Erich Schmidt (Lessing, Bd. II, S. 56) annimmt, wohl weil Lessing am 5. Januar 1770 seinem Verleger Chrn. Frd. Voß die Absicht mitteilt, in Wolfenbüttel sogleich wieder ernstlich an den „Laokoon" zu gehen. Schmidts weitere Vermutung, daß die französische Übersetzung vielleicht auf einen älteren Plan etwa aus dem Sommer 1766 zurückgehe und wohl nur ein damals zurückgelegtes Blatt mit kleinen Änderungen sei, ist zwar sehr ansprechend, läßt sich aber mindestens durch die äußere Form der Handschrift nicht bekräftigen.]

[1] [verbessert aus] Celui, qui le premier comparait [verbessert in compara le premier, dann auch dieses durchstrichen] ensemble la Peinture et la Poesie entre elles, [die zwei letzten Worte nachträglich eingefügt] etoit un homme d'un tact subtile, qui sentit

[2] [Die zwei hier eingeklammerten Worte sind in der Hs. ohne Klammern über das Vorausgehende geschrieben]

[3] [verbessert aus] couloit

[4] [verbessert aus] pourroit [?]

[5] [anscheinend verbessert aus] mé [= mésus?]

application s'etoit[1] tousjours faite avec toute la precaution exquise pour tenir la balance juste entre les deux arts.

Si Apelle[2] et Protogene[3] ont[4] confirmé et eclairci[5] dans leurs ecrits maintenant perdus sur la peinture, les regles de cet art par les regles de la Poesie deja etablies, on peut etre sur, qu'ils l'auront fait[6] avec toute la moderation et toute la precision, avec laquelle nous voyons encore aujourd'hui, qu'Aristote, Cicero, Horace, Quintilien cherchent à appliquer[7] dans[8] leurs ouvrages les principes et les experiences de la Peinture sur l'Eloquence et la Poesie. Car ne[9] faire jamais ni trop, ni trop peu, voila le privilege des Anciens.

Mais nous autres modernes nous sommes[10] flatté, de les devancer[11] de bien loin en changeant[12] leurs petites allées en des grands chemins: dussent meme les grands chemins par la, malgré leur avantage d'etre plus courts et plus surs, devenir des sentiers tout aussi[13] peu battus que ceux qui[14] menent[15] par les deserts.

Apparement que l'Antithese brilliante de Simonide, que la Peinture ne soit[16] qu'une Poesie[17] muette, et la Poesie une Peinture parlante, ne se trouva point dans un ouvrage dogmatique. C'etoit un trait d'esprit, come ce Poete[18] en avoit d'autres, qui en partie sont d'une verité si frappante, qu'on ne prend pas garde à ce que le reste en[19] a de vague[20] et de faux.

Les Anciens pourtant ne s'y abusèrent point.[21] Car admettant pleinement[22] la sentence de Simonide quant à l'impression des deux arts, ils n'oublierent point de nous bien imprimer dans l'esprit, que malgré la parfaite resemblence de cette impression, ils differoient encore beaucoup tant à l'egard des objets qu'à l'egard de la maniere de leur imitation. *(ὑλῃ και τροποις μιμησεως)*

Ce ne sont que les Critiques[23] modernes, qui, tout comme si une telle[24] difference etoit absolument imaginaire, ou n'importoit

[1] [verbessert aus] s'avoit [2] [verbessert aus] En cas qu'Apelle [3] [verbessert aus] Protogenes [4] [vorher] dans [durchstrichen] [5] [aus einem unleserlichen Wort verbessert] [6] [verbessert aus] que cela aura [?] été fait [7] cherchent à appliquer [verbessert aus] appliquent [8] [verbessert aus] à [9] [dahinter] rien [durchstrichen] [10] [verbessert aus] avons [11] [verbessert aus] de .... [unleserlich] [12] changant [verschrieben Hs.] [13] tout aussi [später eingefügt] [14] que ceux qui [verbessert aus] tels qui [15] menenent [verschrieben Hs.] [16] [verbessert aus] n'etoit [17] Poesi [verschrieben Hs.] [18] [verbessert aus] Simonide [19] en [nachträglich eingefügt] [20] [verbessert aus] faux [21] [verbessert aus] y prirent bien garde. [22] pleinement [nachträglich eingefügt] [23] Critique [Hs.] [24] une telle [verbessert aus] cette

point du tout, ont conclû de ce que la Poesie et la Peinture se resemblent en partie, des choses bien cruës. Tantot ils releguent la Poesie dans les bornes estroits de la Peinture, tantot ils donnent à remplir à la Peinture toute la vaste sphere de la Poesie: tout ce qui n'est pas defendu à l'une, doit aussi etre permis à l'autre:[1] tout ce qui plait ou deplait dans l'une, doit de necessité[2] aussi plaire ou deplaire dans l'autre: et pleins de cette idée ils prononcent avec le ton le plus imposant les jugements les plus superficiels,[3] lorsqu'en remarquant,[4] dans les ouvrages du Poete et du Peintre sur le meme sujet, de ces points, ou l'un s'est eloigné de l'autre, ils en font un crime ou à[5] l'un ou à l'autre, selon que leur gout les porte le plus[6] ou vers la poesie ou vers la peinture.

Cette fausse critique a[7] egaré[8] en partie les Virtuosos meme. Elle a fait naitre dans la Poesie la rage de vouloir[9] peindre tout, et dans la Peinture celle des allegories; le[10] tout dans la pleine et pure intention, de faire de l'une un tableau parlant, sans[11] savoir proprement ce qu'elle peut et doit peindre, et de l'autre un Poeme muët, sans avoir consideré, jusqu'à quel point elle peut exprimer des idée generales sans s'egarer de leur destination et degenerer en une espece d'ecriture de simple convention.

D'aller à l'encontre de ce gout manqué,[12] de combattre les jugements[13] trop peu approfondis des Critiques,[14] c'est la le dessein principale des discours suivants.

Ils ne[15] se sont formés qu'[15]occasionellement, et plus selon la suite de ma lecture, que selon le[16] developpement methodique de principes generaux. Ce sont donc plutot des materiaux sans ordre pour en faire un livre, qu'un livre.

Il y a quelques années que j'en ai donné le commencement

[1] tout ce qui .... à l'autre: [nachträglich eingefügt] [2] de necessité [nachträglich eingefügt, verbessert aus] de toute necessité [3] [verbessert aus] fades, [4] en remarquent, [verschrieben Hs.] [5] à [nachträglich eingefügt] [6] le plus [fehlte ursprünglich] [7] [dahinter] meme [durchstrichen] [8] [dahinter ein unleserlich durchstrichenes Wort] [9] [verbessert aus] tout [10] [vorher] .... à faire [durchstrichen, der Anfang unleserlich] [11] [dahinter ein ganz kurzes, unleserlich durchstrichenes Wort] [12] [verbessert aus] De combattre ce faux gout [13] [verbessert aus] et de s'opposer aux dits jugements [14] des Critiques [nachträglich eingefügt] [15] ne [und] qu' [nachträglich eingefügt] [16] [verbessert aus] un

en Alemand. Je vais le rediger[1] de nouveau et d'en donner la suite en Francois, cette langue m'etant dans ces matieres[2] tout au moins aussi familiere que l'autre. La langue allemande, quoique elle ne lui cede en rien[3] etant manié comme il faut, est pourtant encore à former, à creer meme, pour plusieurs genres de composition, dont celui-ci n'est pas le moindre. Mais à quoi bon se donner cette peine, au risque meme de n'y reussir pas[4] au gout de ses compatriots? Voila la langue francoise deja toute creée,[5] toute formée: risquons donc le paquet. Et qu'y a-t-il à risquer? Tout delicats que les Francois sont sur le chapitre de leur langue: je les connois d'assez bonne composition à l'egard d'un etranger, qui n'y pretend à rien, qu'à etre clair et precis.

[1] [verbessert aus] digerer [2] matieries [verschrieben Hs.] [3] [dahinter] autre des bonnes mains [durchstrichen] [4] pas [nachträglich eingefügt] [5] crée, [Hs.]